Deutschlands Kolonien

ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen

Von

Rochus Schmidt

ehemaliger Kompanieführer in der Kaiserlichen Schutztruppe
für Deutsch-Ost-Afrika
Hauptmann der Landwehr-Feldartillerie

Zweiter Band

Mit über hundert Bildern und sechs Karten

10.—12. Tausend

Berlin

Verlag des Vereins der Bücherfreunde

Schall & Grund

Vorwort zum zweiten Band

Die im vorliegenden Bande behandelten Kolonien hat der Verfasser durchweg persönlich nicht kennen gelernt. Da er es nach Möglichkeit vermeiden wollte, detaillierte und determinierte Urteile über ihm persönlich durch Augenschein nicht vertraute Verhältnisse auszusprechen, so hat er bei diesem Bande die ihm gebotene Hilfe wohlerfahrener Personen und Gesellschaften, sowie die vorhandenen Quellen in reichem Maße benutzt.

Für Unterstützung bei der Arbeit spricht der Verfasser seinen Dank aus zunächst dem in der Südsee durch längeren Aufenthalt wohlinformierten Herrn Dr. Neubaur; aus seiner Feder stammen die sämtlichen jene Schutzgebiete behandelnden Kapitel. Ferner werde der Dank des Verfassers für Hergabe von Material der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Neu-Guinea-Kompanie und dem Vorsteher des Direktionsbureaus der letzteren, Herrn von Beck, ausgesprochen, der sich der mühevollen Arbeit der Durchsicht des bezüglichen Manuskripts unterzog. Für die litterarische Durcharbeitung des Manuskripts von Kamerun ist der Verfasser Herrn Gerhard Stein zu Dank verbunden. Die im übrigen benutzten Hilfsquellen sind umstehend angegeben.

Für die liebenswürdige Abgabe von Photographien ist der Verfasser der Kolonialabteilung des Auswärtigen Amtes und ihrem Direktor, Herrn Wirklichen Geheimen Legationsrat Dr. Kayser, der Deutschen Kolonialgesellschaft, der Neu-Guinea-Kompanie, den Herren Adolph Wörmann, Hauptmann Morgen, Dr. Zintgraff, von Tippelskirch, Rechnungsrat Sturtz, Missionsdirektor Dr. Schreiber, Privatdocent Dr. Gürich, Beamter der Neu-Guinea-Kompanie Schmidt und Maler Conrad Weidmann zu großem Dank verbunden.

Berlin, im März 1895

Der Verfasser

Benutzte Quellen

Amtliches Kolonialblatt, Weißbücher und Denkschriften des Auswärtigen Amtes, Veröffentlichungen der Neu-Guinea-Kompanie, Mitteilungen der Gesellschaft für Erdkunde, Schriften von Dr. Partsch, G. Meinecke, Zöller, v. Koschitzky, Dr. Zintgraff, Seiler, Dr. Schinz, Henrici, Konsul Hernsheim, Parkinson.

Inhaltsverzeichnis

Zweiter Abschnitt

Deutsch-Westafrika

Erstes Kapitel

Das Schutzgebiet Kamerun

1. Der Boden und das Klima

Auf einem kleinen, von den Fluten des Kamerunflusses bespülten Hügel in der Nähe der Stadt des Negerhäuptlings Bell, vollzog sich am 14. Juli 1884 jener denkwürdige und bedeutungsvolle Akt, welcher das westafrikanische Gebiet Kamerun zum deutschen Schutzgebiet machte.

Nachdem kurz vorher eine völlig öde, verlassene, bis dahin kaum genannte Küstenstrecke im Südwesten — Angra Pequena — unter deutschen Schutz gestellt worden war, wirkte die Nachricht von der politischen Aktion in Kamerun als eine große Überraschung. Angra Pequena und Kamerun — das waren Worte und Namen, die ganz neu an das Ohr klangen. Und weil sie so neu, so plötzlich aufgetaucht waren und zugleich zwei schroffe Gegensätze in sich darstellten, flogen sie rasch von Mund zu Munde, sie wurden mit einem Schlage volkstümlich. In besonderem Maße aber wurde es Kamerun, das Wort, das so geläufig von den Lippen kommt und sich

so leicht dem Gedächtnis einprägt. Und diese Popularität hat sich unter allen Gebieten, die unter deutscher Schutzherrschaft stehen, Kamerun bis zum heutigen Tage erhalten; es ist dasjenige geblieben, von dem man im Volke am meisten spricht und dem man noch immer das lebhafteste Interesse zuwendet.

Es ist ja bekannt, woher das Wort „Kamerun“ stammt. Nach dem kleinen Tier, dem camarão, dem Seekrebs, der an dieser Küste in ungeheuren Massen lebt, gaben die Portugiesen der Küstenlandschaft und dem Fluß diesen Namen. Als geographischer Name ist er nun für Fluß und Gebiet beibehalten worden, selbst nachdem dieses deutsches Schutzgebiet geworden ist.

Werfen wir nun einen Blick auf das ganze, mit dem Namen „Kamerun“ bezeichnete Gebiet, soweit sich der deutsche Schutz und deutsche Interessen auf dasselbe erstrecken.

An der Biafra-Bai gegenüber der spanischen Insel Fernando Póo dehnt sich in einer Länge von etwa 320 km das Küstengebiet an der Westküste Afrikas aus, und zwar von 4° 30′ nörd. Breite bis 2° 14′ nördl. Breite, mit zwei natürlichen Grenzen, dem Rio del Rey im Norden und dem Campofluß im Süden. Die binnenländische Begrenzung des Schutzgebietes ist aus der dem Buch beigegebenen Karte der Kolonie ersichtlich; der Flächeninhalt der letzteren läßt sich auf etwa 495000 qkm angeben. Kamerun umfaßt also ein Areal, das dem des Deutschen Reiches nahezu gleichkommt.

Der Boden weist in seiner Küstenlandschaft und dem Wechsel von Tief- und Hochland große Mannigfaltigkeit auf. Die Küste, die wegen der starken Brandung des Meeres für große Schiffe nur schwer zugänglich ist — der Verkehr zwischen den auf der Rhede ankernden Schiffen und der Küste muß durch Boote vermittelt werden — zeigt mit ihren tief einschneidenden Buchten eine starke Gliederung, zu der die Mündungsarme der Flüsse viel beitragen. Der Boden an der Küste trägt

infolge dessen verschiedenen Charakter. Während er im Norden und im Süden an den Flußmündungen von Alluvium gebildet wird, das mit üppigen Mangrowe-Waldungen bedeckt ist, tritt im mittleren Teile der Küste der Felsen des Kamerungebirges hervor, der bis in das Meer hineinragt.

Dieses Gebirge erscheint den aus Westen kommenden Seefahrern schon in beträchtlicher Ferne wie ein gewaltiges Wahrzeichen. Mehr als 4100 m über den Meeresspiegel erhebt sich der Götterberg, der höchste des ganzen Gebirgsstockes, während sich das Gebirge selbst in seiner ganzen Mächtigkeit dem Reisenden in der Viktoriabai entfaltet und mit seiner Gestaltung einen imposanten Anblick gewährt.

Die Erforschung des Gebirges bis zu seinen höchsten Gipfeln erwies sich bisher als nicht durchführbar. Nur bis zur Höhe von etwa 2400 m konnten die Expeditionen gelangen; in weiteren Höhen aber schien die Besteigung auf unüberwindliche Hindernisse zu stoßen. Der deutsche Botaniker Mann, der englische Reisende Burton, die deutschen Forscher Flegel, Zöller und Preuß haben zu verschiedenen Zeiten die Durchforschung des Kamerungebirges versucht. Aber fast für alle bildete die Höhe von 2400 m die Grenze. Der rauhe vulkanische, mit Lavamassen überdeckte Boden des Gebirges, das gegen siebzig Vulkane besitzen soll, machte das Aufsteigen in höhere Regionen unmöglich. Die trostlose Trockenheit des Bodens wird erst in der angegebenen Höhe — 2400 m — unterbrochen durch eine Quelle, die den Namen ihres Entdeckers Mann trägt. 300 m höher als die Mannsquelle soll sich noch eine zweite befinden, welche Lewinsquelle genannt wird. Wie schwer die Lebensbedingungen in der Höhe der Mannsquelle sind, ergiebt sich aus einem Versuch, den vier schwedische Jäger hier im Jahre 1884 unternommen hatten. Um die Gegend für die Jagd nutzbar zu machen, errichteten sie an der Mannsquelle eine



Mannsquelle im Kamerungebirge. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

Niederlassung mit mehreren Hütten und kleineren Anlagen. Die Unbilden des Klimas und des rauhen Bodens erwiesen sich aber im Verhältnis zu den geringen

Jagdresultaten so schwer, daß die mutigen Männer schon nach kurzer Zeit ihre Ansiedelung aufgeben und nach dem Südosten herabsteigen mußten. Halb verhungert und erfroren gelangten sie nach dem 660 m hoch gelegenen Dorfe Mapanya, wo sie sich auf längere Dauer niederließen und auf die Bevölkerung einen kultivierenden Einfluß ausübten.

Die höchste Erhebung erreicht das Kamerungebirge — wie schon bemerkt — in dem etwa 4100 m hohen Götterberg (Mongo ma loba), der in drei Kuppen endet, welche die „drei Schwestern" genannt werden. Die höchste Kuppe ist die mittelste, sie stellt den eigentlichen, sagenumwobenen Götterberg dar. Die Eingebornen wagen sich in ihren Jagdzügen nur bis zum Fuße desselben vor; nicht allein die Beschwerlichkeiten der Ersteigung, sondern auch der Glaube, daß auf den Höhen des Götterberges allerlei böse Geister ihr Wesen treiben, hält sie vom Aufstieg ab. Daß es den Europäern gelingt, größere Höhen zu erreichen, wird von den Schwarzen dem Umstande zugeschrieben, daß die weißen Männer von den Geistern eine Medizin erhalten, die sie noch mutiger, stärker und klüger macht, als sie es ohnehin schon sind. Nur in niederen Höhen wagen die Eingebornen ihre Ansiedelungen zu errichten; sie bleiben stets unter 1000 m.

In diesen Höhenlagen ist der Boden noch lehmhaltig und trägt eine üppige tropische Vegetation. Über 1000 m folgt die Urwaldregion mit dichtem Unterholz, worauf sich der Urwald allmählich lichtet, bis sich in der Höhe von 2700 m nur vereinzelt Gras- und Strauchwerk zwischen den Gesteinsmassen zeigt. Von hier an schließen öde Lavafelder und das rauhe Klima jede Vegetation aus.

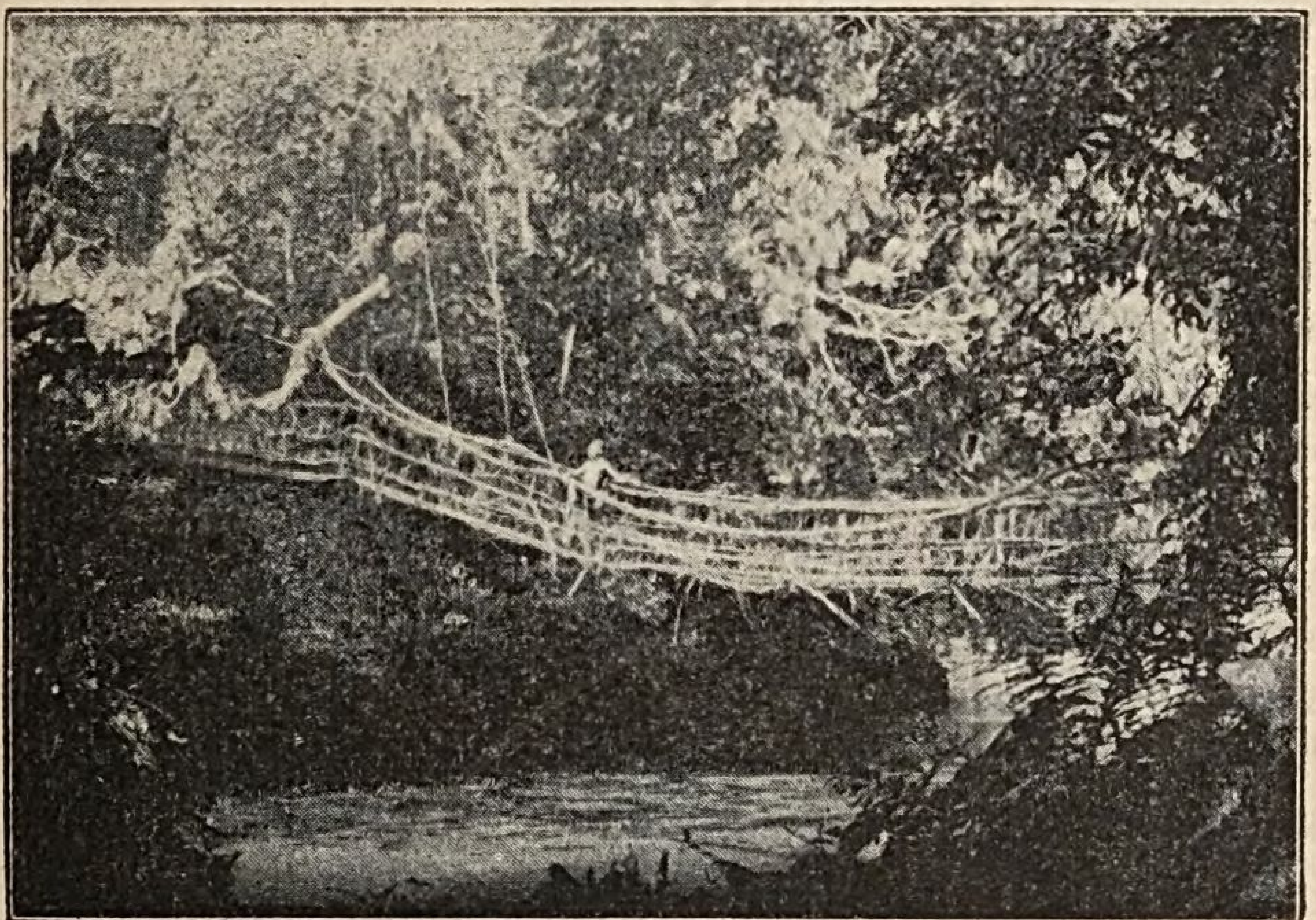
In seiner Formation bildet das Kamerungebirge wohl den einzigen Gebirgsstock, der sich in einer Länge von etwa 50 km und in einer Breite von ungefähr 12 km aus der Tiefebene erhebt. Von da — und

zwar vom südlichsten Teil etwa 20 km von der Küste, von deren Mitte etwa 45—60 km und vom Norden ungefähr 45 km — steigt man zu der ersten Terrasse des Hochlandes empor, die in einer Höhe von etwa 700 m liegt. Nun hebt sich die Landschaft rasch empor zu der zweiten Terrasse, die mit ihren Gipfeln die Höhe von 1100—1400 m erreicht. Diese plötzliche Steigung hat wirtschaftlich insofern einen schweren Nachteil zur Folge, als die vom Gebirge kommenden Flüsse in ihrem Ober- und Mittellauf Katarakte bilden, die die Schiffahrt unmöglich machen.

Von den Flüssen ist der nördlichste der Rio del Rey; er verbindet sich durch lagunenartige Wasserstraßen mit dem bedeutenderen Akwa-Yafe und mit den weiter südlich mündenden Meta, Andokat, Meme und dem Ndianfluß. Außerdem haben von den in das Kamerunbecken mündenden Wasserläufen zur Gestaltung der Küste beigetragen der Mungofluß im Norden, der Kamerun- oder Duallafluß, der die Wasser des Abo und des Wuri in sich aufnimmt, der Dibamba, und der weiter südlich mündende Sanaga, der sich in drei große Arme, den Kwakwa, den Bengo und den Bungo teilt. Der bedeutendste ist jedenfalls der Sanaga, der an der Mündung des Bungo eine Breite von 1300 m, und vor der Abzweigung der Mündungsarme sogar eine Breite von 2000 m erreicht. Die gewaltigen Wassermassen, welche der Sanaga dem Ocean zuführt, reißen bei der Stärke des Gefälls ungeheure Mengen lehmiger Erdmassen mit sich fort, die sich an den Mündungen zu Barren bilden und schon in weiter Entfernung die gelben Wasser des Stromes kenntlich machen. An der weiterhin im Süden gelegenen, abgegliederten Küste münden der Nyong, der Lukundjo, der Kribi und der Campofluß.

Von den Wasserläufen im Binnenlande hat nur der in den Tsadsee mündende Shari, der in einer kurzen Strecke das deutsche Schutzgebiet durchfließt, größere

Bedeutung. Wichtiger ist der Tsadsee selbst, dessen Gestade zum Teil in der deutschen Interessensphäre liegen. Der See, dessen Größe bei niedrigem Wasserstande gegen 2700 qkm, bei Hochwasser aber fast das Doppelte umfaßt, ist eigentlich nur eine Lagune, mit einem Archipel von zahlreichen Inseln, die durch vielfach verzweigte Wasserzüge von einander getrennt werden. Diese Wasserzüge versiegen zu Zeiten gänzlich, zeitweise ver-



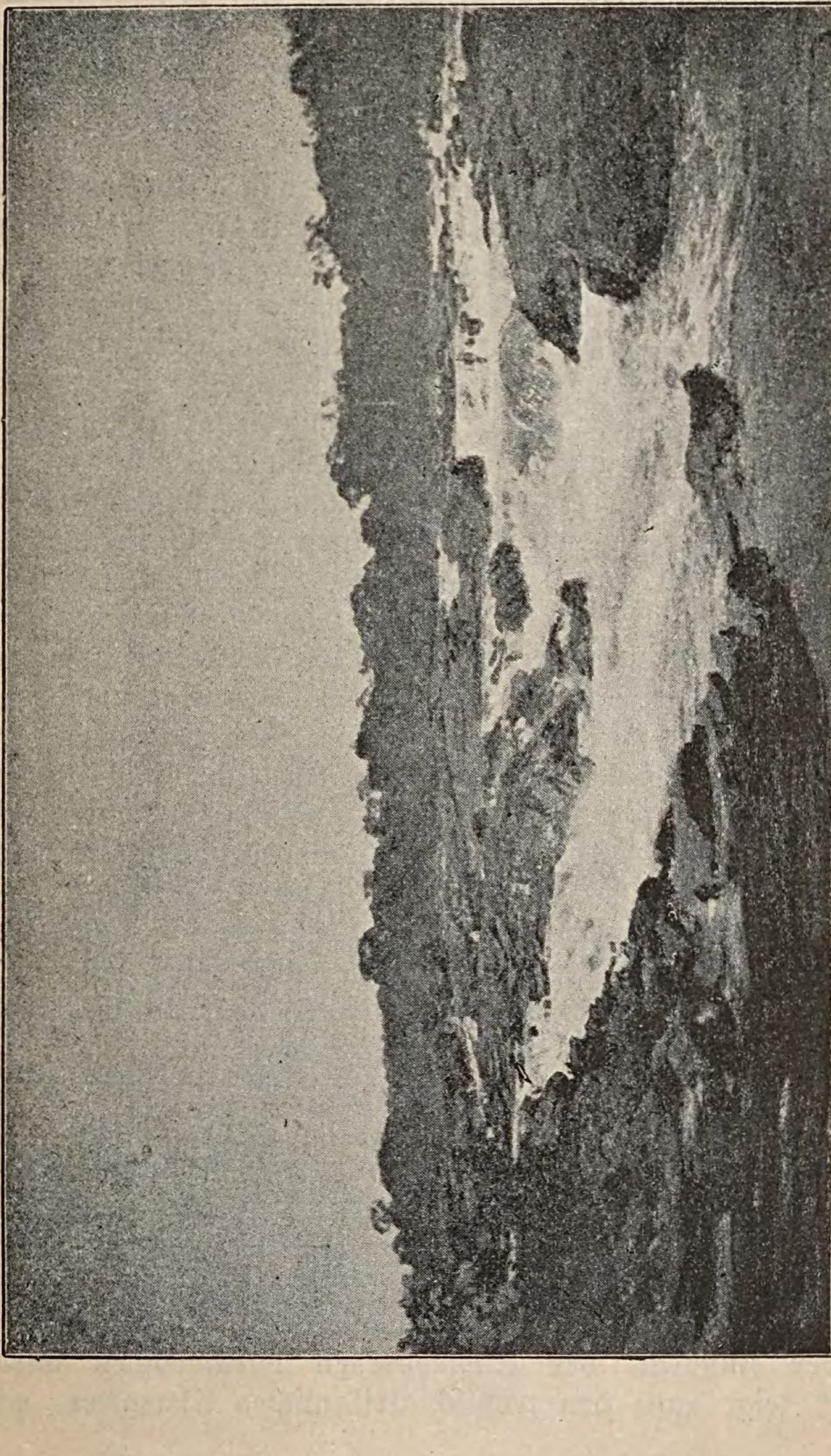
Lianenbrücke über den Mungo. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

mehren sich jedoch die Fluten dermaßen, daß sie weit das sonst trockene Nachbargebiet überschwemmen. Ein anderer größerer See befindet sich in der Küstenregion zwischen dem Oberlauf des Mungo und des Meme — es ist der tiefe und fischreiche Elefantensee. Zum Teil von hohen bewaldeten Ufern eingefaßt, hat der See eine Länge von 7 km und eine Breite von ungefähr 3 km.

Die klimatischen und meteorologischen Verhältnisse Kameruns werden selbstverständlich von der tropi-

schen Lage des Gebietes bestimmt. Der Zone entsprechend hat Kamerun zwei Trocken- und zwei Regenzeiten. Die große Trockenzeit fällt in die Monate von November bis März, worauf die Übergangsperiode, die Tornadozeit, beginnt, in der öfter überaus heftige Gewitter auftreten, die gleichsam die Vorboten der kleinen Regenzeit bilden. Die kleine Trockenzeit fällt in die Monate Juni und Juli. Dann tritt wieder die große Regenzeit ein, die bis zum Oktober andauert. Doch ebenso wie der Wechsel von Trocken- und Regenzeit in den Daten schwankend ist und meist von der geographischen Lage des Landstriches bestimmt wird, so sind die Bezeichnungen „Trocken- und Regenzeit“ nur allgemeine Benennungen. Genau genommen, ist die Trockenzeit schon deshalb keine ganz trockene Zeit, weil die Regenfälle in keinem Monat ganz ausbleiben — was ja auch nicht wenig zu der großen Fruchtbarkeit mancher Landschaften in Westafrika beiträgt. Das Küstengebiet hat die größere Feuchtigkeit aufzuweisen, während weiter im Binnenlande mehr Trockenheit vorherrscht. An der Küste herrscht im Durchschnitt eine Wärme von 29 bis 33° Celsius. Bei der Feuchtigkeit des Klimas wird die Temperatur nur dadurch erträglich, daß am Nachmittag regelmäßig eine frische, kühlende Seebrise eintritt, die in der Nacht von einem aus Osten kommenden Landwind abgelöst wird. Die im Binnenland auftretenden Winde kommen meist aus Nordwest, zum Teil aus Osten.

Im übrigen gilt das Klima Kameruns als das ungesundeste unter den deutsch-afrikanischen Kolonien. Wie in Ostafrika sind auch in Kamerun Malaria und Dysenterie die gefürchtetsten Krankheiten. Besonders die feuchten, häufig überschwemmten Gegenden tragen in sich die schwersten Gefahren. Die schlimmste Form der Malaria ist hier das sogenannte Schwarzwasserfieber, das ungefähr dem perniciösen Fieber in Ostafrika entspricht. Es tritt aber weit schwerer als das perniciöse Fieber auf, zumal das sonst erprobte Chinin beim

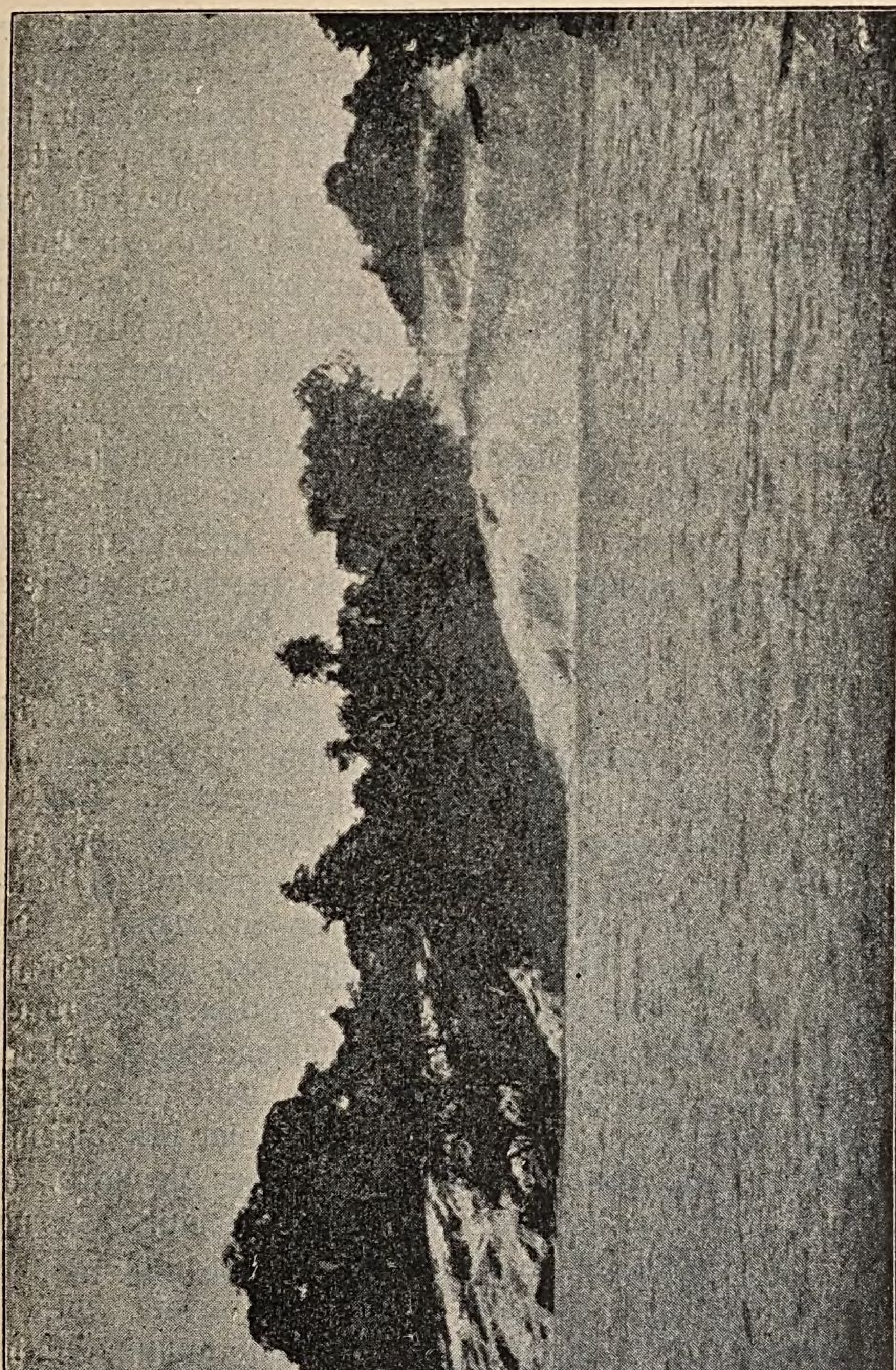


Sanaga-Flußbett oberhalb der Edeafälle (Trockenzeit)

Schwarzwasserfieber völlig versagt. Der von der Krankheit Befallene siecht in den meisten Fällen unrettbar dahin. In den Gegenden der Mangrovesümpfe und der Flußläufe, wo die verschiedensten Ablagerungen von Unrat und Brackwasser die bösen Miasmen verbreiten, fordert dieses Fieber in verschiedensten Formen seine Opfer. Selbst die leichtesten Anfälle sind gefährlich, besonders, wenn sie sich mehrmals wiederholen; sie schwächen den Körper des Europäers und richten ihn immer mehr zu Grunde. Es möge indes gleich hier darauf hingewiesen werden, daß sich sowohl im Innern wie auch an der Küste (Kamerungebirge) ausgedehnte Hochländer mit günstigem Klima befinden.

Die Eingebornen bleiben gleichfalls nicht vom Fieber verschont, wenngleich die Krankheit bei ihnen leichter verläuft, als bei den des Klimas ungewohnten Europäern; häufiger sind bei den Eingebornen nur verschiedene Augenkrankheiten, wogegen die Tuberkulose fast gar nicht vorkommt. Von dieser werden nur die zugewanderten Farbigen betroffen. Der Europäer hat außer der Malaria und der Dysenterie noch gegen andere klimatische Feinde zu kämpfen, die, allerdings weniger gefährlich, nur sehr unangenehme Affektionen hervorrufen: das sind der sogenannte „rote Hund" — von den Engländern prickly had genannt — eine unangenehme Hautkrankheit, und der Ringwurm. Bedenklicher als diese kleinen Belästigungen sind die Rheumatismen, die sich oft in der Regenzeit einstellen.

Vor allen anderen deutschen Kolonien in Afrika zeichnet sich Kamerun vorzüglich durch seine sehr üppige Vegetation aus. Der Boden ist hier fruchtbarer und weit dichter bewachsen, als der der Schutzgebiete in Ostafrika. In der Küstenzone präsentiert sich die Vegetation bis zur ersten Terrasse größtenteils als Urwald, der stellenweise nur durch Wasserläufe, Elefantenpfade oder Fußstege der Eingeborenen durchbrochen wird. Er zeigt ganz den tropisch-afrikanischen Charakter, mit



Edeafälle (Hauptstrom)

mächtigen Baumriesen, die noch nie von einer Axt berührt worden sind, Baumwollbäumen, Brotfruchtbäumen, Palmen, dicht belaubten Mangos, zwischen denen sich üppiges Unterholz verschiedener Art hinzieht, unterwachsen von hohen, harten Gräsern und verschlungen von Lianen und anderem Schlinggewächs, das dem Walde den Stempel der Jungfräulichkeit aufdrückt. Vom ersten Plateau ab geht dann der Urwald in einen lichteren Busch über, worauf die Gegend den Charakter der Savanne annimmt, zum Teil durchsetzt mit verkrüppeltem Baumwuchs und hochaufstrebenden Fächerpalmen. Die reichen Wasseradern und die Güte des lehmhaltigen Bodens begünstigen die Fruchtbarkeit, und schaffen die besten Vorbedingungen für einen Plantagenbetrieb, wozu sich besonders der nördliche Teil Kameruns, sowie das Kamerungebirge sehr gut eignen.

Im Verhältnis zur üppigen Vegetation ist die Tierwelt im Kamerungebiete, zumal in den Küstengegenden, nicht besonders reichhaltig vertreten. In den Wäldern leben vereinzelt Zwergantilopen und hie und da Elefanten. Die Vogelwelt ist vertreten durch kleine grüne und große rotschwänzige, graue Papageien, ferner Weiher-, Eis- und Wasservögel, Schwalben, wilde Gänse, Reiher, Geier, Nashornvögel, Adler, Falken, Perlhühner, Feldhühner und verschiedene Schnepfenarten. Etwas häufiger tritt die Säugetierwelt nach dem Plateau zu auf, besonders am Oberlauf des Kameruner Flußsystems. Im Süden des Kamerungebirges lebt der Leopard, im südlichen Hinterlande der Löwe und die Hyäne. Ferner sind da zu finden der Serval, die Tigerkatze, von Affenarten die Meerkatze und der Hundsaffe und die von den Eingeborenen so sehr gefürchteten Gorillas und Schimpansen. Elefanten, denen hier sehr stark nachgestellt wird, kommen in kleinen Trupps vor, ebenso Büffel, auch kleine Antilopenherden, besonders die Pferde- und Kuhantilopen und auch das gesellige Gnu sind hier zu treffen. Sehr wenig vertreten ist dagegen das Schwarz-

wild, von dem nur das Pinselohrschwein in diesen Urwäldern lebt. Die Flüsse werden, wie überall in Afrika, von Flußpferden uud Krokodilen bevölkert. Eine besondere Plage ist die Insektenwelt der tropischen Zone, die Mosquitos, Fliegen und Ameisen, von denen namentlich die große Wanderameise selbst von den Eingeborenen sehr gefürchtet wird, da sie auf ihren Zügen bei Nacht nicht selten die Lagerplätze größerer Karawanen überfällt und alles beunruhigt, was sie mit ihren starken Freßwerkzeugen erreichen kann.

2. Die Bewohner und die Hauptplätze des Schutzgebietes

Zwei durchaus verschiedene Völkergruppen sind es, die wir auf dem weiten Gebiete der deutschen Interessensphäre von Kamerun finden, zwei große, in einzelne Familienzweige zerfallende Volksstämme, die sich sowohl anthropologisch, wie auch ethnographisch voneinander scharf unterscheiden. Den einen Stamm, dessen Hauptmasse mehr nördlich wurzelt und der nur seine letzten Ausläufer im deutschen Schutzgebiete besitzt, repräsentieren die mohammedanischen Sudan-Neger, die mit ihrem Wuchs und ihrer Gesichtsform sich stark dem kaukasischen Typus nähern, gleichsam eine Rasse für sich bilden. Für die Arbeit an der Küste und für die Entwickelung der Kolonie spielen sie, zumal sie nur eine sehr geringe Minderheit der Bevölkerung des Schutzgebietes ausmachen, politisch kaum eine Rolle.

Viel wichtiger als die Sudan-Neger ist für das deutsche Schutzgebiet der andere Stamm, der den eigentlichen Grundstock der Bevölkerung bildet, nämlich der Stamm der heidnischen Bantu-Neger, der sich in seinen einzelnen größeren und kleineren Zweigen fast über das ganze West- und Mittelafrika ausdehnt und sich bis nach Südafrika hin erstreckt.

Fast in allen Stämmen, die in Kamerun kleine Staatswesen oder Gemeinschaften für sich bilden, erkennt man den Grundstamm der Bantu, wenngleich einzelne Gruppen mit anderen Elementen stark vermischt erscheinen. Daher kommt es auch, daß die anthropologischen Merkmale der Bantu: untersetzter Wuchs, schwarze Hautfarbe, aufgeworfene Lippen, starke Kinnbacken, breite Nase, wolliges Haar und spärlicher Bart, in ihrer Gesamtheit wohl bei einzelnen Individuen zu finden, im Durchschnitt aber, mehr oder weniger verwischt sind.



Typus der Hochlandsbewohner. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

Als einen wichtigen Zweig des Bantustammes sehen wir zunächst die Dualla, die an beiden Seiten des Kamerunflusses wohnen. Wie die kleinen, gleichfalls dem Bantustamm angehörenden Volksgemeinschaften, die an den in das Kamerunbecken oder in die Biafrabai mündenden Flüssen ihre Sitze haben, sind auch die Dualla hauptsächlich Handelsleute, bei denen Viehzucht, Jagd und Ackerbau nur eine untergeordnete Rolle spielen.

Wie bei den meisten afrikanischen Stämmen ist auch bei den Dualla, sowie bei den ihnen benachbarten Völkern, eine größere staatliche Einheit unbekannt. Sie zerfallen in kleine Gruppen, in familienartige Gemeinschaften, von denen jede unter einem kleinen Häuptling

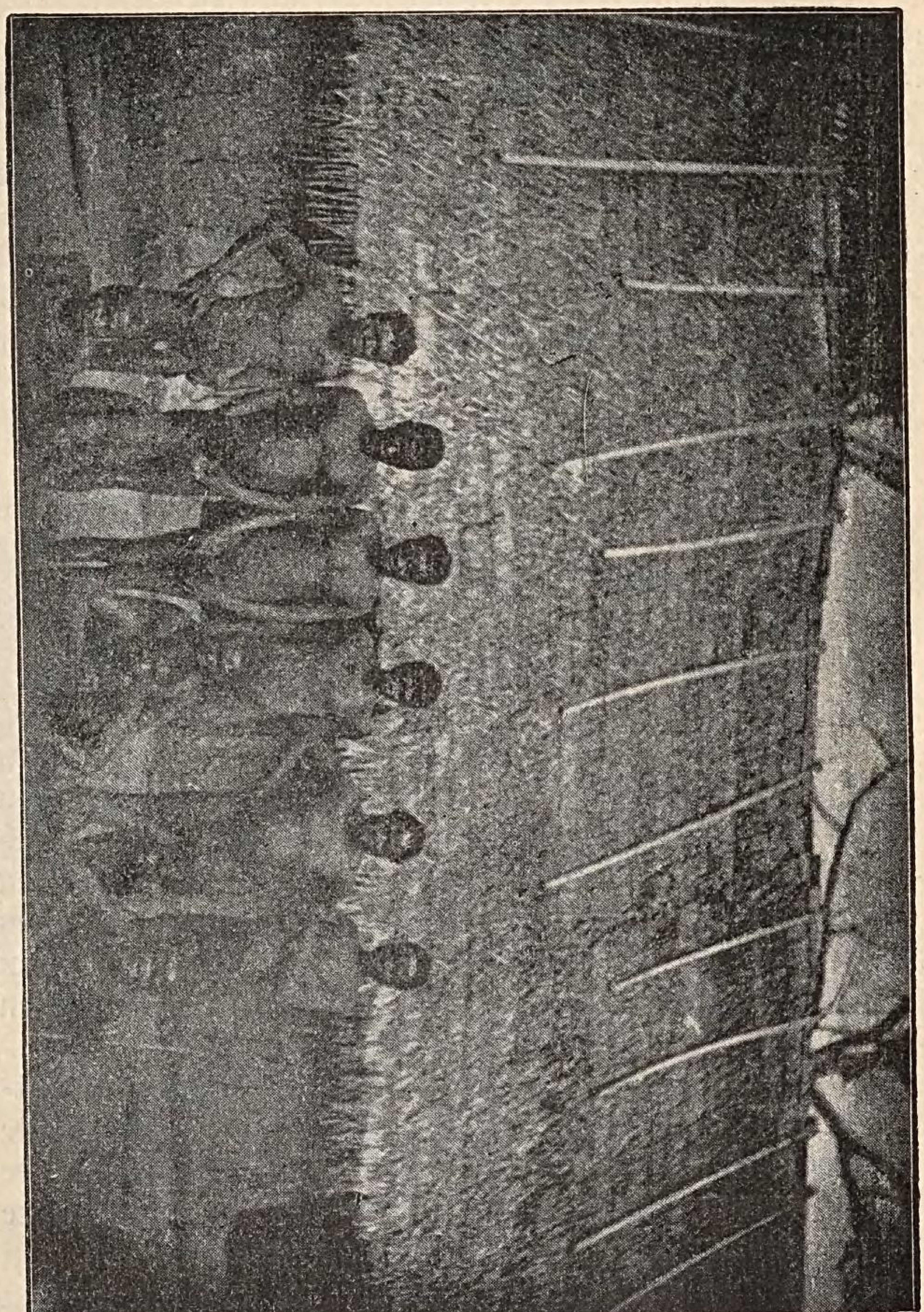
steht. Seltener kommt es vor, daß sich einer dieser Häuptlinge zu größerer Macht emporschwingt und mehrere Gruppen unter einem Scepter vereinigt.

Das Bild der Zersplitterung in kleine Zweige bietet schon Kamerun selbst, das den Sitz des Gouvernements des Kamerungebietes bildet. Kamerun zerfällt in mehrere Dörfer, deren jedes unter einem eigenen Häuptling stand oder noch steht; Dörfer, die von ihren Neger-„Königen“ euphemistisch als „Städte“ bezeichnet wurden. Das sind Bell-Dorf, Akwa-Dorf, Dido-Dorf, John-Akwa-Dorf, Yoss-Dorf und Hickory.

Die Dörfer entfalten sich dem Auge des Reisenden erst, wenn er von der See kommend, mit dem Boote schon eine gewisse Strecke des Kamerunflusses zurückgelegt hat. Zunächst bietet sich, bald nach der Einfahrt in die Flußmündung, der Anblick der Häuser, die der frühere Gouverneur von Kamerun, Herr von Sooden, hier errichten ließ. Es ist das als Seebad dienende Kaiser-Wilhelmsbad mit Wirtschaftsgebäuden, Garten und einer Lotsenstation. Die Lotsenstation erwies sich als notwendig, weil das Fahrwasser mit seinen Untiefen und Sandbänken und den von Wassermassen mitgerissenen Baumstämmen, die sich im Flusse festgerannt hatten, den Schiffen große Gefahren bringt, die nur von kundigen Lotsen umgangen werden können.

Hat man das Kaiser-Wilhelmsbad passiert, so entfaltet sich dem Blick der breite, seeartig erweiterte untere Teil des Kamerunflusses. Hier ist die Rhede von Kamerun, hier ist die Stelle, wo die Schiffe ihre Anker auswerfen. Die Fahrt flußaufwärts kann von hier aus nur mit kleinen Flußdampfern und mit Booten erfolgen.

Sie wird um so interessanter, je weiter man flußaufwärts gelangt. Bilder von großem landschaftlichen Reiz entrollen sich dem überraschten Blick, und immer mehr enthüllt der Boden seine echt tropische Pracht. Rechts und links von den schmutzig-gelben Fluten



Gambassaleute, einen Tagemarsch von Balinga wohnhaft

des Kamerunflusses erglänzt das frische Grün dicht bestandener Mangrovewälder, durch welche sich lagunenartige Flüsse durchziehen. Unmittelbar bei den Kamerundörfern, die von der Mündung etwa fünf deutsche Meilen

entfernt sind, ändert sich das Bild. Man ist bei der Mündung eines lagunenartigen Flusses, des sogenannten Doctor-Creek angekommen. Am linken Flußufer steigt ein 20—30 m hoher Wall von rotem Lateritgestein empor, und nun zeigen sich mitten zwischen grünen Landschaften die Dörfer der Dualla. Am flachen Strande unterhalb der Dörfer sieht man in langer Reihe die Anlagen der europäischen Firmen, die hier ihre Faktoreien errichtet haben; zu diesen gehören auch die im Flusse ankernden Hulks — abgetakelte Schiffe, die mit einem Schutzdach versehen sind — schwimmende Handels- und Verkaufshäuser, auf denen die Kaufs- und Tauschgeschäfte mit den Eingeborenen abgemacht werden. Durch diesen Geschäftsbetrieb auf den Hulks wird der Verkehr auf dem Flusse sehr stark belebt. Da tummeln sich die mit allen möglichen Handelsartikeln beladenen Kähne der eingebornen Händler neben den Kriegscanoes der Dualla und den Booten der Europäer. Die letzteren sind in recht stattlicher Zahl hier vertreten, da mehrere Dampfer, und zwar sowohl Kriegsschiffe, wie auch Gouvernementsfahrzeuge, stationiert sind und die Hamburger Firmen Wörmann & Co., Jantzen & Tormählen und verschiedene andere Niederlagen haben.

Die Hauptplätze sind im nördlichen Schutzgebiet Victoria, Sitz eines Bezirksamtes, der Verwaltung eines botanischen Gartens und mehrerer kaufmännischen Niederlassungen und Missionsansiedlungen, und im südlichen Teil Kribbi, das außer einem Bezirksamt auch mehrere Faktoreien besitzt. Im übrigen hat das Kamerungebiet noch andere zahlreiche Handelsniederlassungen aufzuweisen, die sich weiter im Inneren befinden und dadurch eine allmähliche und stetige Ausbreitung des deutschen Einflusses im Binnenlande befördern.

Wenden wir uns nun den Volksstämmen und einzelnen Gemeinschaften zu, von denen das Kamerungebiet eine recht stattliche Anzahl besitzt. So einheitlich in Wesen, Kultur und Sitte die Gesamtbevölkerung Westafrikas

dem fernwohnenden Europäer, der den schwarzen Kontinent nicht kennt, erscheinen mag, so verschieden sind in Wahrheit die einzelnen kleinen Stämme voneinander. Jeder einzelne derselben — und sei er noch so klein — bildet ein interessantes Ganzes für sich, gewissermaßen ein Individualvolk, das sich von seinem unmittelbar neben ihm wohnenden Nachbarvolk durch Aussehen, Lebensgewohnheit, Anschauung und allerlei größere und kleinere körperliche und geistige Merkmale unterscheidet.

Der Stamm, mit dem der Europäer beim Betreten des Kamerungebietes an der Westküste zuerst in Berührung kommt, ist der der Dualla. In einer Zahl von etwa 20 000 Köpfen bewohnen sie an der Küste die Ufer des Kamerunflusses und bilden das eigentliche Handelsvolk des Schutzgebietes. Als Küstenbewohner und als Händler haben sie viel fremdes Blut in sich aufgenommen, so daß der Bantutypus bei ihnen stark vermischt ist und man unter ihnen Individuen findet, die einen ausgesprochen semitischen Typus tragen. Ihre Hautfarbe ist dunkelbraun, die Körper sind gut und proportional entwickelt, ebenso ihre Unterschenkel, die bei vielen Negerstämmen sonst eine auffallende Dünne zeigen.

In geistiger Hinsicht zeichnen sich die Dualla mehr durch Schlauheit, als durch Begabung aus. Als Handelsvermittler und Zwischenhändler zwischen den europäischen Kaufleuten an der Küste und den Eingeborenen im Binnenlande offenbaren sie ein ganz außerordentliches Raffinement und eine ungeheure Profitwut. Um den extragreichen Zwischenhandel zu behalten, haben sie alle Hebel in Bewegung gesetzt, alles gethan, was dem Vordringen europäischer Kaufleute ins Innere hinderlich sein könnte. Nur dem energischen Vorgehen der deutschen Regierung konnte es allmählich gelingen, die von den Dualla für sich selbst geschaffenen Privilegien teilweise zu durchbrechen und deutschen Unternehmungen das

Vordringen in die anderen Gebiete zu bahnen. Schon als Kinder, bereits im Alter von 9—10 Jahren, offenbaren die Dualla ihre Schlauheit als Händler. Und da sie nur für den Handel und den Profit Interesse haben und sich dabei durch große Unverschämtheit, Eitelkeit, Faulheit und Streitsucht hervorthun, so ist es erklärlich, daß alle andere kulturelle Arbeit vollständig in den Hintergrund gedrängt wird. Der Landbau wird bei den Dualla nur in dem Maße betrieben, als es für die Beschaffung der wichtigsten Nahrungsmittel notwendig ist, aber selbst diese Arbeit überlassen sie den Weibern und gehen ihren leichteren und unterhaltenderen Geschäften nach.

Die Bekleidung der Dualla war ursprünglich die primitive der meisten Negerstämme; erst der Verkehr mit den Europäern und die Einfuhr von Zeugen und Kleidungsstücken hat eine große Wandlung geschaffen. Der Kamerunneger stolziert einher, bekleidet mit Hemde oder Unterjacke und Hose, und auf dem Kopfe einen Cylinder oder Strohhut. — Bis zu Schuhen und Stiefeln hat er es freilich noch nicht gebracht. Aber selbst barfuß, wie er einhergeht, ist er durch Hemd und Hose und zumal durch den Cylinder, in seiner Phantasie um Unendliches gewachsen; er bildet sich ein, daß der Europäer nun nichts mehr vor ihm voraus habe, und ist deshalb um so arroganter und frecher. Noch einen Übelstand hat dieser Kulturfortschritt der Bekleidung im Gefolge — das ist für den „kultivierten“ Neger der Mangel an Reinlichkeit. Der primitiv bekleidete Neger stürzt sich gerne bei jeder Gelegenheit ins Wasser und nimmt mehrmals täglich ein gründliches Bad; für den europäisch gekleideten Neger aber wird die Waschung eine Unbequemlichkeit. Eine Folge dieser Unreinlichkeit ist, bei der starken Schweißabsonderung in den heißen Gegenden, jener den Kleidern anhaftende Geruch, den man als specifischen Negergeruch bezeichnet. Es ist nicht ganz richtig, daß dem Neger von Natur ein unangenehmer

Geruch anhaftet, er ist eben nur das Produkt eines Mangels an Reinlichkeit und Hautpflege — wo Reinlichkeit herrscht, ist auch der Geruch nicht zu spüren.

Die Dualla sind gleich allen Negern sehr eitel. Sie tätowieren sich gerne mit kleinen, mitunter recht hübschen Mustern, etwa nach der Art unserer Seeleute, und legen ganz besonderes Gewicht auf die Herstellung ihrer sehr verwickelten Frisur. Wie unter den Weißen, giebt es auch unter den Negern Gigerl und Stutzer; der Dualla-Stutzer zeigt die Vorliebe seiner Stammesgenossen für allerlei sonderbaren, echt afrikanischen Schmuck, für breite Elfenbeinarmringe, für mit Namen versehene Schilder, die man auf der Brust trägt, u. dergl., in noch höherem Maße, ohne zu ahnen, wie sehr er sich damit in den Augen des Europäers, dem er gerne imponieren möchte, lächerlich macht.

Recht bescheiden dagegen sind die Dualla in ihren Ansprüchen an die Wohnung. Da machen sich noch vollständig die Gewohnheiten des Naturvolkes geltend. Rechteckige Hütten aus Blattstielen der Raffiapalme ausgeführt, mit Bananenblättern eingedacht und auf einer Plattform aus Lehm stehend, sind in allen Dualladörfern üblich. Wohlhabendere und besonders die Häuptlinge besitzen Bretterhäuser mit umlaufenden Veranden, welche letzteren in Ortschaften, wo ein regerer Hafenverkehr herrscht, auch als öffentliche Wirtshäuser dienen. Das Hausinventar besteht in der Regel aus kurzen überflochtenen Lattengestellen, welche bei den zusammengekauert schlafenden Negern die Bettstellen vertreten, aus hübsch geschnitzten Schemeln, irdenen Geschirren, Kisten, billigen, im Handel mit den Europäern erworbenen Koffern, in welchen die gesammelten Geldschätze aufgehoben werden, ferner Spiegeln, Gläsern, Tischen und anderem kleinen Hausrat.

Was der Dualla ganz besonders liebt, sind Tabak und Spirituosen. Für Rum und Genevre ist er imstande, bedeutende Opfer zu bringen. Und er kann die

Spirituosen in recht großen Mengen vertragen, ohne betrunken zu werden, zum mindesten ohne durch Trunkenheit aufzufallen.

Das lebhafteste Interesse der Reisenden, die zum erstenmal den Boden Kameruns betreten, erregen die eigenartigen Verständigungsmittel der Dualla. Außer der Muttersprache — einem Bantudialekt — sprechen die meisten auch jenes verdorbene Englisch, das als Beach-Englisch bezeichnet wird. Ein besonderes Verständigungsmittel aber, das nur noch wenigen anderen Negervölkern eigen ist, besitzen die Dualla in ihrer Trommelsprache. Es ist eine vorzüglich ausgebildete Zeichensprache, die ein Verständigungsmittel von Ort zu Ort und zugleich ein akustischer Telegraph ist, der mit großer Schnelligkeit auf weite Entfernungen hin Nachrichten kompliziertester Art übermittelt. Die Trommeln für die Verständigung in die Ferne sind eigens für ihren Zweck konstruiert; sie werden nicht mit Fell überzogen, sondern erhalten die Form eines hölzernen Fäßchens, welches auf dem Deckel einen länglichen Einschnitt hat, über den einige Querleisten gelegt sind. Mit großer Gewandtheit bringen sie nun auf dieser Trommel die verschiedenartigsten Töne hervor. Die Kombination von Rhythmus und Tönen ergiebt eine so vollkommene Sprache, daß der Trommler dem Hörer nicht nur Signale und Weisungen übermitteln, sondern ganze Geschichten erzählen kann. So geschah es, daß, als die deutschen Marineboote den Kamerunfluß entlangfuhren, um gegen einzelne Dualladörfer vorzugehen, man sofort nach der Einfahrt der Boote, schon in sämtlichen Dörfern die Zahl der Fahrzeuge und die der Bemannung wußte. Die Trommeln haben die ausführliche Depesche nach sämtlichen Dörfern hingeschickt, sie ist von Dorf zu Dorf weiter signalisiert worden. Eigentümlich ist es, daß die Trommelsprache — deren Verständnis eine große Übung, sehr feines Gehör und ein gutes Gedächtnis erfordert — nur von den Männern ver-

standen wird, während sie für die meisten Frauen unverständlich bleibt.

Mit dem feinen Gehör ist aber bei den Dualla auch ein gewisser Kunstsinn verbunden. Sie sind keine schlechten Handwerker und verstehen auch ihre gewerblichen Erzeugnisse mit einem gefälligen künstlerischen Schmuck zu zieren. Sie betreiben Töpferei, Tischlerei, Schnitzerei und Korbflechterei mit Geschick und recht gutem Geschmack. Die Hausgeräte, Schemel, Töpfe, Krüge, Schüsseln u. s. w. sind mit Malereien und dergleichen sehr hübsch geschmückt; besonders fein gearbeitet sind die Kriegscanoes, die oft bis zu 17 m lang, von 50 bis 60 gewandten Ruderern getrieben, an Schnelligkeit mit den Flußdampfern wetteifern. Die Canoes sind sehr schmal gebaut, an verschiedenen Stellen bemalt und am Bugspriet mit Schnitzereien und Figuren von Menschen und Tieren versehen.

Mit allen ihren Fähigkeiten für den Handel und mit ihren künstlerischen Anlagen stehen die Dualla, als echtes Naturvolk, gleichwohl auf einer sehr tiefen Kulturstufe. Ihr ganzes geistiges Leben wird von jenem groben Aberglauben beeinflußt, der den Fetischismus kennzeichnet. Der Medicinmann ist die wichtigste und gefürchtetste Persönlichkeit, und selbstverständlich spielt der gröbste und abstoßendste Aberglaube an Hexerei eine ungeheure und verhängnisvolle Rolle. Man findet demzufolge auch bei den Dualla jene, bei vielen Naturvölkern üblichen Ordalien, bei denen das Gift über Schuld oder Unschuld entscheidet. Steht jemand im Verdacht, ein Verbrechen begangen oder Hexerei zum Schaden eines anderen ausgeübt zu haben, so muß er Gift trinken. Die Wirkung des Giftes, der Schaden, den das Getränk dem Körper des Trinkenden zufügt, entscheidet, ob er schuldig oder unschuldig ist.

Der Kulturzustand der Dualla bringt es mit sich, daß die Frau bei ihnen nur eine sehr niedrige Stellung einnimmt. Sie ist ein materielles Besitztum wie das

Vieh, wie eine Sache. Viele Töchter sind ein Reichtum, etwa wie viele Rinder. Da die Frau einen Geldwert repräsentiert und auch für Geld erworben werden muß, so kommt es, daß arme Leute überhaupt keine Frau erstehen können, während Reiche und Vornehme über mehrere Frauen verfügen. Um sich den Besitz derselben zu sichern, lassen sich Häuptlinge und reiche Händler die Mädchen bald nach deren Geburt zusprechen. Sobald einem Häuptling eine Tochter geboren wird, findet sich sehr rasch ein anderer, der sich um ihren Besitz bewirbt. Ist man handelseinig geworden, so bleibt das Mädchen bei den Eltern bis zu seinem fünften, sechsten, höchstens bis zum achten Lebensjahre, worauf es in den Haushalt des zukünftigen Gatten aufgenommen wird. Zwei, höchstens vier Jahre später, findet dann die Verheiratung statt.

Wie sehr die Frau nach dem Geldwert geschätzt wird, ergiebt sich auch aus dem Umstande, daß bei den zu zahlenden Geldstrafen oft die Lieferung von Frauen festgesetzt wird, wobei freilich solche nicht in Zahlung genommen werden, die entweder zu alt oder arbeitsuntüchtig sind. Denn die Frau ist bei dem Neger hauptsächlich eine Arbeitsmaschine, und in der Leistung der Arbeit liegt ihr größter Wert. Und eben weil die Frau nur ein käufliches Wertobjekt ist, tritt der Fall sehr oft ein, daß die Frauen nach ihrer Verheiratung mehrmals den „Besitzer" wechseln. Wünscht jemand eine Frau zu erwerben, so wendet er sich ungescheut an deren Besitzer, also an den Gatten. Er ersteht sie dann auf eine gewisse Zeit oder auf die Dauer; in letzterem Falle steht es ihm natürlich frei, sie gegen eine entsprechende Zahlung wieder einem anderen abzutreten.

In einem sonderbaren Widerspruch zu dieser geringen moralischen Schätzung der Frau steht der Umstand, daß der Ehebruch bei den Dualla sehr streng geahndet wird, wenigstens der Ehebruch der Frau. Es ist aber nicht die Verletzung der Moral, welche die Strafe

nach sich zieht, sondern die materielle Schädigung, die der Neger durch den Ehebruch der Frau zu erleiden glaubt, da die Frau dadurch an Wert verliert. Es ist eben ein Verlust an Kapital, besonders wenn man berücksichtigt, daß eine Frau annähernd 1000 Mark nach unserem Gelde kostet. Wer also recht viele Frauen besitzt — manche Häuptlinge bringen es bis zu 50 und 60 und noch mehr Weibern — ist in der That ein reicher Mann. Ist er ein Händler, so hat er noch den Vorteil, daß er durch seine zahlreichen Frauen seine Verwandtschaft erweitert und seinen Einfluß und seine Handelsbeziehungen auf möglichst viele Dörfer — die Heimatsdörfer der Frauen — ausdehnt.

Trotz alledem besteht bei diesen Negern eine sociale Organisation. Das Volk zerfällt in drei Klassen und zwar in Freie, Halbfreie und Sklaven. Frei ist nur der, dessen Vater und Mutter Freie sind. Die Nachkommen eines Freien und einer Sklavin aber sind nur als Halbfreie angesehen. Die Nachkommen der Sklaven bleiben selbstverständlich Unfreie, denen es aber im Gegensatz zu ihren Eltern gestattet ist, Handel zu treiben und Vermögen zu erwerben. Die Sklaven selbst sind nur dazu da, die niedrigsten Arbeiten zu verrichten. Sie erfahren von ihren Herren eine ganz gute Behandlung, da sie als Arbeitsmaschinen ihren Geldwert haben. Der Freie fühlt sich hoch erhaben über die Skaven, die ganz abgesondert, vielfach auch in besonderen Dörfern, leben müssen. Mit tiefer Verachtung blickt der Dualla auf seine Sklaven herab, und das ganze Maß seiner Verachtung faßt er in ein Wort zusammen, das er sich aus seinem Beach-Englisch geholt hat, ein Wort, das er nur auf Sklaven anwendet — es lautet: Nigger.

Bei dieser festen socialen Organisation ist es auch erklärlich, daß die Häuptlingswürde erblich ist. Stirbt ein Häuptling, so folgt ihm der älteste Sohn in der „Regierung“. Ist dieser noch ein Kind, so erlangt einer

der nächsten Agnaten die Häuptlingswürde. Einen besonders großen Einfluß besitzen diese sogenannten Könige — Kings — in Wirklichkeit nicht. Sie sind in allen wichtigeren Dingen von gewissen Beratern, von Leuten, die in der Bevölkerung größeren Anhang haben, abhängig, nur deren Votum ist in den meisten Fällen maßgebend, besonders wenn es sich um einen Krieg gegen einen Nachbar handelt. Kriege werden — wie in ganz Afrika — sehr oft geführt. Die Dualla sind für diese Fälle auch insofern von der Kultur beleckt, als sie sich in ihrer Bewaffnung nicht mehr auf Bogen, Pfeile und Lanzen beschränken, sondern mit Schießgewehren in den Kampf ziehen. Schon im Jahre 1884, als die deutsche Landungstruppe gegen die Jossleute vorgehen mußte, war ein Dutzend der schwarzen Krieger mit Winchesterrepetiergewehren, etwa 150 bis 200 Mann mit Snidergewehren, die übrigen mit Percussions- und Steinschloßgewehren und verschiedene auch mit Speeren bewaffnet. Im ganzen sollen die Dualla in den letzten Jahren über mehr als 1000 Hinterlader verfügt haben. Doch werden die Waffen von den Leuten sehr schlecht gehalten, die meisten Gewehre sehen bei ihnen verkommen und verrostet aus. Größere Sorgfalt widmen sie einer kriegerischen Äußerlichkeit, dem Kriegshelm, der in seiner Form eine gewisse Ähnlichkeit mit dem früheren bayerischen Raupenhelm hat und zum Schutz der Ohren und Schläfen mit besonderen Klappen versehen und als Schmuck mit einem schwarzen Affenfell überzogen ist. Mit diesem Helm auf dem Haupte kommt sich der schwarze Krieger sehr achtunggebietend vor; er ist überzeugt, daß schon der kriegerische Helm allein dem Feinde Angst und Schrecken einflößt.

* * *

Von den Volksstämmen des Kamerungebietes, die durch ihre Eigenart und ihre Bedeutung besonders inter-

essant sind, steht neben den Dualla der Stamm der Bakwiri.

Etwa 20000 Seelen stark, bewohnen die Bakwiri den Ost- und Südostabhang des Kamerungebirges, mit dem großen, gegen 1500 Einwohner umfassenden Dorfe Buea, das in einer Höhe von 950 m liegt, als Hauptort.

Als echtes Gebirgsvolk sind sie rauhe, selbstbewußte Leute, die auf ihre Unabhängigkeit stolz sind. Die Kultur ist nur wenig zu ihnen gedrungen; sie sind noch ganz Naturvolk, das die Bearbeitung des fruchtbaren Bodens, der willig alle kleineren Bedürfnisse deckt, verschmäht und sich nur auf die Vermehrung des Besitzstandes an Vieh beschränkt. Das Vieh bildet die Quelle großen Reichtums bei den Bakwiri; prächtige Schafe, Ziegen, Schweine, Hühner und auch sehr schönes Rindvieh ist in bedeutenden Mengen vorhanden und ist die eigentliche kursfähige Ware, gegen welche die Bakwiri alles eintauschen.

Äußerlich erscheinen diese Gebirgsbewohner als großgewachsene, schlanke Leute von muskulösem Körperbau. Sehr stattlich sind besonders die Männer mit ihren starken Schultern und breiten, kräftigen Brustkasten. Es sind Körper, die aus Knochen, Muskeln und Sehnen bestehen und nur sehr selten zur Korpulenz neigen, im Gegensatz zu den Dualla, bei denen die Fettleibigkeit sehr häufig angetroffen wird. Auch die Frauen der Bakwiri zeichnen sich durch schlanken und kräftigen Körperbau aus und bringen einen guten Eindruck hervor.

Anders wie die Dualla, die hinsichtlich der Bekleidung schon stark unter europäischem Einfluß stehen, sind die Bakwiri in ihren Toilettebedürfnissen sehr bescheiden. Trotz der rauhen Witterung, die besonders in den höher gelegenen Dörfern vorherrschend ist, tragen Männer und Frauen nur ein Hüfttuch, das die ganze Bekleidung ausmacht. Größere Sorgfalt widmen sie einer anderen Toilettierung. Eitel, wie alle Neger, legen sie großes Gewicht auf die Herstellung einer kom-

plizierten Frisur, auf die Bemalung, oder genauer gesagt, Tätowierung des Körpers und auf allerlei Schmuckgegenstände, ohne die der Schwarze nun einmal nicht existieren kann. Die Männer tragen das Haar in einer Menge von Zöpfen zusammengeflochten, stellenweise auch kurzgeschnitten, so daß aus den geschnittenen Haarpartien die Zöpfe nach allen Seiten wild emporstehen. Es kommt auch vor, daß man auf eine Frisur ganz verzichtet und den Kopf vollständig kahl rasieren läßt, wobei — wie bei vielen Negervölkern — Glasscherben die Stelle des Rasiermessers vertreten. Der Bart, der bei den Bakwiri gut entwickelt ist, wird meist als Kinnbart, aber stets in Zöpfen geflochten getragen. Es ist selbstverständlich, daß auch die Frauen die größte Sorgfalt auf die Frisur verwenden. Sie tragen das Haar in einer Menge von Scheiteln, die vom Kopfwirbel aus nach allen Seiten strahlenförmig auseinandergehen. Der Frisur schließt sich bei Männern und Frauen die Tätowierung an, die in verschiedensten Mustern das Gesicht und den übrigen Körper bedeckt.

Eine große Rolle spielt bei der Bakwirifrau der Schmuck, der aus allerlei Band zusammengesetzt wird. Schwarze, weiße, blaue und rote Perlenschnüre, an denen sich oft Leopardenzähne befinden, werden um Hals und Hüften getragen. Die Frauen reicher Neger benutzen auch gerne Lederstreifen, an denen sich zahlreiche Glöckchen befinden, die um Schultern oder Hüften gebunden, ein fortwährendes Gebimmel ertönen lassen. Auch die Ohrläppchen haben ihren Schmuck, daumendicke, aus Grasstengeln hergestellte Röhren, die mit eingebrannten, schwarzen Zeichnungen versehen sind, oder ebenso dicke hohle Knochenstücke, wie auch glänzende Patronenhülsen. Diese letzteren erfüllen, abgesehen davon, daß sie als Schmuck dienen, noch einen anderen, praktischen Zweck. Die Hülsen sind an beiden Seiten mit Deckeln geschlossen und werden so als Schnupftabaksdosen benutzt. Sie sind den Bakwiri um so unentbehrlicher, da sowohl

Männer, wie auch Frauen und sogar die Kinder leidenschaftliche Tabakschnupfer sind, das Tabakrauchen verschmähen sie fast ganz. Schnupftabak gehört deshalb neben Stoffen, Buntdrucktüchern, Perlen, Ohrringen, Gewehren, Munition und Kavalleriesäbeln, zum beliebtesten Tauschartikel.

Von Natur rauh und kampflustig, haben die Bakwiri eine besondere Neigung für die Jagd. Bei der Jagd bedienen sie sich langer, hölzerner Jagdhörner, die mit Antilopenfell überzogen und etwa einen Fuß groß sind, sowie eigentümlich geflochtener Tragegestelle. Sie haben auch Jagdhunde, welche merkwürdigerweise am Halse mit Klappern versehen werden — faustgroße, ausgehöhlte Holzstücke in Linsenform, unten mit einer Öffnung, an der eine Klapper aus Holz oder Knochen hängt — die bei jeder Bewegung des Hundes anschlägt und ein lautes Geräusch hervorbringt. Die Klappern sind so gemacht, daß jeder Mann seinen Hund schon am Ton der Klapper erkennt.

Mit dem Jagdvergnügen verbindet sich bei den Bakwiri die Neigung für den Krieg. Die Blutrache, die bei den Wilden so oft ganze Stämme dahinrafft, herrscht auch bei den Bakwiri in vollem Umfange. Wird ein Mann durch den Angehörigen eines anderen Stammes oder Dorfes, absichtlich oder auch nur aus Versehen getötet, so ist die unvermeidliche Folge davon — ein Krieg, und geschieht es oft, daß einzelne Bakwiridörfer gegen einander, also dieselben Stammesgenossen, Krieg führen. Als Kriegserklärung gilt, wenn jemand im Dorfe oder an der Hauptstraße im Bache seine Hände wäscht. Dann werden alle Männer des Dorfes zusammenberufen, und es beginnt der Kriegsrat, das langdauernde Palaver — in Inner- und Ostafrika „Schauri" genannt — es bereitet dem Neger vielleicht noch mehr Vergnügen, als der Krieg selbst. Bietet sich keine Gelegenheit zum Kampf und zum Palaver dar, so vergnügen sich die kriegerischen Bakwiri mit

großen Ringspielen, denen sich bei der Vorliebe für Tanz und Gesang andere Unterhaltungen anschließen. Eigentümlich ist, daß die Bakwiri als Nachbarn der Dualla die Trommelsprache der letzteren nicht verstehen.

Der Hauptplatz der Bakwiri — wie bereits erwähnt — das große Dorf Buea, besteht eigentlich aus drei Dörfern: Ober-, Mittel- und Nieder-Buea; jedes wird von seinem eigenen Häuptling regiert. Der mächtigste Häuptling ist der von Nieder-Buea; sein Einfluß erstreckt sich nicht nur auf die Häuptlinge von Ober- und Mittel-Buea, sondern auf die aller Bakwiri. Gleichwohl verstehen es die entfernter wohnenden Häuptlinge ihre Selbständigkeit zu wahren, die darin ihren stärksten Ausdruck findet, daß sie unbekümmert um den Häuptling in Nieder-Buea untereinander Krieg führen.

Daß der Hauptplatz Buea mit nur 1500 Einwohnern in drei selbständige Ortschaften zerfällt, liegt an der Art, in der die Bakwiri zu wohnen lieben. Das ganze Buea zieht sich über ein ziemlich weites Terrain hin. Der obere Teil wird von einem Bach durchflossen, der plötzlich unter der Erde verschwindet, unter Mittel-Buea hindurchgeht und in Nieder-Buea wieder zu Tage tritt. Abermals verschwindet der Bach in der Tiefe und erreicht erst eine beträchtliche Strecke weiter die Oberfläche. Das Wasser ist frisch und klar und hat in den Nachmittagsstunden eine Durchschnittstemperatur von 19 Grad Celsius. Die Einwohner von Ober- und Nieder-Buea baden gern in diesem Bache und wahren sich dadurch eine größere Reinlichkeit, als alle anderen Bakwiri, die in dieser Hinsicht recht viel zu wünschen übrig lassen.

Reinlicher als ihre Körper halten sie ihre Hütten, die sie, wie angedeutet, in eigener Art bauen. Das Material zu den Hütten liefert die Bambuspalme; die Wände werden entweder aus ganzen Rindenstücken oder aus Bambusmatten aufgeführt. Die Hütten, denen sich oft kleinere Nebenbauten anschließen, werden mit

einem Zaune umgeben, der nicht nur für das Vieh bestimmt ist, sondern auch zur Verteidigung gegen feindliche Angriffe dient. Der Zaun wird meist während der Regenzeit hergestellt. Frisch geschnittene, etwa 2 m lange Stöcke verschiedener Art werden in kleinen Abständen nebeneinander in den Boden gesteckt und durch dicke Grasstengel miteinander verbunden. Die Stöcke treiben nun Wurzel, sie wachsen, werden stärker und gestalten sich allmählich zu einem lebenden Zaun. Da auch in voller Blüte stehende Bäume häufig an Stelle der Stöcke verwendet werden, so prangt der Zaun oft im prachtvollsten natürlichen Schmuck. Weil der Zaun kein Thor besitzt und überall geschlossen ist, dienen als Eingang ein oder zwei Baumstämme, in welche Treppen zum Übersteigen eingeschlagen sind. Die Gehöfte gruppieren sich nicht zu einem Dorfe, sondern liegen 20—100 m weit voneinander entfernt. Daher kommt es, daß die Bakwiridörfer mit den grünen, lebenden Zäunen vor den Gehöften kaum den Eindruck von Dörfern hervorbringen. Der Zwischenraum zwischen den Gehöften ist Busch oder Weideland.

Bei dem Kulturzustande der Bakwiri ist es selbstverständlich, daß die gesellschaftliche Stellung der Bakwirifrauen nicht besser ist, als die der Duallafrau. Das Weib ist Eigentum des Mannes, und er kann damit machen, was er will. Er kann seine Frau verkaufen, verborgen oder verschenken, er kann so viele Frauen haben, als er nur zu bezahlen imstande ist. Der Preis für ein Weib beträgt ungefähr 30 Ziegen, der Besitzstand an Frauen entspricht also immer dem Besitzstande an Vieh. Dabei gilt im Kauf noch die Bestimmung, daß dieser ungiltig wird, wenn die Frau kinderlos bleibt; der Verkäufer ist dann verpflichtet, entweder die bezahlte Summe zurückzuerstatten, oder eine andere Frau zu liefern.

In ihrem Selbstbewußtsein und im Vertrauen auf ihre Überzahl haben die Bakwiri in der ersten Zeit

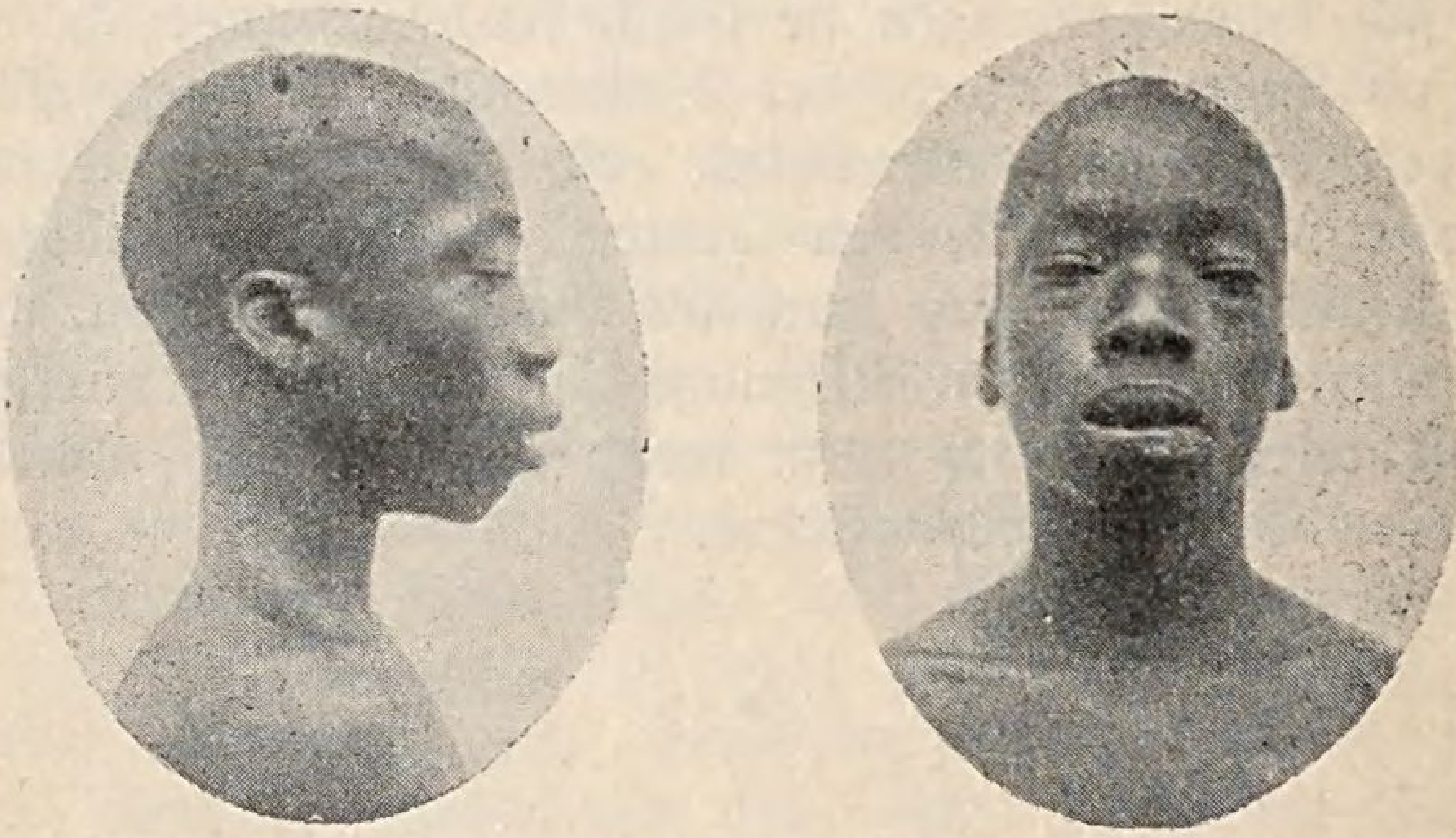
nach der Erklärung der Schutzherrschaft über Kamerun den Deutschen manche Unannehmlichkeit bereitet. Obgleich sie die deutschen Männer, die ihnen Tabak und andere Tauschartikel brachten, eigentlich gar nicht ungern bei sich sahen, betrugen sie sich so frech und unverschämt, als ob ihnen die Macht der Weißen nicht den geringsten Respekt einflößte. Allmählich erst, als sie diese Macht doch etwas besser kennen lernten, wurden sie williger. Schließlich haben sich auch die Buea unterworfen, die bei allen kriegerischen Neigungen — wenn es wirklich Ernst wird — auch nicht mehr Mut besitzen, als die anderen Stämme Westafrikas.

* * *

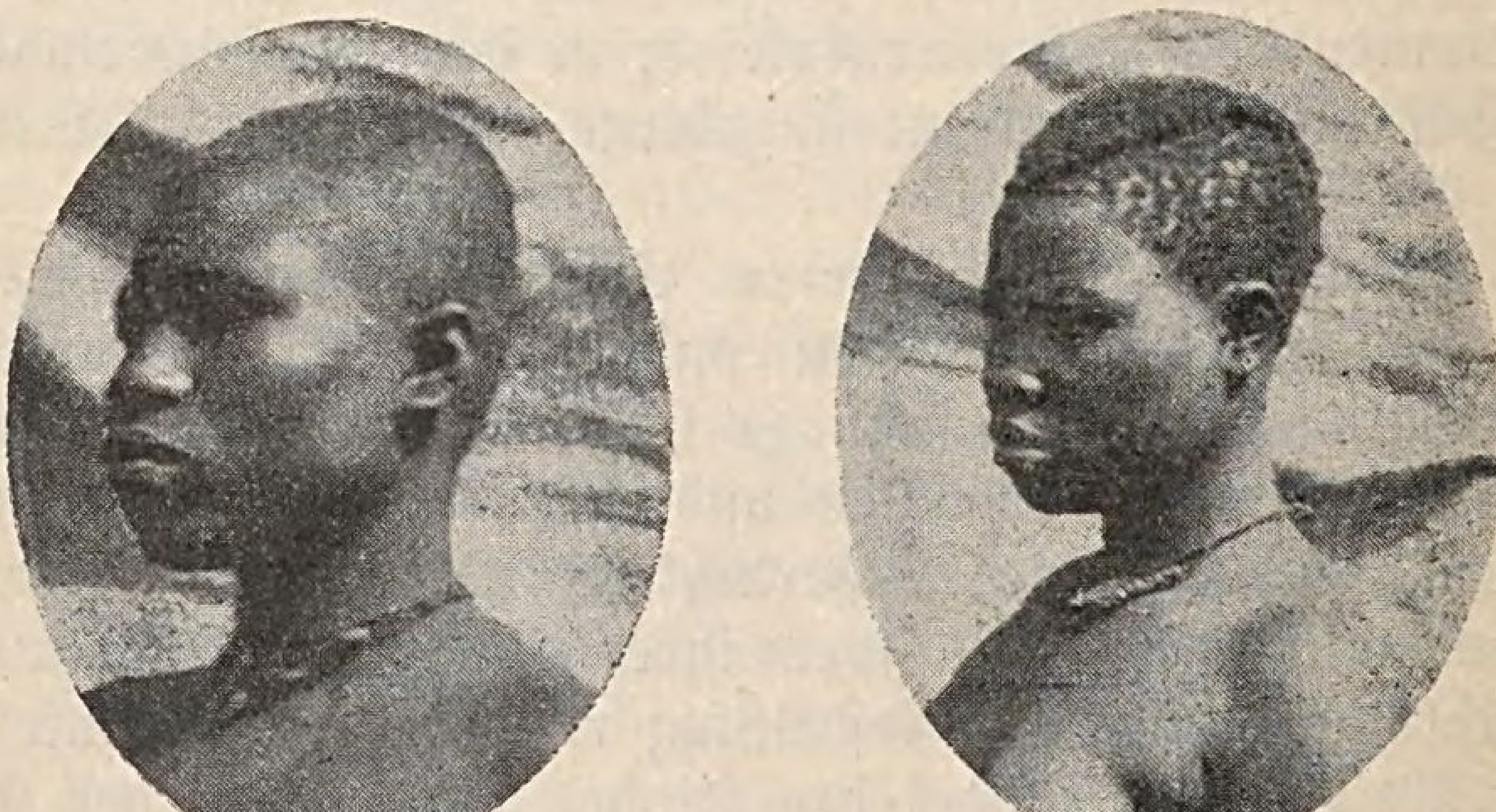
Ein durchaus eigenartiges Volk, im Wesen und in Gewohnheiten vielfach verschieden von den anderen Stämmen des Kamerungebietes, ist der im Hinterlande, nordöstlich vom Kamerungebirge wohnende Stamm der Bali.

Schon in ihrer äußeren Erscheinung unterscheiden sie sich auffällig von den anderen Negern Kameruns. Die Bali präsentieren sich als hohe, kräftige und sehnige Gestalten, mit energischen und charaktervollen Gesichtszügen. Mehr eine Äußerlichkeit, als eine Stammeseigentümlichkeit ist die Form ihrer Köpfe, die der Eiform gleichkommen. Diese Gestaltung wird den Köpfen infolge der Sitte, den Schädel des Kindes sofort nach der Geburt unter die Schädelpresse zu bringen, damit der Kopf eine längliche Form erhält. Ein weiteres äußeres Stammesmerkmal bieten die Bali — wie viele andere Neger — mit ihren Zähnen. Die oberen und unteren Schneidezähne der Männer werden spitz zugefeilt, ebenso die oberen Schneidezähne der Frauen. Dagegen werden die unteren Schneidezähne bei den Frauen einfach ausgeschlagen.

Eine ganz auffällige natürliche Stammeseigentümlichkeit der Bali aber ist die Form der Unterschenkel. Sie sind ungewöhnlich lang und setzen die Leute in den



Kru=Neger



Bali

Kassa, Tochter Garegas — Uandi, Tochter von Fo=Bessong

Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

Stand, große Strecken in schnellster Gangart zurückzulegen. Die raschen Gehbewegungen sind auch in der That bei den Bali dermaßen beliebt, daß sie sich z. B. nach einem stattgefundenen Gespräch nicht in regel-

mäßigem Schritt gehend, sondern mit elastischen Sprüngen in großer Schnelligkeit fortbegeben.

Sie unterscheiden sich auch von anderen Stämmen durch die Färbung ihrer Haut. Sie reiben sich nämlich — teils aus Gesundheits-, teils aus Schönheitsrücksichten — vollständig mit Rotholz ein, wodurch der Körper eine auf das Auge angenehm wirkende, bordeauxrote Farbe erhält.

Das ist so ziemlich ihr wichtigster Schmuck, wenigstens — wodurch auch die Bali eine gewisse Originalität erhalten — bei den Frauen. Während die Männer durchaus nicht eine Bekleidung verschmähen und als solche faltenreiche, an unsere Hohenzollernmäntel erinnernde Prunkgewänder tragen, erscheinen die Frauen in fast paradiesischer Ursprünglichkeit. Höchstens legen sie einen handbreiten Lendenschurz an, der bezeichnender Weise nicht vorne, sondern hinten eine Art Fächer bildet.

Die Frisur spielt bei den Bali keine erhebliche Rolle, da die Haare meist kurz geschnitten werden. Nur die Krieger tragen eine Haartracht, die für einen ganz bestimmten, praktischen Zweck hergestellt ist. Der Bali hält es nämlich für eine sehr große Schande, wenn seinem im Kampfe abgesäbelten Kopf der Mund aufgeschlitzt wird, damit er leichter als Trophäe auf den Speer gesteckt werden kann. Der Balikrieger sorgt deshalb dafür, daß der Sieger eine Handhabe vorfindet, die es ihm ermöglicht, den Schädel des Besiegten bequem in der Hand zu tragen. Hierzu dient ein Haarbüschel in der Mitte des Kopfes. Mit Ausnahme der Haare auf dem Wirbel, wird alles andere Haar völlig wegrasiert, der Schopf am Wirbel aber, mit allerhand Kleinigkeiten geschmückt, wird zu einem Büschel zusammengebunden.

Schon diese eigenartige Sitte verrät, daß der Bali kriegerische Neigungen hat. In der That dokumentiert er seinen kriegerischen Sinn dadurch, daß er sich stets,

selbst für die kleinsten Gänge bewaffnet. Er trägt drei scharf geschliffene Dolche im Gürtel, ein Gewehr über der einen, einen Speer über der anderen Schulter, und legt die Waffen nur ab, wenn er mit einem Höherstehenden spricht.

Die Gastfreundschaft ist bei ihnen nicht heimisch, und wer diese genießen will, muß sie sich durch Geschenke erkaufen, gegen welche der Wert der Gegenleistung weit zurückbleibt. Dagegen respektieren sie unbedingt jene Verbindung, die durch Blutsfreundschaft besiegelt wird. Sie teilen darin den Glauben der meisten Negervölker, die in der Vermischung des Blutes, das getrunken wird, einen Akt von besonderer Heiligkeit sehen, dessen Entweihung durch einen Bruch von unsichtbaren Mächten schwere Ahndung findet. Die Blutsbrüderschaft wird bei den Bali geschlossen, indem man dem Unterarm durch drei leichte Dolchstiche etwas Blut entzieht, das man in ein Gefäß mit Palmwein auffängt. Dies Gemisch von Wein und Blut derjenigen, die den Bund schließen, wird von eben denselben getrunken. Der Genuß des Blutes macht nach dem Glauben die Kontrahenten „blutsverwandt", sie werden mit einander in gewissem Sinne identisch, sie sind — wie sich ein Balihäuptling gegen Dr. Zintgraff, mit dem er Blutsbrüderschaft trank, treffend ausdrückte — „zwei Bäuche, aber nur ein Kopf".

Die Schließung eines solchen Blutsbundes wird natürlich mit einem Festgelage verbunden. Festlichkeiten machen ja einen sehr wichtigen Teil im Leben der afrikanischen Naturvölker aus. Die Bali befolgen darin eine gewisse Regelmäßigkeit. Alle fünf Tage haben sie einen Feiertag, an dem sie sich schon vor Sonnenaufgang auf dem Markte um einen massiven Felsblock, den angestammten Sitz des Häuptlings, versammeln. Aus dem stets mitgeführten Rucksack werden dann die meist sehr kunstvoll geschnitzte Pfeife und das Trinkhorn — das neuerdings sehr stark von europäischen



Balis beim Grasdecken eines Hauses in Baliburg

Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

Konservenbüchsen verdrängt wird — hervorgeholt. Alles ist nun für die Feier vorbereitet, die ihren Anfang nimmt, sobald der Häuptling erscheint. Dieser tritt in

die Mitte seiner Getreuen, zunächst ohne irgend jemanden zu beachten. Erst nachdem er auf seinem angestammten Felsblock Platz genommen, giebt er das Zeichen zum Beginn, indem er dreimal in die Hände klatscht. Das ist auch der Gruß, den er seinen Unterthanen entbietet. Jetzt wird ein gewaltiges Büffelhorn hervorgeholt und mit feurigem Palmwein gefüllt. Der Häuptling setzt das Horn an die Lippen und leert es mit einem Zuge bis auf den Grund, dann wird das Trinkhorn noch einmal gefüllt, und wiederum trinkt es der Häuptling bis auf den letzten Rest aus. Erst mit der dritten Füllung wandert das Trinkhorn in die Hände der Umstehenden, die es von Mann zu Mann weitergeben. Frauen dürfen dieser Festlichkeit nicht beiwohnen, höchstens ereignet es sich manchmal, daß der Häuptling eine Lieblingsfrau, die zufällig vorbeieilt, heranruft, worauf er sie aus dem Büffelhorn trinken läßt. Sie muß aber dann das Horn in einem Zuge bis auf die Nagelprobe leeren.

Aus der Art, wie diese Feste gefeiert werden, ersieht man, daß die Bali durchaus keine Feinde von Spirituosen sind. Sie trinken sich auch sehr gerne einen ganz gehörigen Rausch an und fühlen sich außerordentlich wohl dabei. Aber selbst in der Trunkenheit verstehen es die Wilden, ihre Würde zu wahren — ganz besonders den weißen Männern gegenüber. Dr. Zintgraff, der auf seinen Reisen im Bali-Lande häufig die ganze männliche Bevölkerung eines Dorfes bezecht vorfand, machte die Wahrnehmung, daß es den Schwarzen außerordentlich peinlich war, von dem Europäer im Zustande der Trunkenheit überrascht zu werden. Sie schämten sich ihres Rausches, hielten sich mit äußerster Selbstbeherrschung aufrecht und schwiegen beharrlich still, um nicht ihre Trunkenheit zu verraten.

Dr. Zintgraff ist auch der Meinung, daß die Bali ziemlich frei von Aberglauben wären. Er hält ihre Anschauung für frei vom Fetischismus und für so mate-

rialistisch, daß sie nur glauben, was sie sehen, was sie greifen und fassen können.

* *
*

Im östlichen Hinterlande von Kamerun, zwischen 4⁰ und 3⁰ nördlicher Breite, wohnt ein Stamm, der unter den Völkern des Kamerungebietes eine wichtige Rolle spielt: der Stamm der Yaunde.

Das Yaundegebiet ist ein wasserreiches, gebirgiges Plateau von erheblicher Fruchtbarkeit, zum Teil noch mit Urwald bedeckt, zum Teil auf größere Strecken Savannen bildend. Die Ansiedlungen, und zwar ganze Dörfer, wie auch Einzel-Ansiedlungen, liegen durchgehends in der Nähe der Flüsse.

Eigenartig ist das Aussehen der Yaundedörfer. Sie sind meist auf freien Plätzen errichtet und setzen sich aus zehn oder fünfzehn Hütten zusammen, die nicht nebeneinander, sondern frei und abgesondert in einer Reihe stehen. Am Anfang des Dorfes steht eine größere Hütte, in der die Dorfwache stationiert ist und die zugleich zur Aufnahme fremder Gäste und als Versammlungsort dient. Neben der Hütte steht unter einem Schutzdach die Signaltrommel, welche die Dorfbewohner zusammenruft und dem benachbarten Dorfe Nachrichten übermittelt. Die meisten Dörfer sind mit Zäunen umgeben, zum Schutz gegen die Überfälle von Feinden; innerhalb dieser Zäune befinden sich Bananenpflanzungen, während die anderen Kulturanlagen außerhalb liegen. Der Schutz der Bananenplantagen verrät, daß die Yaunde auf den von ihnen bewohnten Boden mehr Sorgfalt verwenden, als viele andere Stämme Westafrikas. In der That halten es die Yaunde nicht unter ihrer Würde, ihren Boden zu bearbeiten; während die Frauen die Bananenplantagen bestellen und in Ordnung halten, beschäftigen sich die Männer in Wald und Busch und sorgen durch Anlage neuer Pflanzungen dafür, daß der Vorrat stets ergänzt wird.

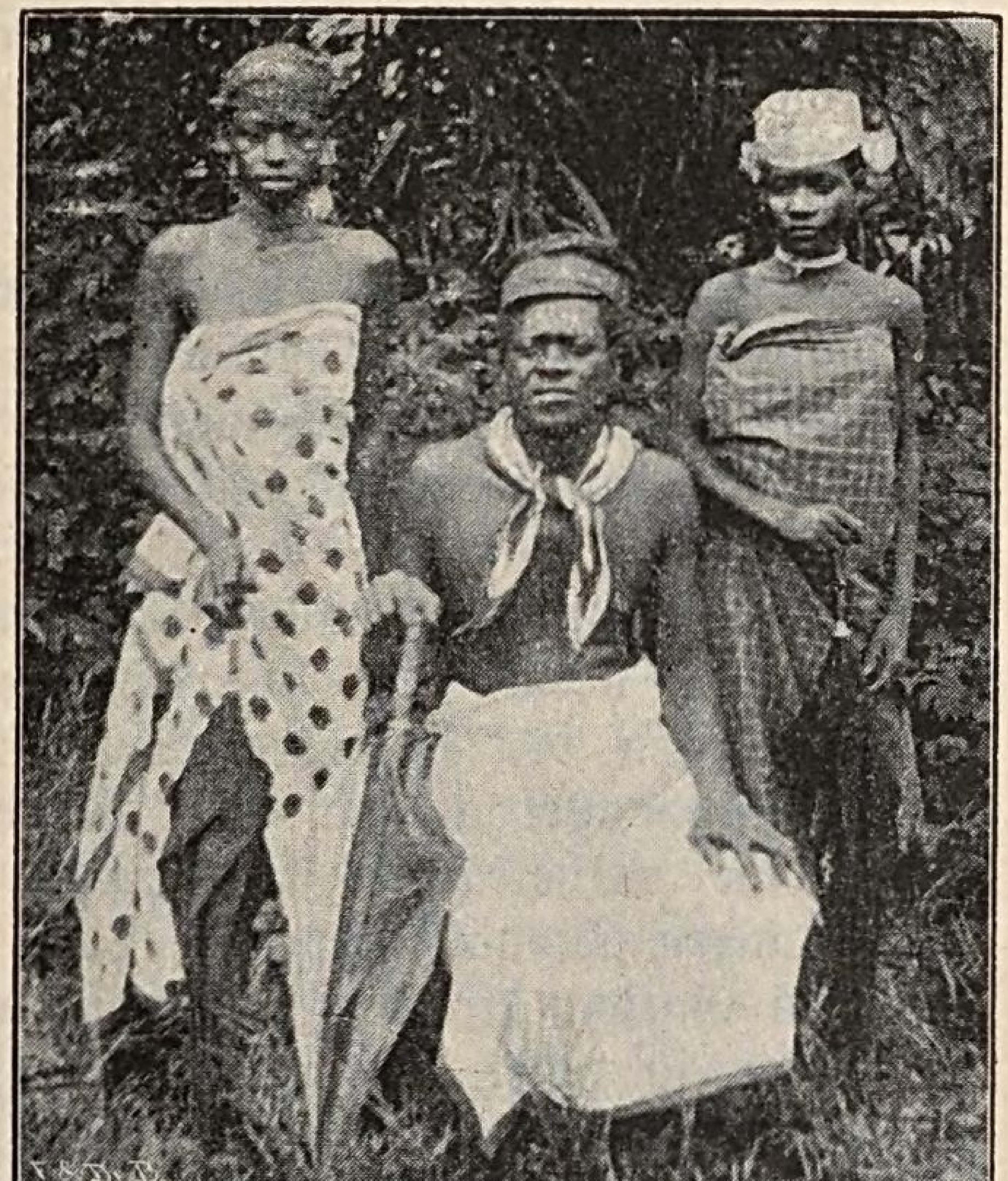
Der Bearbeitung des Bodens schließt sich bei diesem Stamme auch die Viehzucht an, die sich größtenteils auf Schafe, Ziegen, Hühner und Hunde — welch letztere gleichfalls gegessen werden — beschränkt. Auch gewisse Industrieerzeugnisse sind bei den Yaunde heimisch, und zwar neben der Herstellung von irdenen Geschirren, Kochtöpfen, Tellern u. s. w., die Bearbeitung des Eisens und die Erzeugung von Speeren und Schwertern. Das Eisen gewinnen sie aus dem im Yaundelande an verschiedenen Stellen stark vorkommenden Raseneisenstein, aus dem sie in sehr kunstvoll gearbeiteten Öfen das Eisen herausschmelzen und dann mit großem Geschick verarbeiten.

Wie durch ihre Thätigkeit und ihre Anschauungen, sind die Yaunde auch durch ihre äußere Erscheinung ein interessanter Stamm. Sie haben stattliche kräftige Gestalten und wohlgeformte Gesichtszüge. Die Hautfarbe ist braun und zeigt bald hellere, bald dunklere Nuancen. Eigenartig ist ihre Haartracht, die sie am Hinterkopf in einem aus Bambusstäben gefertigten Gestell tragen, in welches die mit Kaurimuscheln und Porzellanknöpfen geschmückten Haare eingeflochten werden.

Für gleißenden, schimmernden Schmuck sind die Yaunde sehr empfänglich, auf Bekleidung legen sie nur sehr geringes Gewicht. Die Männer tragen nur ein einfaches, helles Hüftentuch aus Baumrinde und die Weiber ein, an einer um die Hüften laufenden Schnur befestigtes schmales Blatt vorne und ein rotgefärbtes, in Pferdeschwanzform geschnittenes Büschel Bananenblätter hinten. Männer und Frauen behängen sich Arme und Beine, Hand- und Fußgelenke mit Kupfer-, Messing- und Elfenbeinringen, die als Zierat sehr hoch geschätzt werden. Um den Hals tragen die Yaunde einen vom Medizinmann geweihten Fetisch, ein Stück Elfenbein oder einen sonstigen Gegenstand in Gestalt eines Antilopenhorns, der vor Unheil und Krankheit, besonders aber vor den Geschossen der Feinde schützen

soll. Nur der Häuptling hat noch einen eigenen Schmuck; es ist eine Kette von Leopardenzähnen, die er als Abzeichen seiner Würde um den Hals hängt.

Der Medizinmann, der das Volk mit den Fetisch-Amuletten versieht, spielt eine sehr wichtige Rolle im Leben der Yaunde. Ihre den europäischen Reisenden noch unklare religiöse Anschauung weist der Arbeit des Medizinmannes ein großes Gebiet in der Erziehung der Knaben an. Im Alter von etwa 15 Jahren begeben sich die Knaben in die etwas abseits von den übrigen belegene und durch allerlei mystische Embleme schon von außen kenntliche Wohnung des Medizinmannes, wo sie so lange verbleiben, bis sie eine erforderliche Lehrzeit vollendet haben. Erst wenn diese absolviert ist, wird den jungen Leuten der Genuß von Schaf- und Ziegenfleisch und der Verkehr mit den Frauen gestattet. Die Beendigung der Lehrzeit ist gleichzeitig mit einer Feier verbunden, in welcher der Entlassung aus der Schule des Medizinmannes und der von dem jungen Mann erlangten männlichen Reife Ausdruck gegeben wird. Der Jüngling erhält zunächst eine Tätowierung,



King Ewahé mit zwei Weibern

die sich längs des Rückgrates in Form eines Zweiges hinzieht. Diese Prozedur macht es, daß — wie Hauptmann Morgen bemerkt — die Yaunde der einzige westafrikanische Stamm sind, der die Tätowierung auf dem Rücken trägt. Alle anderen Stämme sind auf der Brust, dem Bauche, den Armen und im Gesichte tätowiert. Ist die Rückentätowierung beendet, so versammeln sich die Yaundemänner und Frauen auf einem bestimmten Platz, und sobald die Reife-Kandidaten erscheinen, werden ihnen die bisher getragenen Abzeichen des Knabentums, das hinten hängende Büschel aus Bananenblättern, von den Frauen abgerissen. Mit diesem Akt und einigen anderen vorhergehenden Ceremonien wird der Jüngling zum Mann erklärt. Von nun an darf er Waffen tragen, im Rate der Männer erscheinen und dem großen, alljährlich von den freien Männern gefeierten Fetischfeste beiwohnen.

Die religiöse Anschauung der Yaunde findet auch sonst noch in verschiedenen Ceremonien ihren Ausdruck. Dazu gehören die Trauerceremonien, die auf einen Glauben vom Leben nach dem Tode schließen lassen. Wenn eine verheiratete Frau stirbt, wird ihre Seele einen ganzen Monat hindurch jeden Abend vom verwitweten Gatten mit der Trommel angerufen. Stirbt ein Mann, so trägt die Frau ein ganzes Jahr hindurch als Zeichen der Trauer den Körper weiß angestrichen, während sie außer dem Bananenbüschel, das hinten an der Hüftschnur hängt, noch ein zweites Büschel vorn anlegt.

* * *

Ein völlig anderes Bild bietet der nördlich vom Lande der Yaunde wohnende Stamm der Wute, dessen Gebiet am oberen Sanaga und im Norden dieses Flusses sich ausdehnt.

Zwei Brüder teilten sich in die Herrschaft des Landes, in der Weise, daß das östliche Gebiet von Nguta, dem

älteren Bruder, das westliche von Ngila, dem jüngeren Bruder, regiert wurde. Obgleich der Herrscher des nördlich gelegenen Tibati über das Buteland die Suzeränität hat, besitzen die Bute-Häuptlinge große Selbständigkeit und verfügen über eine Streitmacht, die für westafrikanische Verhältnisse ganz respektabel ist. Hauptmann Morgen, der besonders mit Ngila in nähere Beziehungen getreten war, schätzt dessen Heeresmacht auf 2000 Mann, von denen 200 mit Feuersteingewehren, 1000 mit Bogen und Pfeilen und die übrigen mit Speer und Schild bewaffnet sind. Dieser Armee schließen sich als Kavallerie 15 Reiter an, die freilich mehr zur Schau als zu kriegerischer Thätigkeit bestimmt sind und höchstens als Depeschenreiter Verwendung finden.

Lassen ihre suzeränen Beziehungen zu Tibati und die Organisation ihrer Streitmacht schon an sich auf Eigenartigkeit schließen, die sie von den anderen Stämmen des Kamerungebietes unterscheidet, so machen sich auch in anderen Dingen fremde, und in erster Reihe mohammedanische Einflüsse bemerkbar. Diese sind um so natürlicher, als die Bute höchst wahrscheinlich aus dem Lande, unter dessen Oberhoheit sie stehen, abstammen; sie sind nicht Eingeborne ihrer jetzigen Heimat, sondern Einwanderer, die vor etwas mehr als einem Jahrzehnt von Norden kommend, die Gebiete besetzt haben, die sie gegenwärtig bewohnen. Von den in Adamaua wohnenden Mohammedanern haben die Bute wohl die Neigung für den Handel und die Sitte einer vollständigeren Bekleidung überkommen. Ganz besonders floriert der Handel bei ihnen. Die Bute sind bedeutende Elfenbeinhändler. Die Billigkeit des Elfenbeins im Lande der Bute, wie auch der Umstand, daß zahlreiche Haussaleute aus bedeutenden Entfernungen kommen, um in den Dörfern Ngila's und Nguta's Geschäfte zu machen, lassen darauf schließen, daß die Bute einen bedeutenden Umsatz in Elfenbein erzielen. Es ist deshalb nicht zu verwundern, daß sich

unter ihnen viele reiche Leute befinden, die über große Elfenbeinvorräte und über viele Sklaven verfügen. Diese Vornehmen zeigen sich von der orientalischen Kultur schon insofern stark beeinflußt, als sie es lieben, in den weiten, faltigen orientalischen Gewändern einherzugehen und ein würdevolles Wesen zur Schau zu tragen. Das geringere Volk freilich begnügt sich bloß mit einem Hüftentuch und sucht die äußere körperliche Erscheinung zu verbessern und zu verschönern, indem es sich den ganzen Körper mit Rotholz färbt. Dieses Toilettemittel hat nur den Nachteil, daß es eine unangenehme, oft ansteckende Hautkrankheit verursacht, welche die sonstige Sauberkeit der Wute sehr beeinträchtigt.

Eine lobenswerte Reinlichkeit und Sauberkeit bekunden namentlich ihre Hütten, die ganz tadellos gehalten sind, und die Dörfer, die meist durch ihren großen Umfang auffallen. Das Dorf Ngila's zählt sogar 800 bis 1000 rund gebaute Hütten, die sich in einer Thalsenkung, mitten zwischen gebirgigen Anhöhen zu einer großen Gruppe vereinigen. Dabei giebt sich die militärische Veranlagung der Wute in dem Umstande kund, daß die Anhöhen mit Wachen besetzt werden, die die ganze Umgebung des Dorfes ringsum übersehen können. Das erste Zeichen von der Annäherung eines Feindes oder einer fremden Karawane macht sofort das ganze Dorf mobil. Und da ist jedermann Krieger, nicht nur der erwachsene Mann, der dem Häuptling zeitlebens zur Heeresfolge verpflichtet ist, ondern auch die Knaben, die mit Pfeil und Bogen in den Kampf ziehen und sogar die Weiber, die, wenn die Kämpfer hart bedrängt werden, selbst zu den Waffen greifen, im Kriegsfalle aber unter allen Umständen insofern militärische Dienste leisten, als sie zur Entwaffnung und Fesselung der Feinde herangezogen werden.

Die Körperkonstitution macht die Wute aber auch

zum Kampfe besonders tauglich. Von Natur zäh und widerstandsfähig, werden sie schon von früher Jugend an für das Kriegshandwerk ausgebildet. Dem entsprechend hat auch ihr Gesichtsausdruck etwas Kriegerisches; der feurige Blick der Augen, die kühne Frisur auf den Köpfen, die nach der Wute-Sitte schon in frühester Jugend künstlich in die Länge gepreßt werden, und die sehr spitzen, nach oben gezwirbelten Kinnbärte geben den Männern ein kampffreudiges Aussehen. Das wird noch erhöht durch die Waffen, die sie beständig mit sich tragen, lange gerade Schwerter, an einer über die linke Schulter gehängten Schnur befestigt, Dolche, die im Hüftengürtel stecken, sehr oft auch Stoßmesser und Speer, Bogen und Pfeile. Im Kampfe schließen sich diesen Waffen als Verteidigungsmittel Büffelschilde und kleine Antilopenschilde an, die mit der Linken getragen werden und den Körper vor Speeren, Pfeilen und den Geschossen der Feuersteingewehre schützen sollen.

Bei diesen kriegerischen Fähigkeiten sind die Wute doch mit so viel industriellem Sinn begabt, daß sie neben manchen Erzeugnissen für den häuslichen Bedarf sich ihre Waffen selbst fertigen können. Das Eisen liefert ihnen der reichlich vorhandene Raseneisenstein, und das Brennmaterial erhalten sie aus den nahe belegenen großen Waldungen. Aus dem von ihnen bereiteten Eisen schmieden sie nun ihre langen Schwerter und kleine, gebogene gute Rasiermesser, mit denen die Männer sich die Gesichtshaare, mit Ausnahme des Kinnbartes, rasieren. So rege wird bei den Wute das Schmiedehandwerk betrieben, daß sich im Dorfe Ngila's allein 12 Schmiedewerkstätten befinden, in denen etwa 70 Leute von früh bis spät beschäftigt sind.

Sehr geringe Sorgfalt dagegen wird von den Wute dem Ackerbau zugewendet. Die Feldarbeit wird ganz den Frauen und Sklaven überlassen, welche den Boden zweimal im Jahre, vor den Regenzeiten, bestellen. Tabak

wird überhaupt nicht angebaut, da der Tabakgenuß bei den Wute verboten ist.

Ist der Wute nicht mit Kriegsangelegenheiten beschäftigt, so liegt er am liebsten in süßem Nichtsthun in der Sonne vor seiner Hütte und läßt sich von seinen Sklaven und Weibern das Gesicht rasieren, die Kopffrisur flechten oder die Glieder kneten. Einen Lieblingszeitvertreib bildet auch bei ihm das im ganzen Zentralafrika verbreitete Brettspiel, bei den Wute „Safe" genannt, mit dem der Wutekrieger ganze Tage zubringt.

* * *

Wie die Dualla am Kamerunfluß das Monopol des Zwischenhandels an sich gerissen haben, so sind auch einige weiter südwärts und ostwärts wohnende Stämme schlaue, gewissermaßen gewerbsmäßige Zwischenhändler, die den Verkehr der europäischen Kaufleute mit dem inneren Hinterlande sehr erschweren und die Produkte aus dem Innern nur in sehr großer Verteuerung zur Küste gelangen lassen. Da sind zunächst im Süden von Kamerun die Malimba, die es an kaufmännischer Geriebenheit mit den Dualla aufnehmen können; dann folgen die nordostwärts von den Malimba wohnenden Idia (Edea), und diesen schließen sich weiter südöstlich die Bakoko oder Mwelle an. Jeder dieser Stämme ist bestrebt, in seinem Gebiet selbständig, ohne Rücksicht auf den Nachbar, zu schalten und aus dem Handelsverkehr, der sich zwischen der Küste und dem Inneren des Schutzgebietes vollzieht, durch hohe Durchgangs- und Einfuhrzölle und andere Machinationen, den denkbar höchsten Profit herauszuschlagen. Mit den Waaren, die aus dem Binnenlande zur Küste geführt werden, machen das erste gute Geschäft die Idia-Leute. Mit einem recht erheblichen Gewinn verkaufen sie die Handelsprodukte an die Bakoko, die ihrerseits wieder gleichfalls einen ordentlichen Profit haben wollen. Auf

diese Weise erheblich verteuert, gelangen die Waren in die Hände der Malimba, die natürlich erst mit einem weiteren Aufschlag an die Faktoreien verkaufen.

Diese Zustände erwiesen sich für die europäischen Kaufleute schon längst als unhaltbar. Aber alle ihre Versuche, den unheilvollen Zwischenhandel zu durchbrechen und selbst mit den Stämmen des Hinterlandes in Verbindung zu treten, scheiterten an der Schlauheit und Beharrlichkeit der eingeborenen Händler, die sich wie ein Keil zwischen das Binnenland und die Faktoreien schoben. Erst die Expeditionen von Kund und Morgen, und besonders das energische Vorgehen des letzteren gegen die Malimba, haben eine Wandlung zum Besseren geschaffen. Die Niederwerfung der Malimba hat auch bei den Bakoko Wirkung erzielt. Eingeschüchtert durch die Energie der Deutschen, haben sich die Bakoko darein gefügt, daß man in ihrem Lande Faktoreien errichtete. Nunmehr haben die deutschen Handelshäuser nur noch die Idia als Zwischenhändler, als Vermittler für die Warenprodukte, die aus dem tieferen Binnenlande kommen. Auch deren Rolle dürfte bald ausgespielt sein, wenn es gelingen sollte, in jenen Gegenden den Einfluß der deutschen Kaufleute zu stärken und ihre Macht zu erhöhen.

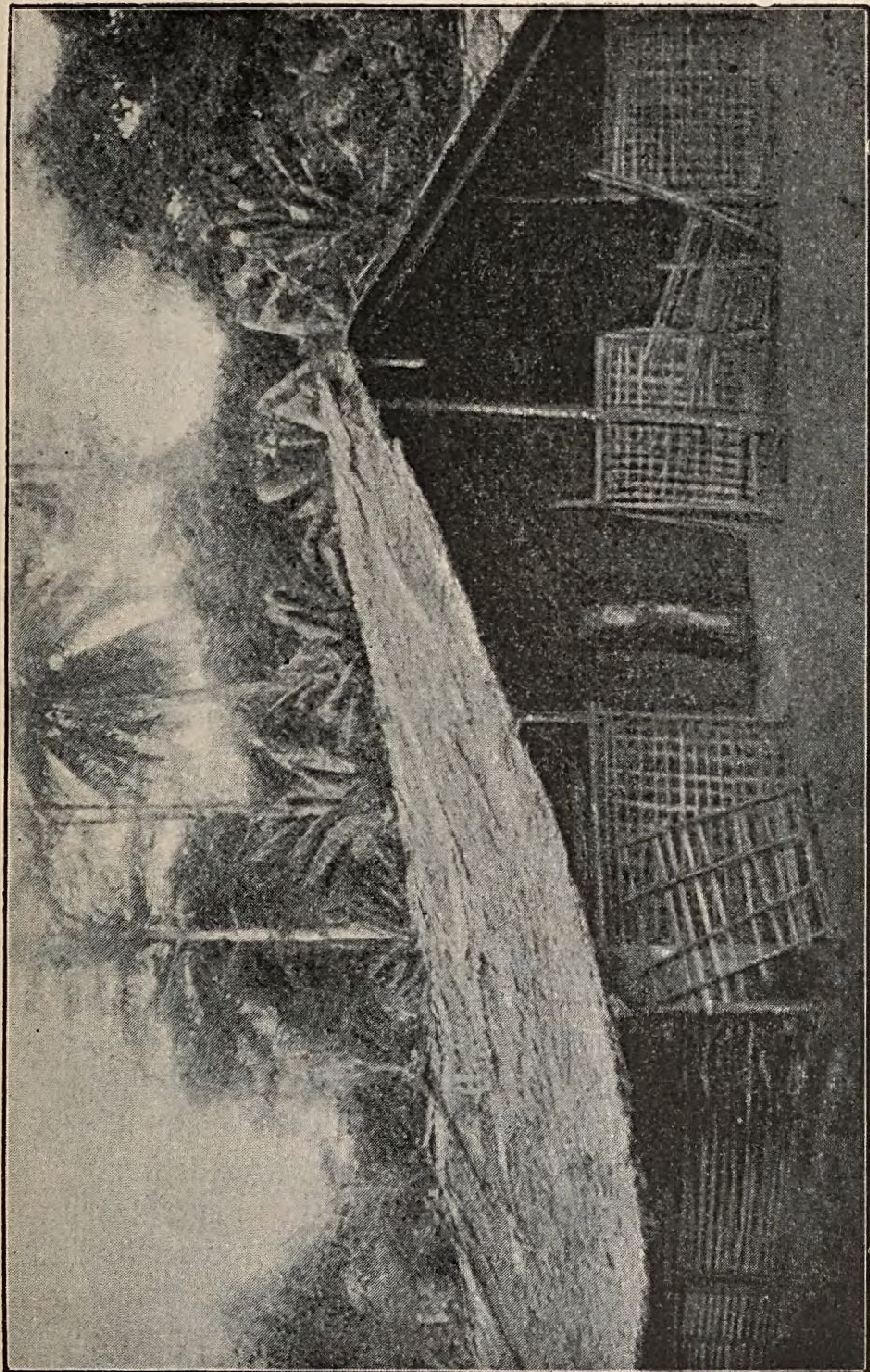
* * *

Beim Überblick über die Völkerschaften und deren Wohnsitze im deutschen Kamerungebiet sind wir zu einem geographischen Punkt gelangt, der in verschiedener Hinsicht als eine Grenzscheide bezeichnet werden kann. Es ist der obere Sanaga, das Gebiet der Wute und der letzten Ausläufer der Bakoko. Mit dem Überschreiten dieses Gebietes gelangt der Reisende in eine neue Kultursphäre; er kommt mit Stämmen in Berührung, die anders geartet sind, als diejenigen, die wir bisher kennen gelernt haben. Der obere Sanaga bildet die

Völkerscheide zwischen den heidnischen Bantustämmen des Hinterlandes von Kamerun und den Stämmen, die den mohammedanischen Sudan bewohnen. Schon in der politischen Organisation besteht zwischen beiden ein auffallender Unterschied. Während die Bantustämme nur kleine Gemeinwesen bilden, schließen sich die mohammedanischen Völkerschaften zu großen Staaten zusammen, an deren Spitze mächtige Fürsten stehen.

Von diesen großen Staaten kommt für die deutschen Interessen besonders das Centrum der südwestlichen Sudanländer Adamaua's in Betracht, deren Hauptstadt Yola den Engländern zugefallen ist. Daß sich vor dieser Stadt, die einen vorzüglichen Stützpunkt für das deutsche Hinterland Kameruns gebildet hätte, die Grenzen des Schutzgebietes befinden, ist ein schlagender Beweis dafür, daß man in Deutschland erst in der zwölften Stunde die Mittel verfügbar machte, die jene Gebiete sicherten. Darum sind auch diese Grenzen nicht den natürlichen und politischen Verhältnissen des Schutzgebietes entsprechend gezogen, sondern künstlich konstruiert, wobei die Engländer den Vorteil behalten haben.

Allerdings bieten auch die in der deutschen Interessensphäre liegenden Gegenden Adamaua's Raum und Gelegenheit zu nutzbringender politischer und kommerzieller Thätigkeit. Wenn auch der Einfluß des Emirs von Yola weit über das ganze Adamaua hinausreicht, so giebt es doch in diesem Reiche noch verschiedene Stämme, die sich bis zu einem gewissen Grade ihre Selbständigkeit zu wahren verstanden haben. Es sind besonders heidnische Stämme, die insofern ein Kompromiß mit dem andringenden Islam geschlossen haben, als sie mohammedanische Religionsformen annahmen. Noch günstiger stellen sich — nach den Anschauungen des verdienstvollen Forschers Robert Flegel — die Aussichten für die Zukunft bei den Bewohnern des Berglandes von Adamaua. Die geordneten staatlichen Verhältnisse und eine, bis zu einem gewissen Grade von



Versammlungshaus der Bakundus. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

dem Islam geförderte Kultur, verleihen jenen Gegenden für ein zielbewußtes kolonialpolitisches Vorgehen und

für die Ausbreitung des deutschen Handels einen besonderen Wert.

Nicht in demselben Maße günstig stellen sich vorläufig die Verhältnisse in Bornu, das zum größten Teil in der deutschen Interessensphäre belegen ist. Bornu ist ein festgeschlossener Staat, in dem der Islam in seiner strengsten Form herrscht. Noch vor mehreren Jahren, als Gustav Nachtigal längere Zeit in Bornu lebte, und später, als Gerhard Rohlfs die Geschenke des Kaisers Wilhelm I. dem Sultan von Bornu überbrachte, machte sich dort eine Toleranz geltend, die für die Ausbreitung und Festigung des deutschen Einflusses das Beste versprach. In den letzten Jahren aber hat der berüchtigte fanatische Orden der Senussi auch in Bornu eine besondere Macht gewonnen, und an Stelle der früheren Duldsamkeit gegen Andersgläubige ist ein blinder mohammedanischer Fanatismus getreten, der in seiner Intoleranz jeden Nichtmohammedaner ausschließt und den Verkehr außerordentlich erschwert.

* * *

Im deutschen Schutzgebiet Kamerun schließen sich jetzt den Eingebornen auch Fremdlinge, Angehörige eines weiter nordwestwärts wohnenden Stammes als Einwanderer an, die für die deutsche Kolonisation von größter Wichtigkeit sind: Es sind die Kru-Neger, welche in Kamerun Dienste als Arbeiter leisten.

Die Kru, deren Urheimat in Zentralafrika zu suchen ist, und die durch große Völkerverschiebungen vom Niger zur Küste gedrängt wurden, stammen aus dem Neger-Freistaate Liberia. Ihre Muttersprache weist auf eine Stammesverwandtschaft mit den tüchtigen Mandingo hin, ebenso ihr Körperbau, der sich in den kräftigen Gestalten mit den regelmäßigen, offenen und gewinnenden Gesichtszügen kundgiebt. Als Stammes-

eine Hose. Eine weitere Folge ihrer Arbeit für die Europäer ist der Umstand, daß fast alle Kru das Beach-Englisch sprechen, während sich diejenigen, die auf Hamburger Dampfern beschäftigt sind, ein ganz geläufiges Plattdeutsch angeeignet haben.

So sind die Kru den europäischen Kaufleuten in Westafrika unentbehrlich geworden. Und die wichtige Rolle, die sie spielen, ist ein schlagender Beweis dafür, daß der Neger sehr wohl zur Arbeit, zu andauernder und regelmäßiger Arbeit befähigt ist und dazu angehalten werden kann. Als Arbeitskraft erst stellt der Neger bei der Kolonisation des dunklen Erdteils nicht nur einen nützlichen und fördernden, sondern einen unentbehrlichen und wichtigen Faktor dar.

3. Wie Kamerun unter deutsche Schutzherrschaft gestellt wurde

Es war nicht das Werk einer plötzlichen Aufwallung, nicht das Resultat eines kurzen Entschlusses — diese große That, die den Besitz Deutschlands unter dem Aequator mit einem Schlage um ein wichtiges Gebiet bereicherte. Für das deutsche Volk war die Kunde von der Besitzergreifung Kameruns eine Überraschung; für die Eingeweihten aber, für diejenigen, die mit Sorgen und Spannung den Moment herbeisehnten, da sich die deutsche Fahne machtvoll an der Westküste Afrikas entfalten würde, war die Erklärung der Schutzherrschaft über Kamerun ein Werk jahrelanger Arbeit und Mühen, der Abschluß einer langen, sorgsamen Vorbereitung — ein Akt der zwingenden Notwendigkeit.

Deutsche Arbeit und deutscher Fleiß waren keineswegs ganz neu in Kamerun, als die Regierung dazu schritt, dieses Gebiet unter deutschen Schutz zu stellen. Schon um die Mitte unseres Jahrhunderts hatten hanseatische Firmen, vor allen die Firma Karl Wörmann

in Hamburg, an der Westküste Afrikas festen Fuß gefaßt. Im Laufe der Zeit dehnte diese Firma ihre Verbindungen so weit aus, daß sie im Jahre 1868 eine Faktorei am Kamerunfluß errichten konnte. Dieser ersten Faktorei folgte bald die Begründung einer zweiten, einer dritten und weiterer Faktoreien in der Kamerungegend, und dem Beispiele Wörmanns folgten die Firma Jantzen und Thormählen und dann einige andere hanseatische Handelshäuser. Die Firma Wörmann ging noch einen Schritt weiter. Sie richtete eine regelmäßige Dampferverbindung zwischen Hamburg und der Küste Westafrikas ein und stellte auf diese Weise direkte Beziehungen zwischen Deutschland und Kamerun her.

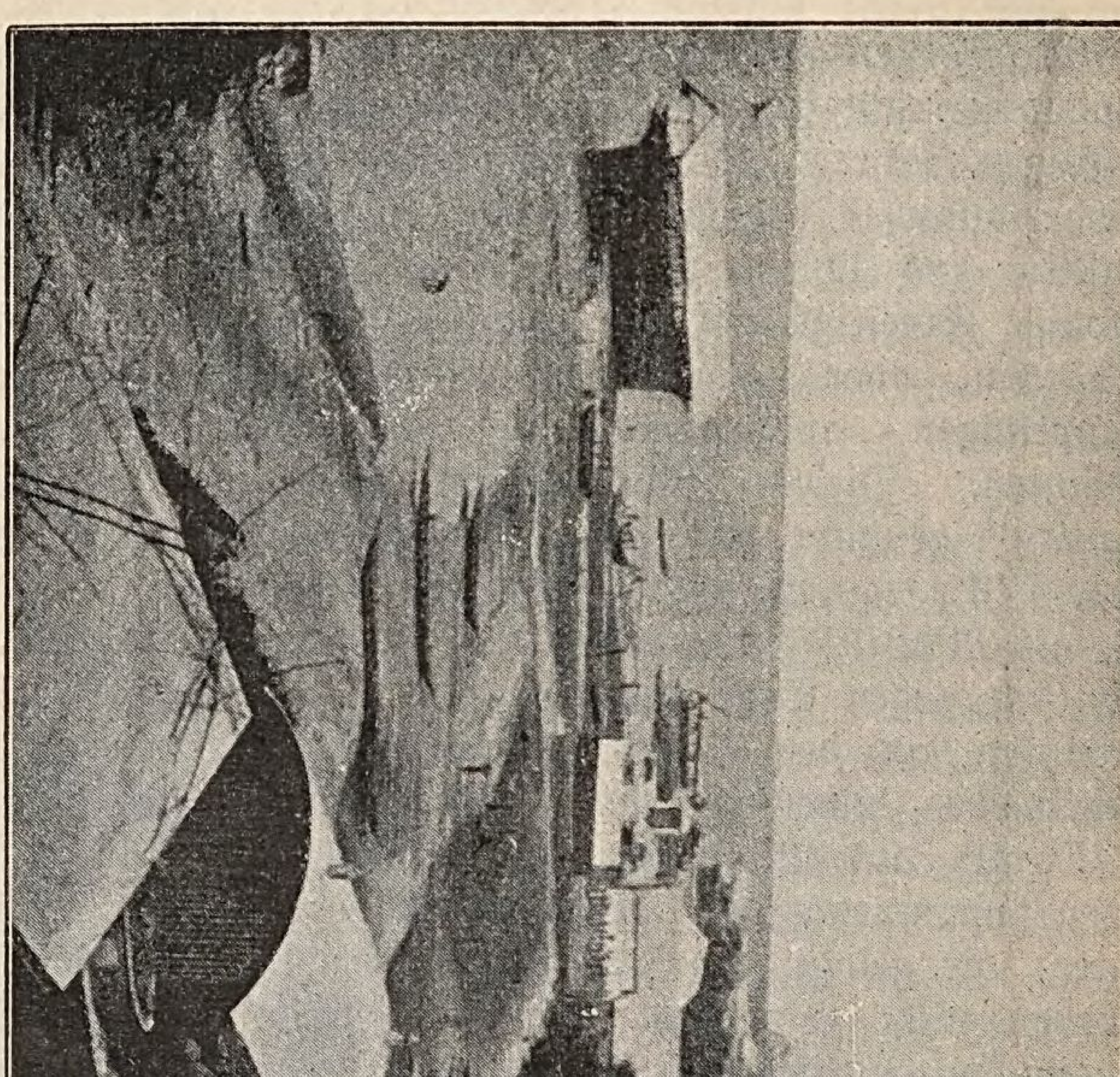


A. Wörmann

Es war nur natürlich, daß mit der Zahl der Vertreter des deutschen Handels auch der Einfluß der Deutschen in jenen Gegenden wachsen mußte. Aber je mehr dieser Einfluß an Ausbreitung gewann, desto schwieriger schien sich die Stellung der Deutschen gestalten zu wollen. Denn bevor die deutschen Kaufleute nach Kamerun gekommen waren, hatten sich hier schon englische Kaufleute ansässig gemacht. Die deutsche Konkurrenz, die mit starkem Unternehmungsgeist einsetzte, war ihnen ein Dorn im Auge. Es konnte nicht fehlen, daß sich bald allerlei Mißhelligkeiten einstellten, die so unangenehm wurden, daß sich die Firma Wörmann im Jahre 1874 veranlaßt sah, an die deutsche Regierung ein Gesuch zu richten, in welchem um die Ernennung eines Konsuls in Kamerun gebeten wurde. Dem Gesuch wurde nun seitens der Regierung nicht stattgegeben, jedoch hatte es den Erfolg, daß die Regierung den Verhältnissen in Kamerun eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen begann.

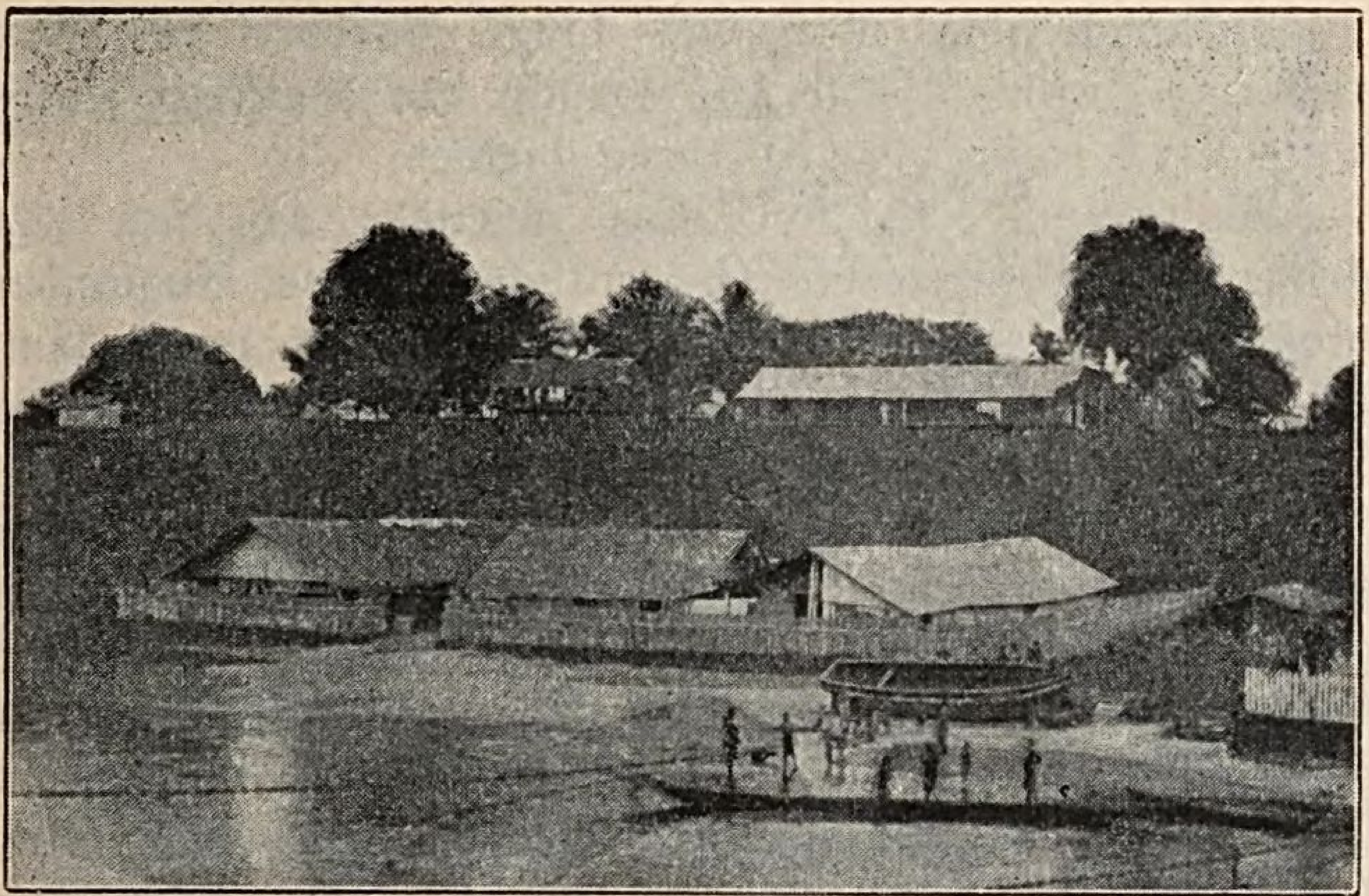
Unterdessen vollzogen sich in Kamerun sehr bedeutungsvolle und folgenschwere Ereignisse. Bereits in den fünfziger Jahren, als die Engländer hier ihre ersten Niederlassungen begründet hatten, wurde von ihnen ein Institut ins Leben gerufen, dem die Aufgabe zufiel, etwaige Streitigkeiten, die zwischen Europäern und Eingebornen, oder zwischen den einzelnen „Kings", den Häuptlingen, ausbrachen, auf friedlichem Wege zu schlichten. Dieses Schiedsgericht wurde „Court of Equity" genannt und bestand mehrere Jahre. Dann aber stellte es auf lange Zeit seine Thätigkeit ein, bis es, als Mißhelligkeiten unter den Europäern ausbrachen und sich gegen Ende der siebziger Jahre immer mehr zuspitzten, auf den Vorschlag Englands zu einem neuen Scheinleben erweckt wurde. Diesmal wurde der Court of Equity aus Mitgliedern der verschiedenen Nationalitäten zusammengesetzt. Aber dieses neue Schiedsgericht hatte, wie gesagt, nur ein Scheinleben. Seine Urteile wurden nicht respektiert, denn es stand keine Macht hinter ihm, welche diese Urteile exekutieren konnte. Um nun diesen Verhältnissen ein Ende zu bereiten und zugleich die Oberhand, die Herrschaft über das ganze Gebiet zu gewinnen, wandten sich die englischen Kaufleute im Jahre 1882 an die englische Regierung, mit dem Ersuchen, daß England das Protektorat über Kamerun erklären möge. Es schien um so eher Aussicht für die Erfüllung dieses Wunsches vorhanden zu sein, da englische Kriegsschiffe öfters an der westafrikanischen Küste vor Anker gegangen waren und nicht selten Strafen über widerspenstige oder räuberische Neger verhängt hatten.

Aber wie im Jahre 1874 den deutschen Kaufleuten der Wunsch nicht erfüllt wurde, so ging auch die englische Regierung im Jahre 1882 nicht auf das Ansuchen der englischen Kaufleute ein. Man hüllte sich in England in tiefes Schweigen, und die Dinge gingen in Kamerun anscheinend den alten Gang.



Wörmann-Faktorei Kamerun, von der Joßplatte gesehen

Doch nur anscheinend, und für diejenigen, die weit vom Schauplatz entfernt waren. Denn in Wirklichkeit



Faktorei (Kamerun). Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

verschlimmerten sich die Verhältnisse in Kamerun immer mehr, und zwar nicht so sehr durch Zwistigkeiten zwischen den konkurrierenden Handelsfirmen, sondern hauptsächlich durch den immer unerträglicher werdenden Zwischenhandel, den die Küstenstämme mit denen aus dem Innern trieben. Die Waren gelangten aus dem Binnenlande erst in hohem Grade verteuert an die Küste, und alles Andrängen der entfernter wohnenden Stämme, die ganz gut einsahen, daß sie durch den Zwischenhandel Schaden litten, war vergebens angesichts der Beharrlichkeit, die die Küsten-Neger an den Tag legten.

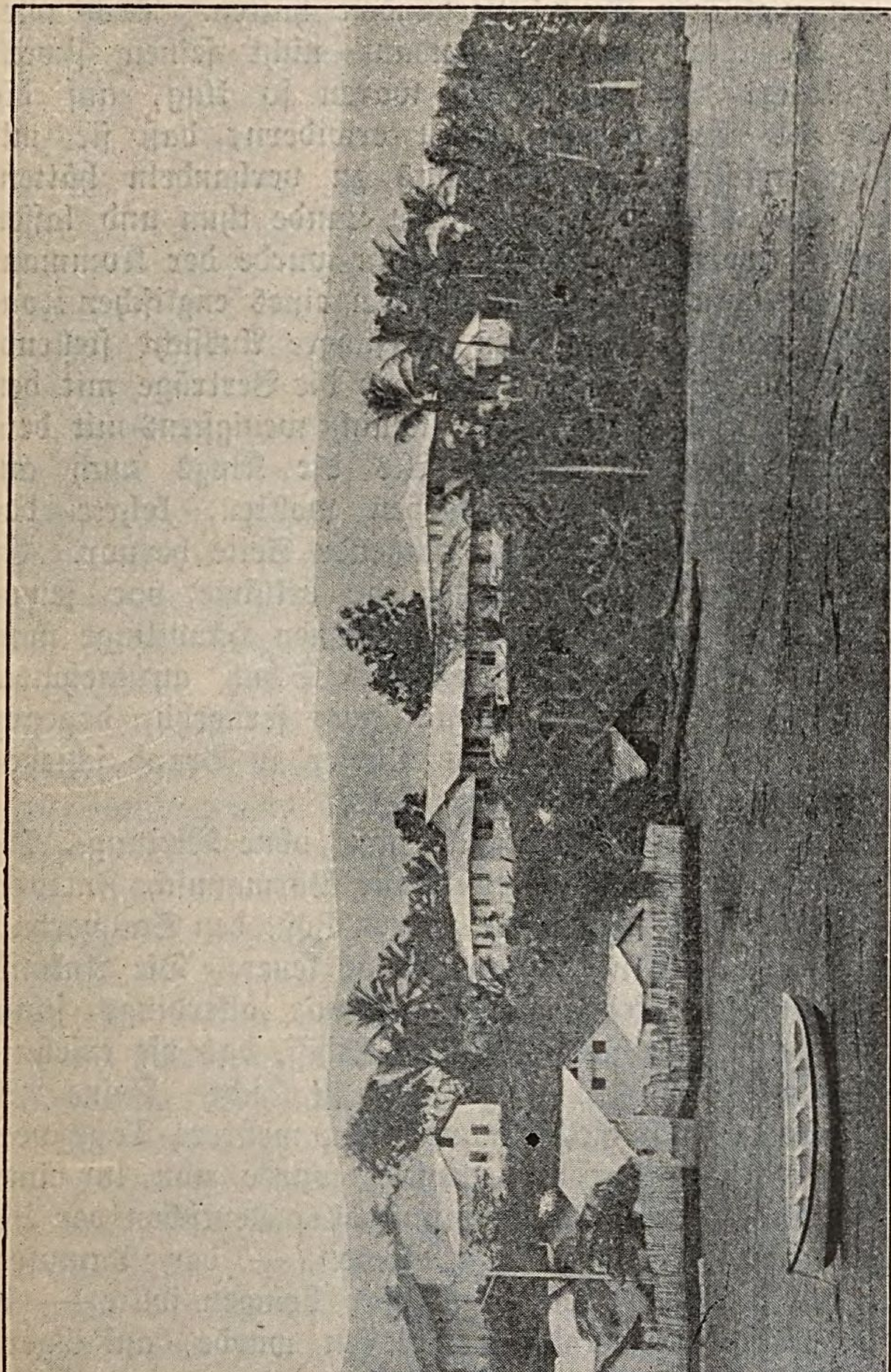
Diesen Zuständen mußte schließlich ein Ende gemacht werden. Noch einmal wandten sich die deutschen Kaufleute in Kamerun, im Verein mit den an der Sklavenküste etablierten deutschen Firmen an die deutsche Regierung. Und damit ihr Gesuch um so kräftigeren Ausdruck erhalte, gaben die Deutschen den ihnen befreundeten Kameruner Eingebornen den Rat, in einer besonderen Eingabe an die deutsche Regierung um deutschen Schutz und deutsche Oberhoheit zu bitten.

Diesmal aber war das lange vorbereitete Werk reif ... Diesmal sollte das Gesuch der deutschen Kaufleute nicht mehr ohne Wirkung bleiben.

Wohl von dem Vorgefühl geleitet, daß sich jetzt große Dinge vorbereiteten, entfalteten die Engländer plötzlich eine nervöse Thätigkeit. Es galt vor allem, die Deutschen völlig lahm zu legen und sie auf die Dauer unschädlich zu machen. Das konnte im Augenblick nur geschehen, indem man die Eingebornen gegen sie aufhetzte, indem man den Schwarzen ein Vorurteil gegen die Deutschen einflößte. So erzählten denn die Engländer den Eingebornen, sie würden sehr schlecht fahren, wenn sie sich mit den Deutschen verbänden. Die Deutschen seien nur ein kleines Volk, das keine Kolonien und keine Macht besäße. Sie seien nur Soldaten und zwängen alle ihre Freunde, gleichfalls Soldaten zu sein; sie würden also auch die Neger zwingen, als Soldaten gegen Frankreich zu kämpfen. Noch andere Schreckbilder malten die Engländer den naiven Negern vor, immer in der Absicht, diese gegen die Deutschen aufzubringen und einen starken Zwiespalt herbeizuführen.

Diesen Intriguen konnten die Deutschen nur Stand halten gestützt durch die feste Zuversicht, daß die Regierung sich endlich doch zu einer energischen Aktion entschlossen habe. Schon war in Kamerun die Nachricht eingetroffen, daß ein deutscher Reichskommissar demnächst an der Küste erscheinen würde und jeden Tag erwartet werden dürfte. Ermutigt durch diese Aussicht, gelang es ihnen, die Kameruner Kings von der Haltlosigkeit der englischen Ausstreuungen zu überzeugen und sie noch fester für die deutschen Bestrebungen zu verpflichten.

Das war jetzt um so notwendiger, da plötzlich vor Kamerun ein britisches Kanonenboot erschien, dessen Kommandant mit echt englischer Anmaßung sehr herrisch den Häuptlingen gegenübertrat und ihnen — indem er den jetzt gar nicht verlangten Schutz Englands



Die Baptistenmission in Kamerun. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

versprach — aufs nachdrücklichste verbot, mit den Deutschen schriftliche Verträge zu schließen, ehe sie mit

einem englischen Konsul verhandelt hätten. Trotz alledem erreichte der Kommandant nicht seinen Zweck. Die Kings Bell und Aqua waren so klug, auf die Rede des Kommandanten zu erwidern, daß sie mit einem englischen Konsul nichts zu verhandeln hätten, und daß sie in und mit ihrem Lande thun und lassen könnten, was ihnen gefiele. Nun wurde der Kommandant freundlicher. Das Erscheinen eines englischen Konsuls innerhalb acht Tagen in sichere Aussicht stellend, bat er die Häuptlinge, nicht eher die Verträge mit den Deutschen abzuschließen, bis sie nicht wenigstens mit dem Konsul gesprochen hätten. Als die Kings auch auf diesen Vorschlag nicht eingehen wollten, kehrte der Kommandant wieder die anmaßende Seite hervor. Er brach erzürnt die Beratung ab, erklärte vor seiner Entfernung, daß er die ungehorsamen Häuptlinge nunmehr zwingen werde, Englands Schutz anzunehmen, denn er werde, wenn sie sich auch fernerhin dagegen sträuben sollten, einfach die Dörfer in Brand schießen und die Häuptlinge absetzen.

Diese Drohung blieb nicht ganz ohne Wirkung. Die Kings Bell und Aqua eilten in die Wörmannsche Faktorei und teilten dem Vorsteher, Herrn Voß, den Sachverhalt mit. Jetzt war freilich guter Rat teuer. Die Ankunft des deutschen Reichskommissars war allerdings schon signalisiert, aber noch war das Schiff, das die ersehnte Hilfe bringen sollte, lange nicht in Sicht. Seine Ankunft konnte sich vielleicht noch um mehrere Tage verzögern. In dieser Verlegenheit wurde nun in einer rasch einberufenen Versammlung aller Deutschen der Beschluß gefaßt: wenn die „Möwe" — der Dampfer, der den deutschen Reichskommissar bringen sollte — in den nächsten Tagen nicht eintreffen würde, auf eigene Faust die deutsche Flagge zu hissen.

Glücklicherweise sollte es nicht dazu kommen. Es war am 12. Juli 1884, als die „Möwe" auf der Rhede von Kamerun erschien — der lang erwartete,

mit allen Vollmachten ausgerüstete Reichskommissar — bekanntlich Dr. Gustav Nachtigal — war da.

Nun änderte sich die Situation vollkommen. Ein großes Palaver wurde mit den Häuptlingen abgehalten. Nachdem schon tags vorher mit King Dido ein Vertrag abgeschlossen worden war, wurden in dem Palaver mit den Kings Bell und Aqua Verträge gemacht, denen zufolge sie ihre gesamten Hoheitsrechte an die Firmen Karl Wörmann und Jantzen & Thormählen abtraten.

Nachdem diese Dinge erledigt waren, erfolgte am 14. Juli die ernste Feierlichkeit der Besitzergreifung. „Auf einem Hügel am Ufer des Kamerunflusses bei Belltown" — so schildert Koschitzky in seiner „Deutschen Kolonialgeschichte" den bedeutungsvollen Akt — „war ein hoher Flaggenmast errichtet. Die „Möwe" hatte 80 Mann mit Trommlern und Pfeifern gelandet. Generalkonsul Nachtigal erschien in voller Gala mit Ordensdekorationen, mit ihm Korvettenkapitän Hoffmann, Kapitänlieutenant Becker und Dr. Schubert; die Truppen kommandierte Lieutenant Mand. Ihnen gegenüber stellten sich die Deutschen von Kamerun auf, darunter die Herren E. Schmidt, E. Schulze, J. Krohn und Joh. Voß, welche die Verhandlungen mit den Negerkönigen geleitet hatten. Neben den Deutschen nahm König Bell mit seinen Häuptlingen und hinter ihnen die schwarze Bevölkerung von Belltown Aufstellung. Als alle versammelt waren, trat Herr Joh. Voß vor und legte die Verträge mit den Königen namens der Firmen Wörmann und Jantzen & Thormählen in die Hände des kaiserlichen Kommissars, ebenso eine Cessionsurkunde, welche die Oberherrlichkeit auf das Deutsche Reich übertrug. Der Kommissar verlas den Inhalt in deutscher und in englischer Sprache mit lauter Stimme, fragte den König Bell, ob er damit einverstanden sei, wenn er die deutsche Kriegsflagge auf seinem Grund und Boden hisse — was der letztere mit einem kräftigen "Yes!"

beantwortete — und erklärte, daß er dieses Gebiet kraft seiner Vollmacht unter Schutz und Oberhoheit des deutschen Kaisers stelle. Zum Zeichen pflanze er hier die deutsche Flagge auf. Unter präsentiertem Gewehr der Truppe und dreimaligem Hoch auf Kaiser Wilhelm stieg die deutsche Flagge in die Höhe, begrüßt von drei Gewehrsalven, dem Salut der „Möwe" von 21 Kanonenschüssen und dem jubelnden Hurrah der Deutschen, in welches auch die Neger lebhaft einstimmten. Die Engländer hatten sich zwar von dem Akte ferngehalten, aber ihre Häuser dennoch beflaggt."

Dieser ausdrucksvollen Feierlichkeit schlossen sich ähnliche offizielle Akte in Dörfern der Kings Aqua und Dido an, worauf Dr. Nachtigal mittels eines Rundschreibens die in Kamerun wohnenden Engländer offiziell von der Besitzergreifung des Gebietes durch die Deutschen in Kenntnis setzte. Ein weiterer Ausdruck der Übernahme der Schutzherrschaft seitens des Deutschen Reiches war die Einsetzung des Dr. Max Buchner als Vertreter des Reichskommissars, dem die Funktionen eines Konsuls und zugleich die Thätigkeit und exekutive Gewalt als Richter übertragen wurden.

Noch während der Anwesenheit des Reichskommissars Dr. Nachtigal erfolgte am 19. Juli wirklich die vom Kommandanten des Kanonenbootes angekündigte Ankunft eines englischen Konsuls. Es war Mr. Hewett, den das englische Kanonenboot „Flirt" von Bonny nach Kamerun brachte. Er sah bald ein, daß er zu spät gekommen war, um aber doch etwas zu thun, legte er gegen die deutsche Besitzergreifung eine Protestnote ein, die Dr. Nachtigal zur Berichterstattung an die deutsche Regierung annahm.

Die Vorgänge, die sich kurz vor und nach der Besitzergreifung in Kamerun abspielten, wurden sehr rasch an der Westküste Afrikas bekannt, und nun beeilten sich die Engländer, so viel für sich zu retten, als noch zu erlangen war. Zunächst wollten sie wenigstens in Bimbia

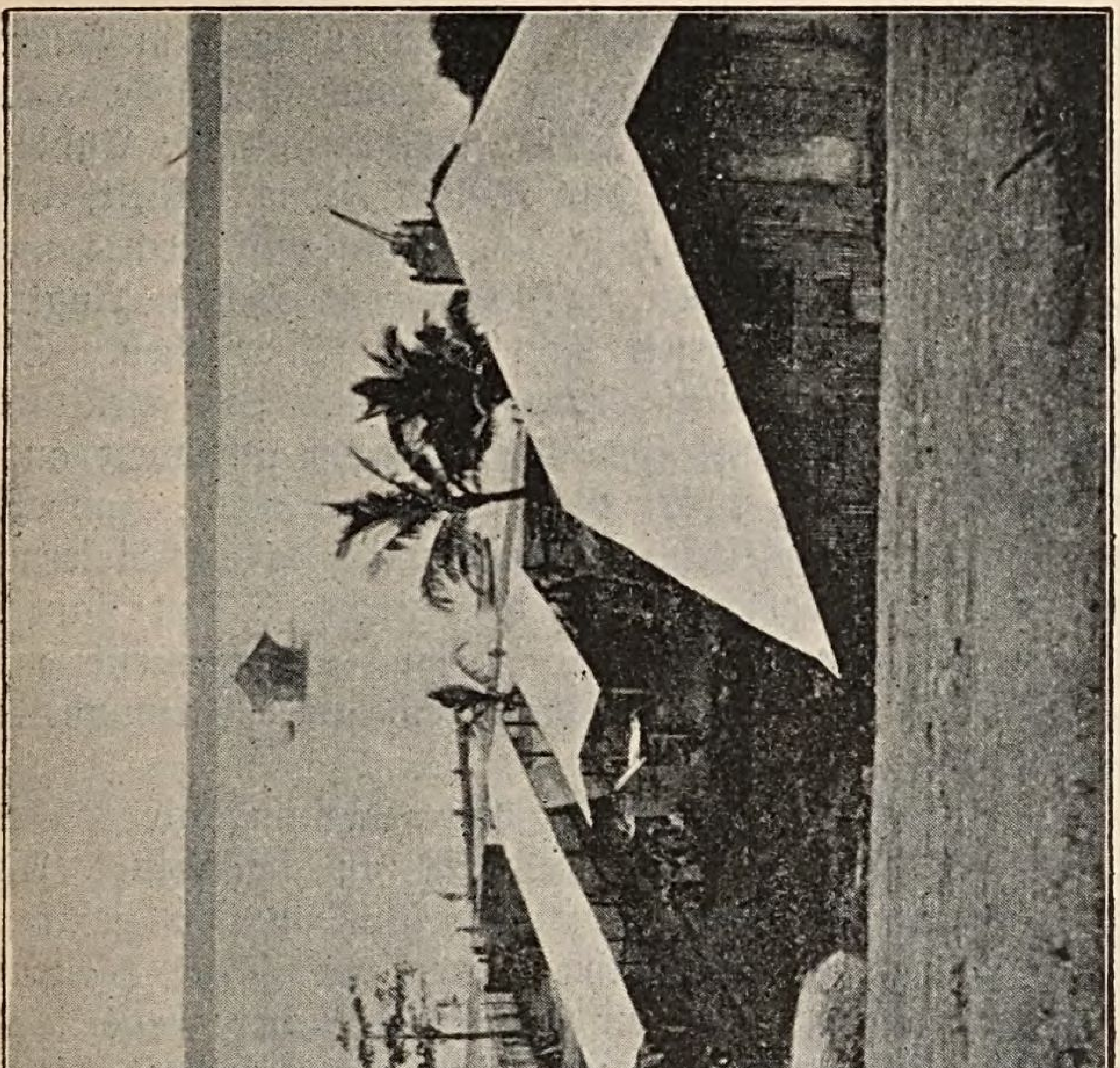
Es galt jetzt nicht allein die Deutschen vor den aufständischen Negern zu schützen, sondern auch durch nachdrückliche Bestrafung der Rebellen diesen Schutz für die Zukunft zu sichern und die Eingebornen von jedem ferneren Versuch, das Schutzgebiet zu beunruhigen, energisch abzuschrecken.

So ordnete Admiral Knorr die Ausschiffung eines Landungskorps von 330 Mann mit vier Geschützen an, das unter Befehl des Kapitän z. S. Karcher gestellt wurde. Das Korps hatte die Aufgabe, sich nach Hickorytown und Josstown zu begeben, die beiden Plätze zu nehmen, den ersteren niederzubrennen und die Häuptlinge und Führer beider Stämme lebend oder tot einzuliefern. Ebenso sollte Manga Aqua — der Bruder des treugebliebenen King Aqua — aus Aquatown geholt und nebst den etwa hinzukommenden anderen Gefangenen in die zum Arrest umgewandelten eisernen Gebäude der Wörmannschen Faktorei gebracht werden.

Am 20. Dezember setzte sich die kriegerische Expedition in Bewegung. Die Flußdampfer brachten zunächst die Boote mit der Mannschaft bis nach Josstown, wo die Schwarzen bei Annäherung des Marinekorps eine weiße Flagge hißten. Von hier aus dirigierte der Kommandant die Boote nach Hickorytown, worauf das Gros der Mannschaft der „Olga" östlich von dieser Stadt gelandet wurde, während man einen Kutter nach dem Mungo-Creek entsandte, um das Entweichen der Hickoryleute über den Creek zu verhindern. Die Mannschaft der „Bismarck"-Boote landete bei der englischen Missionsstation in der Nähe von Old-Belltown.

Die bei Hickorytown gelandete Truppe drang unter Führung des Kapitänlieutenant Riedel, ohne besonders starken Widerstand zu finden, in die Stadt vor. Di Eingebornen hatten sich bei der Annäherung der Truppen zum größten Teil nach Didotown und in die Mangrovebüsche geflüchtet und die Stadt war jetzt so gut wie verlassen. Kapitänlieutenant Riedel bemächtigte sich nun

der mit Waffen und Munition gefüllten Gebäude in Hickorytown und ließ dieselben niederbrennen. Da erhielt er die Meldung, daß die Yossleute, die Eingebornen der Stadt, die vorher die weiße Flagge gehißt hatte, die Wörmannsche Faktorei in Belltown überfallen, die Flagge heruntergerissen und den Faktoreivorsteher Pantaenius gefangen genommen hätten. Er gab deshalb den Befehl, nach Belltown überzusetzen. Die Boote mit der ganzen Abteilung gelangten auch bis zu einem Punkt nordöstlich von Belltown, wo sie hinter der Hulk der Firma Jantzen & Thormählen anlegten. Als die Mannschaft aber hinter der Hulk hervorbrach, wurde sie vom Lande aus mit einem heftigen Feuer der Neger empfangen.. Dieses Feuer zum Teil erwidernd, bewegte sich die Mannschaft rasch dem Lande zu, überschritt, ins Wasser springend, einen den Weg durchschneidenden Creek und gelangte dann zur Wörmannschen Faktorei von Belltown, wo man an der Mauer der Faktorei einige Deckung fand. Hier jedoch hatten auf einem etwa 100 Fuß hohen Abhang die Eingebornen Stellung genommen, und als die Marinetruppen erschienen, entwickelte sich zwischen diesen und den Schwarzen — größtenteils Yossleute, die durch Hickoryleute verstärkt wurden — ein Gewehrfeuer, das von beiden Seiten mit Lebhaftigkeit geführt wurde. Hierbei trat der Fall ein, daß zwei von den durch die Mauer gedeckten Mannschaften durch Schüsse verwundet wurden. Da die Schüsse nicht vom Abhang, sondern von der Seite kamen, richtete sich die Aufmerksamkeit auch nach jener Seite hin, und nun ergab es sich, daß ein Teil der Schüsse und besonders jene wohlgezielten, die die Verwundungen herbeiführten, aus dem nahebelegenen englischen Missionsgebäude kamen, von dessen Dach die britische Flagge wehte. Nur der strikte Befehl, die englischen Häuser zu schonen, verhinderte den Kapitänlieutenant Riedel, etwas gegen das Missionsgebäude zu unternehmen. Unterdessen entfalteten die Schwarzen



Wörmann-Faktorei Bellbeach (Kamerun)

vom Abhang aus ein starkes Schnellfeuer, so daß Kapitän-lieutenant Riedel zum Avancieren blasen und den hohen,

steilen Abhang stürmen ließ, der auch unter dem Hurra der deutschen Matrosen sofort genommen wurde. Da aber das Detachement, selbst nachdem es die Anhöhe besetzt hatte, noch von drei Seiten Feuer erhielt, ließ Kapitänlieutenant Riedel in der Front nach rechts und links Schützen auflösen. Diesem energischen Angriff konnten die Eingebornen nicht mehr widerstehen. Sie wurden überall zurückgetrieben und der Ort Belltown genommen. Um das Detachement nicht allzuweit auszudehnen, wurde nicht weiter vorgegangen, sondern ein hinhaltendes Gefecht geführt, zumal da erst Reservemunition herbeigeschafft werden mußte. Im ganzen war dieser Kampf für das „Olga"-Detachement mit dem Verlust von einem Toten und acht Verwundeten verbunden.

Inzwischen hatte auch das Landungskorps des Kriegsschiffes „Bismarck" Kämpfe zu bestehen. Als es in seinen Booten, von einem Flußdampfer geführt, den Kamerunfluß hinauffuhr, wurde es an der Hickoryspitze von einem schwachen Gewehrfeuer der Neger empfangen. Einige Salven und Granaten brachten dieses Feuer zum Schweigen, so daß die Landung bei der englischen Mission von Old-Belltown ungehindert vor sich gehen konnte. Nun wurde die Abteilung in der Weise geteilt, daß ein Zug gegen die Stadt dirigiert wurde, während der andere das Entkommen des Feindes hindern mußte. In dem Gefecht leisteten die Neger ziemlich heftigen Widerstand, gleichwohl wurden sie so vollständig zurückgeschlagen, daß die Marinemannschaft darangehen konnte, die jetzt vom Feinde völlig gesäuberte Stadt in Brand zu stecken. Während das Detachement wegen des um sich greifenden Feuers den Rückmarsch antrat, ereignete sich ein Zwischenfall, der leicht verhängnisvolle Folgen nach sich gezogen hätte. Vor den Marinesoldaten erschien ganz unerwartet ein Trupp Neger, den man für eine feindliche Abteilung halten mußte. Schon machten sich die

Marinesoldaten fertig, die Schwarzen zu beschießen, als diese plötzlich die deutsche Flagge hoch hoben und so dem Angriff Einhalt thaten. Es waren, wie sich bald herausstellte, deutschfreundliche Eingeborne, die Leute von King Bell, der, als man ihm auf seiner Reise die Nachrichten von den Ereignissen in Kamerun hinterbrachte, sofort den Rückweg angetreten hatte, um den Deutschen zu Hilfe zu eilen.

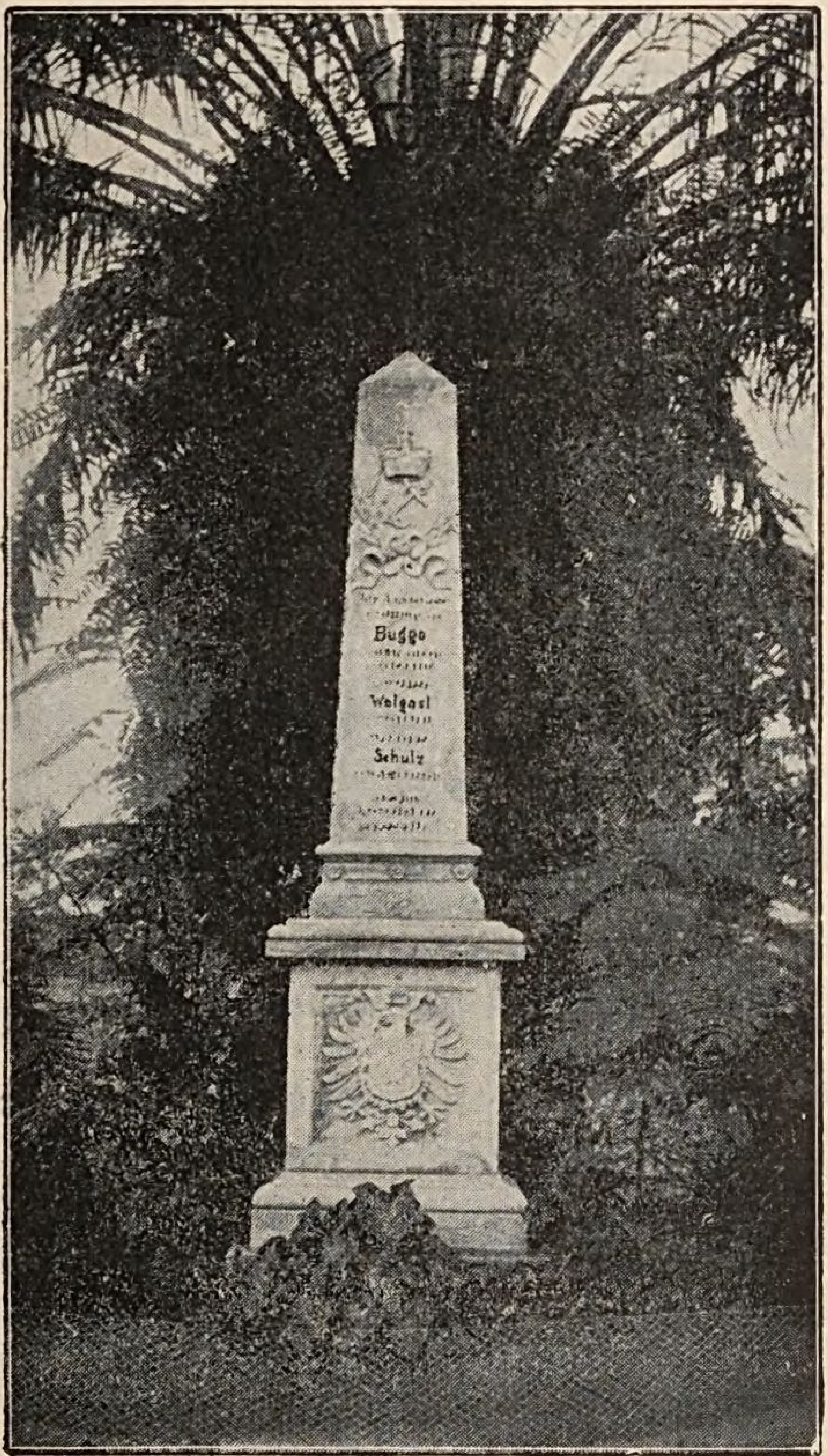
In diesem Moment der Vereinigung mit King Bell und seinen Leuten erhielt der Kommandant der „Bismarck"-Mannschaft, Kapitän Karcher, die Nachricht, daß das Detachement der „Olga" in ein ernstes Gefecht engagiert sei. Er gab deshalb Befehl zum Einschiffen und setzte sich mit seinen Booten nach Belltown hin in Bewegung. Nachdem die Truppen gelandet waren, wurde aus der Mannschaft beider Schiffe eine Gefechtslinie gebildet, in der Weise, daß das Olga-Detachement den rechten, das Bismarck-Detachement den linken Flügel übernahm. Und nun wurde avanciert und zwar gegen Josstown zu. Trotz des lebhaften Gewehrfeuers der Neger wurde die Stadt im Sturm genommen und die Eingebornen hinausgejagt. Da man nach Passierung von Josstown zu einer tiefen Schlucht gelangte, so war jedem weiteren Vorgehen ein natürliches Ziel gesetzt, und es blieb nun nichts übrig, als die Stadt, die man früher verschonen wollte, nunmehr infolge des tückischen Verhaltens ihrer Eingebornen in Brand zu stecken.

Man wußte, daß die Neger in den Gefechten mit den Truppen große Verluste erlitten hatten, obgleich es nicht möglich war, diese Verluste sofort zu konstatieren. Es ist bei den Schwarzen üblich, die Toten und Verwundeten mit sich zu schleppen, oder sie im Gebüsch vor dem Feinde zu verbergen. Es gelang auch nicht sofort der Rädelsführer habhaft zu werden, ebensowenig, wie es möglich war, vorläufig etwas Näheres über das Schicksal des von den Negern gefangen genommenen

Pantaenius zu erfahren. Die Einzelheiten über das tragische Ende dieses pflichteifrigen und tüchtigen Mannes wurden erst später bekannt. Pantaenius wurde, ohne daß er Zeit gefunden hatte, etwas für seine Rettung zu thun, von den Aufrührern als Gefangener fortgeschleppt. Als die Yosleute, von den Truppen bedrängt, den Rückzug antreten mußten, waren sie infolge ihrer Niederlage dermaßen in Wut, daß sie den gefangenen und wehrlosen Pantaenius hinterrücks erschossen, dann seinen Leichnam in zwei Stücke schnitten und diese in den Fluß warfen. Der Mörder, der die Kugel auf Pantaenius abschoß, wurde später von seinen Stammesgenossen ausgeliefert, und es ereilte ihn die verdiente Strafe.

Das Gefecht war also am 20. Dezember vorläufig zum Stillstand gekommen. Da es galt, der Rädelsführer habhaft zu werden, so wurde am 21. Dezember eine neue Expedition unternommen. Die sehr kleinlaut gewordenen Rebellen lieferten nun zunächst den einen Rädelsführer, Manga Aqua, einen Bruder King Aqua's, aus, der an Bord der „Olga" gebracht und dort in Eisen gelegt wurde. Als die Truppen dann die niedergebrannte Yosstadt abpatrouillierten, fielen einzelne Schüsse aus dem Hinterhalt, und als man daraufhin genauer das Terrain sondierte, fand man, daß Yosstown auf der Landseite von einem zwei Fuß tiefen und vier Fuß breiten Schützengraben umgeben war, einer Befestigung, die deutlich verriet, daß die Strategie der Neger unter europäischen und selbstverständlich englischen Einflüssen gestanden hatte. Daraufhin ließ Admiral Knorr die englischen Missionshäuser durchsuchen, zumal englische Kaufleute selbst zugestanden, daß man in den Missionshäusern wahrscheinlich einen oder gar mehrere Rädelsführer finden würde. Doch hatten diese inzwischen vollauf Gelegenheit bekommen, sich zu flüchten. Allerdings fand man ein Gewehr mit Pulverhorn und Kugelbeutel, dann an verschiedenen Stellen deutliche

Blutspuren und unter dem Bett eines Missionars versteckt — einen lebenden Neger, von dem freilich der fromme Mann mit unschuldigster Miene versicherte, daß er nicht wüßte, wie der Schwarze unter das Bett gekommen sei. Erst späterhin erfuhr man noch, daß die Missionäre den Haupträdelsführer Lock Preeso in einem Salzsack versteckt gehalten hatten.

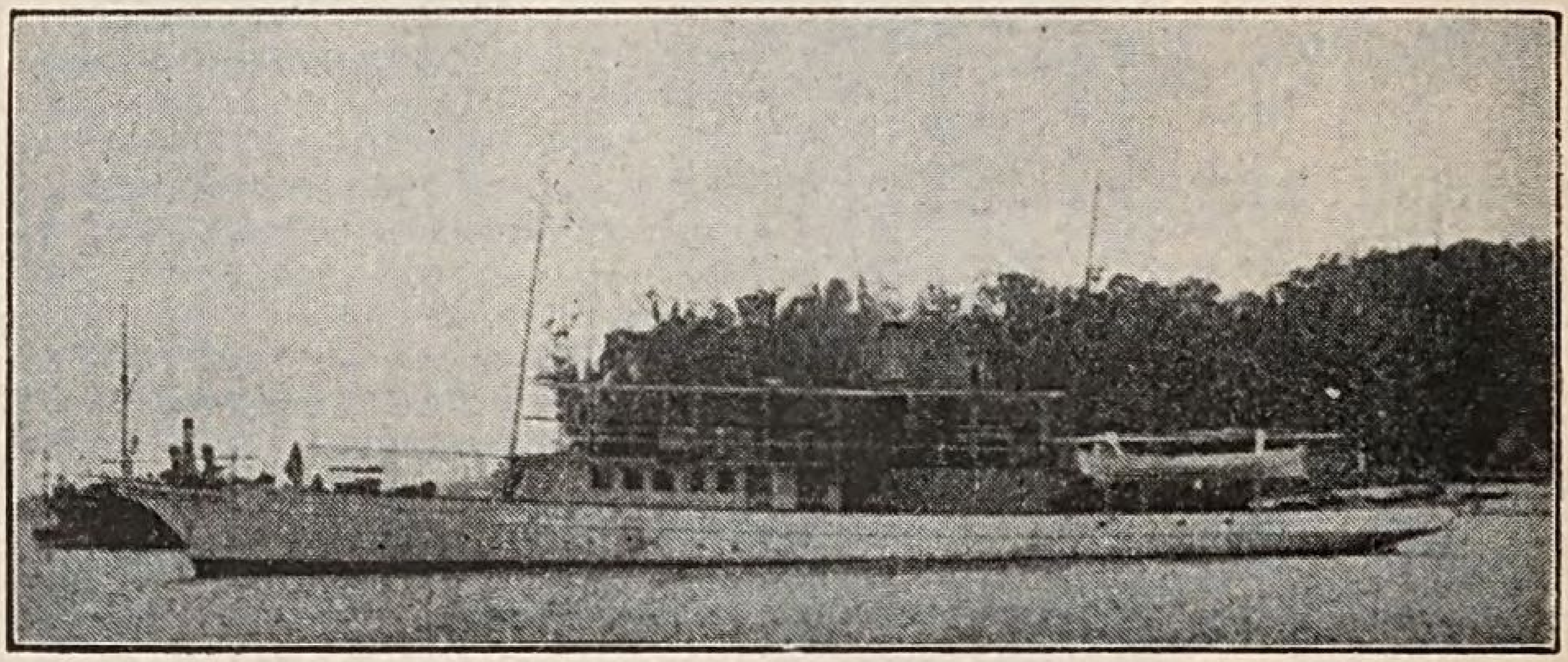


Denkmal für die gefallenen Matrosen im Gouvernementspark zu Kamerun.
Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

Mit diesen Kämpfen, denen sich noch eine weitere nachdrückliche Bestrafung der aufrührerischen Neger als Nachspiel anschloß, erreichte die unruhige Zeit in Kamerun ihr Ende. Die Neger hatten „das kleine Volk, das gar keine Macht besaß,“ in seiner Macht kennen gelernt, ebenso die

Engländer, die sich jetzt ihrer Intriguen und Hetzereien ordentlich schämen durften.

Als der Reichskommissar Dr. Nachtigal am letzten Tage des Jahres 1884 mit dem Kanonenboot „Möwe" vor Kamerun erschien, fand er bereits sicherere und friedlichere Zustände vor. Dies ermöglichte ihm, gemeinsam mit Dr. Buchner eine Expedition in das Kamerungebirge zu unternehmen, um in diesen Gegenden für die Ausbreitung des deutschen Einflusses thätig zu sein. Leider sollte es die letzte Reise des hochverdienten Forschers sein. Dr. Nachtigal, der bei seinen



S. M. S. Nachtigal und Eloby an der Mündung des Sanaga
Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

Forschungen in Zentralafrika viele Jahre hindurch dem afrikanischen Fieber zu trotzen vermocht hatte, fiel dem mörderischen Klima Kameruns zum Opfer. An einer schweren Malaria erkrankt, suchte er Besserung durch eine Fahrt auf hoher See, da er auf eine Luftveränderung die größten Hoffnungen setzte. Allein das Fieber hatte bereits vor der Abreise allzu große Fortschritte gemacht. Der tief geschwächte Körper vermochte den verheerenden Wirkungen der Krankheit nicht mehr zu widerstehen. Dr. Gustav Nachtigal starb an Bord der „Möwe" am 20. April 1885. Seine Leiche wurde nach Kap Palmas gebracht, wo sie eine vorläufige Ruhestätte erhielt. Erst zwei Jahre später wurden die sterblichen

Überreste des ausgezeichneten und mutvollen Forschers exhumiert und in Kamerun zu dauernder Ruhe beigesetzt. Ein schönes Denkmal bezeichnet die Stätte, wo Gustav Nachtigal sein Grab gefunden hat.

4. Die wirtschaftlichen Verhältnisse in Kamerun

Die unruhige Zeit der ersten Wirren war glücklich überstanden, und wieder herrschten friedliche Verhältnisse in den Faktoreien und Dörfern am Kamerunfluß. Trotzdem stellte es sich doch bald immer klarer heraus, daß eine bloß konsularische Vertretung des Reiches nicht genügt, und daß die junge Kolonie einer strafferen Verwaltung bedarf, eines Gouverneurs, der mit weitesten Vollmachten ausgerüstet, auch über eine größere Macht als ein Konsul verfügen und größeren, tiefergehenden Einfluß ausüben mußte. So wurde denn der bisherige Konsul in Petersburg und spätere Gouverneur von Ostafrika, Freiherr von Soden, zum Gouverneur von Kamerun ernannt und ihm der Referendar von Puttkamer — ein Sohn des ehemaligen Ministers — als Kanzler beigegeben. Am 4. Juli 1885 fand dann die feierliche Einführung des Gouverneurs in sein Amt statt.

Man weiß, daß Freiherr von Soden fünf Jahre hindurch als Gouverneur in Kamerun thätig gewesen ist. Er hat sich während dieser — für das Kameruner Klima sehr langen Zeit — große Verdienste um die junge Kolonie erworben. Obgleich ihm nur minimale Mittel zur Verfügung standen, gelang es ihm doch, eine geordnete Verwaltung in der Kolonie zu schaffen und die Verhältnisse so zu regeln, daß die Kolonie durch Erhebung von Zöllen und Steuern die Verwaltungskosten — ohne Zuschuß — selbst decken konnte. Seiner Thätigkeit war es zu verdanken, daß gesicherte friedliche Verhältnisse im Verkehr zwischen den Europäern und

den Eingebornen Platz gegriffen haben, und daß neben der Bebauung und Verschönerung der Küste, noch manche andere für die Zukunft viel versprechende kulturelle Arbeiten zur Hebung des Lebens und des Handels in der Kolonie in Angriff genommen werden konnten.

Der Nachfolger des Herrn von Soden war bekanntlich Herr von Zimmerer. Nun ist auch Herr von Zimmerer vor kurzem wieder nach Europa zurückgekehrt, und so sind die Funktionen eines Gouverneurs gegenwärtig an den früheren Kameruner Kanzler und bisherigen Landeshauptmann von Togo, Herrn von Puttkamer, übergegangen. Das Gouvernement von Kamerun ist in der Weise organisiert, daß dem Gouverneur in erster Linie die Bezirksamtsmänner der Bezirksämter Kribi und Viktoria, wie überhaupt alle Beamten, direkt unterstellt sind.

In Anbetracht der klimatischen Verhältnisse des Schutzgebietes ist die Stelle des Regierungsarztes eine sehr wichtige. Als solcher fungierte viele Jahre der in der Behandlung tropischer Krankheiten, insbesondere der Malaria, sehr erfahrene Dr. Plehn, seit einem halben Jahr sein Bruder, dem ein Lazaretgehilfe zugeteilt ist. Nachdem schon im Jahre 1892 auf der sogenannten Jossplatte ein Krankenhaus errichtet worden war, für dessen innere Einrichtung der deutsche Frauenverein für Krankenpflege in aufopferungsvoller Weise gesorgt und zum Zweck der Krankenpflege Pflegeschwestern entsendet hatte, wird demnächst auch auf den Vorschlag von Dr. Plehn mit der Begründung einer Gesundheitsstation im Kamerungebiete vorgegangen. Die Notwendigkeit einer solchen Gesundheitsstation motiviert Herr Dr. Plehn in einem Berichte, den wir hier schon aus dem Grunde wörtlich wiedergeben, weil er in anschaulicher Weise die sanitären Verhältnisse in Kamerun beleuchtet und für diejenigen, die mit den Kolonien in Beziehung treten wollen, von besonderem Interesse ist.

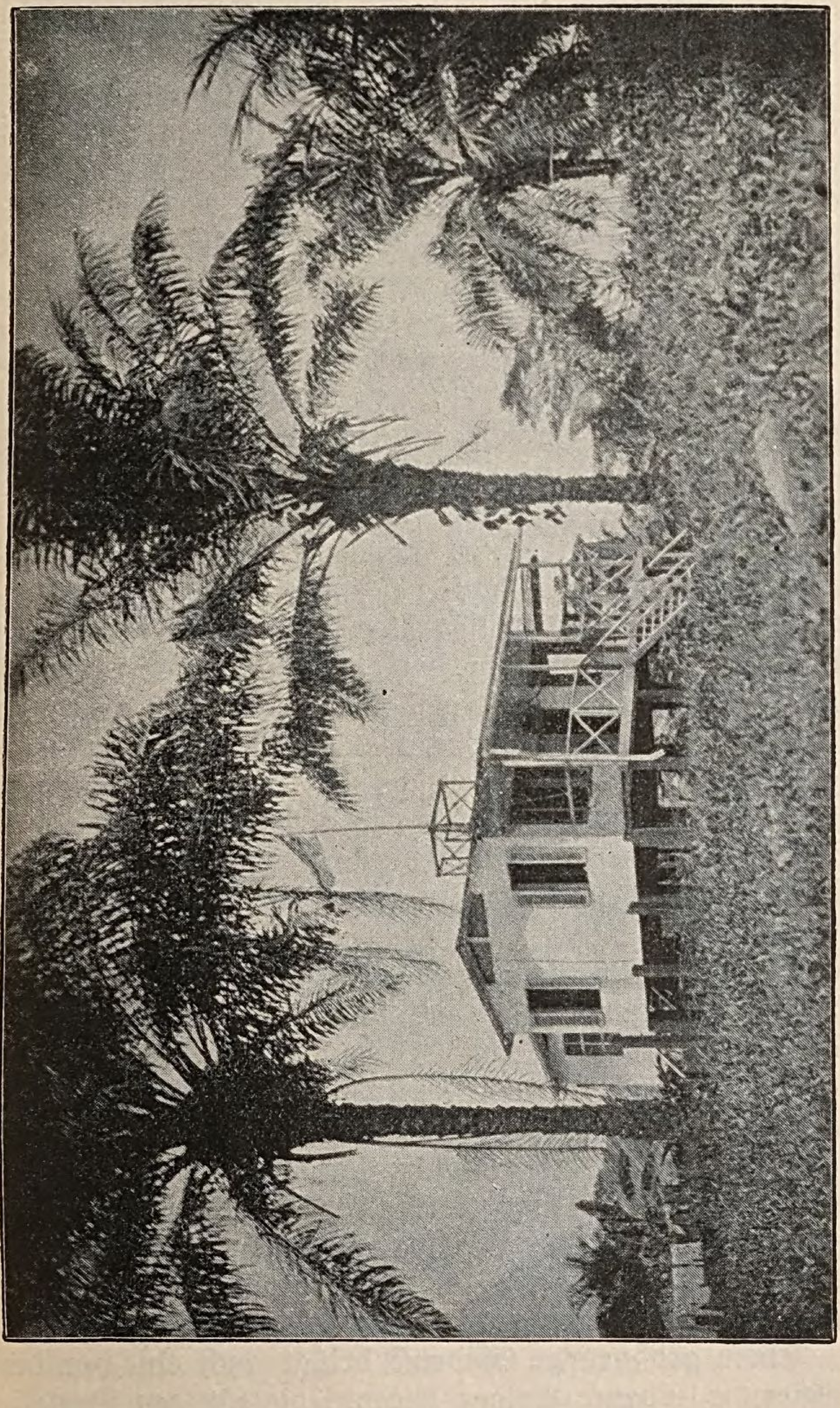
In dem Berichte heißt es:

„Infolge der mannigfachen schädlichen Einflüsse des hiesigen Klimas befinden sich in der Kolonie stets eine beträchtliche Anzahl von Europäern in derartig angegriffenem Zustande, daß jede schwerere Erkrankung eine direkte große Lebensgefahr für sie bedeutet. Zu einer Heimreise entschließen sie sich außerordentlich schwer wegen der sehr erheblichen Kosten, sowie wegen der Schwierigkeiten, welche vielfach ihrem Wiederengagement entgegengesetzt werden, wenn sie die Kolonie verlassen, ‚weil sie das Klima nicht vertragen konnten‘; andererseits bedenkt sich auch der Arzt erklärlicherweise lange, ehe er einem Menschen, dessen ganzes Fortkommen von dem Verbleib in der Kolonie abhängt, die strikte Weisung giebt, dieselbe zu verlassen. Ein Aufenthalt von wenigen Wochen an einem günstiger gelegenen Orte könnte vollkommen hinreichen, ihn leistungs- und widerstandsfähig zu machen. Die Seereisen zur Wiederherstellung einer durch die gefährlichsten Tropenkrankheiten, Fieber und Dysenterie, angegriffenen Gesundheit halte ich nach meinen Erfahrungen keineswegs für allgemein empfehlenswert, wenn ich auch durchaus nicht leugnen will, daß sie in einzelnen Fällen günstige Ergebnisse gehabt haben. Auffallen muß in dieser Hinsicht schon die außerordentlich große Zahl von Fieberrückfällen, gerade während der Seefahrt, vielfach im Anschluß an die Seekrankheit, und die durch sie bedingten Todesfälle bei Leuten, welche die Küste in einem keineswegs hoffnungslosen Zustand verlassen hatten. Von Bedeutung sind in dieser Hinsicht neben der Seekrankheit unzweifelhaft Mangel an Pflege und die schwerverdauliche Schiffskost, letztere namentlich für Ruhrkranke. So unterscheide ich von den Patienten, welche ich vorhin anführte und welche gewissermaßen noch nicht krank genug sind, um die Seereise anzutreten, diejenigen, welche zu krank sind, als daß man sie den Anstrengungen einer solchen aussetzen dürfte. Für beide kommt in gleichem

Maße die Notwendigkeit eines Sanatoriums in Betracht. Ein solches würde, wie die von den Engländern und Holländern in den Tropen gesammelten Erfahrungen hinreichend beweisen, nicht allein dazu dienen, die Mortalitätsstatistik von Kamerun in nicht unbeträchtlicher Weise herabzudrücken und damit der Kolonie so manches von dem schlechten Ruf zu nehmen, in welchem sie in sanitärer Hinsicht in Deutschland steht, sondern auch durch die Ermöglichung einer durchschnittlichen Verlängerung der Dienstzeit in der Kolonie, dieser das stete Vorhandensein einer größeren Zahl älterer und erfahrener Beamten sichern können."

Die Gegend, die Dr. Plehn für ein Sanatorium geeignet hält, befindet sich im Kamerungebirge. Für den besten Platz bezeichnete Dr. Plehn den Ort und die Landschaft Buëa, die insofern die denkbar besten Bedingungen bietet, als sie sich nicht allzufern von der Küste befindet und gänzlich fieberfrei zu sein scheint. In der That ist nunmehr alle Aussicht vorhanden, daß ein Sanatorium in Buëa errichtet werden wird. Zur Zeit, als Dr. Plehn seine Vorschläge machte, schien die Durchführung des Projektes schon aus dem Grunde auf erhebliche Schwierigkeiten zu stoßen, weil der Häuptling von Buëa nicht dazu zu bringen war, in friedliche und verträgliche Beziehungen mit den Deutschen zu treten. Neuerdings aber, nachdem es Rittmeister von Stetten gelungen ist, auch diesen Platz zu erobern, dürfte, zumal dort eine Garnison stationiert wurde, der Errichtung eines Sanatoriums nichts mehr im Wege stehen.

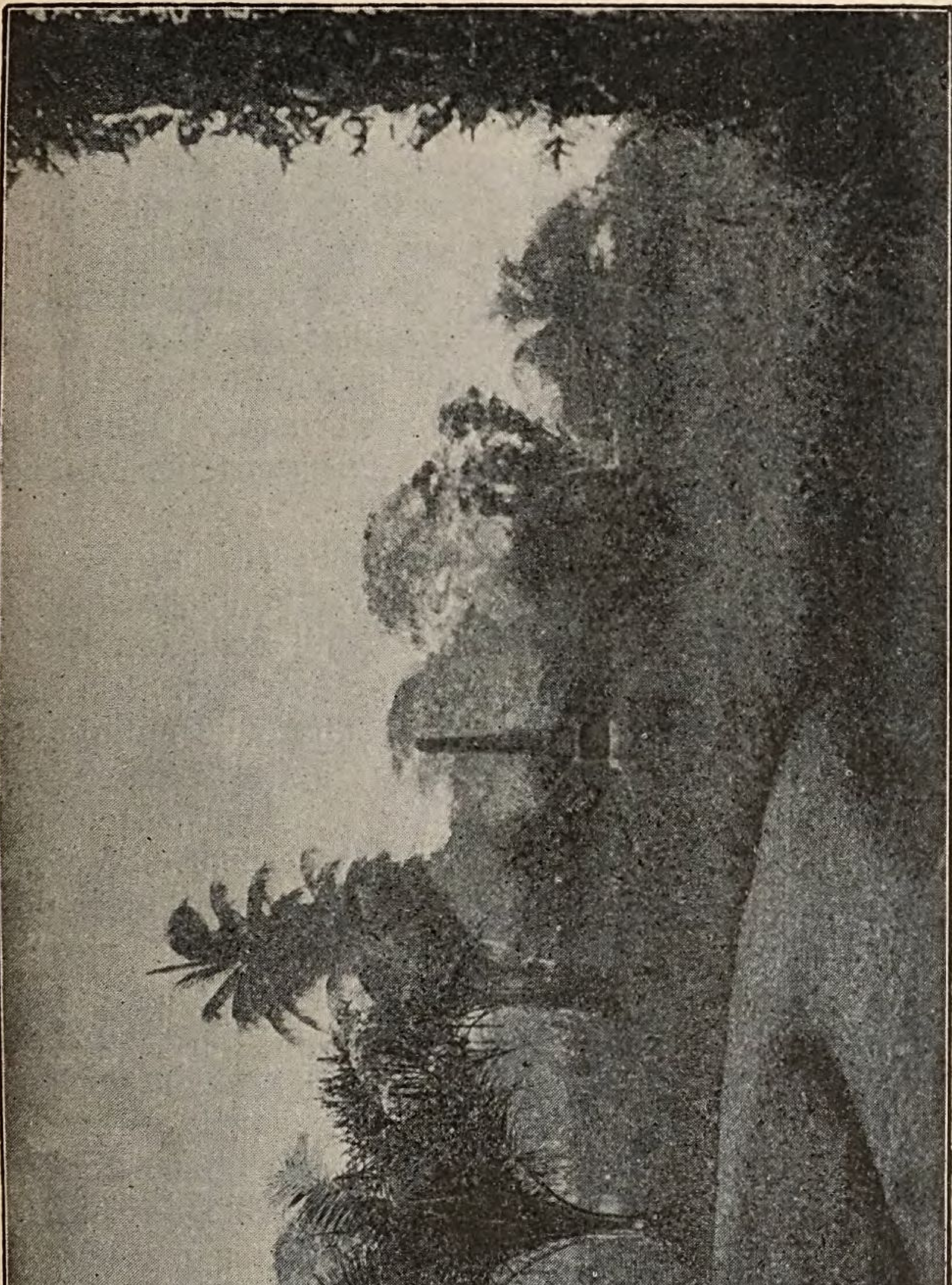
Weit Besseres als vom Klima, läßt sich von den sonstigen Verhältnissen in Kamerun sagen. Das Kamerungebiet an der Küste präsentiert sich äußerlich jetzt ganz anders und viel vorteilhafter, als es sich noch vor mehreren Jahren dem Besucher dargeboten hat. Der Anblick, der sich vom Flusse aus auf den Hauptplatz des Schutzgebietes eröffnet — so berichtet Legationsrat



Edea. Stationswohnhaus. Front nach Norden

Rose — ist ungemein ansprechend. Die Ansiedlungen der Europäer ziehen sich in langer Reihe den Fluß entlang, im Westen beginnend mit dem Gouvernementssitz, welchem sich die Faktoreien der Firmen mit ihren hellen, freundlichen Wellblechdächern nach Osten zu anschließen. Hinter den Ansiedlungen der Weißen erblickt man die dicht bevölkerten Dualladörfer Yoß-, Bell- und Aquadorf. Das Gouvernementsterrain, die sogenannte Yossplatte, welches, abgesehen von der in Belldorf belegenen Schule, sämtliche Regierungszwecken dienenden Baulichkeiten trägt, ist ein zusammenhängendes ebenes Gelände. Man erreicht dasselbe vom Flußufer nach einem Anstieg von wenigen Minuten und tritt, nachdem man einen Komplex von Häusern, welche zur Unterbringung von Beamten und Handwerkern, zu Wohnungen für die farbigen Gouvernementsarbeiter, zur Aufbewahrung von Materialien dienen, in die ausgedehnten Parkanlagen, welche um das im Mittelpunkt stehende Haus des Gouverneurs in geschmackvoller Weise gruppiert sind. Sie geben dem Fleiße, welcher hier seit der deutschen Besitzergreifung geherrscht hat, das beste Zeugnis und suchen ihresgleichen an der afrikanischen Westküste. Saubere Kieswege, vielfach bepflanzt mit Mango- und Brotfruchtbäumen, begrenzen die einzelnen Abteilungen des Parks und bieten dem Besucher alle Bequemlichkeiten. Neben den Repräsentanten des früheren Zustandes, mächtigen Baumwollbäumen, schlanken Öl- und Kokospalmen, zahlreichen Bambussträuchen, findet man hier die verschiedenartigsten Vertreter der tropischen Vegetation, welche aus anderen Ländern, insbesondere der portugiesischen Nachbarkolonie St. Thomé, hergeschafft sind. Eine besondere Weihe erhält der Gouvernementspark durch die Denkmäler, welche hier den im Dienste der deutschen Sache gestorbenen Männern errichtet worden sind.

Einen großartigen Eindruck bringt auch eine von der Regierung erbaute Anlage hervor, die für den Verkehr



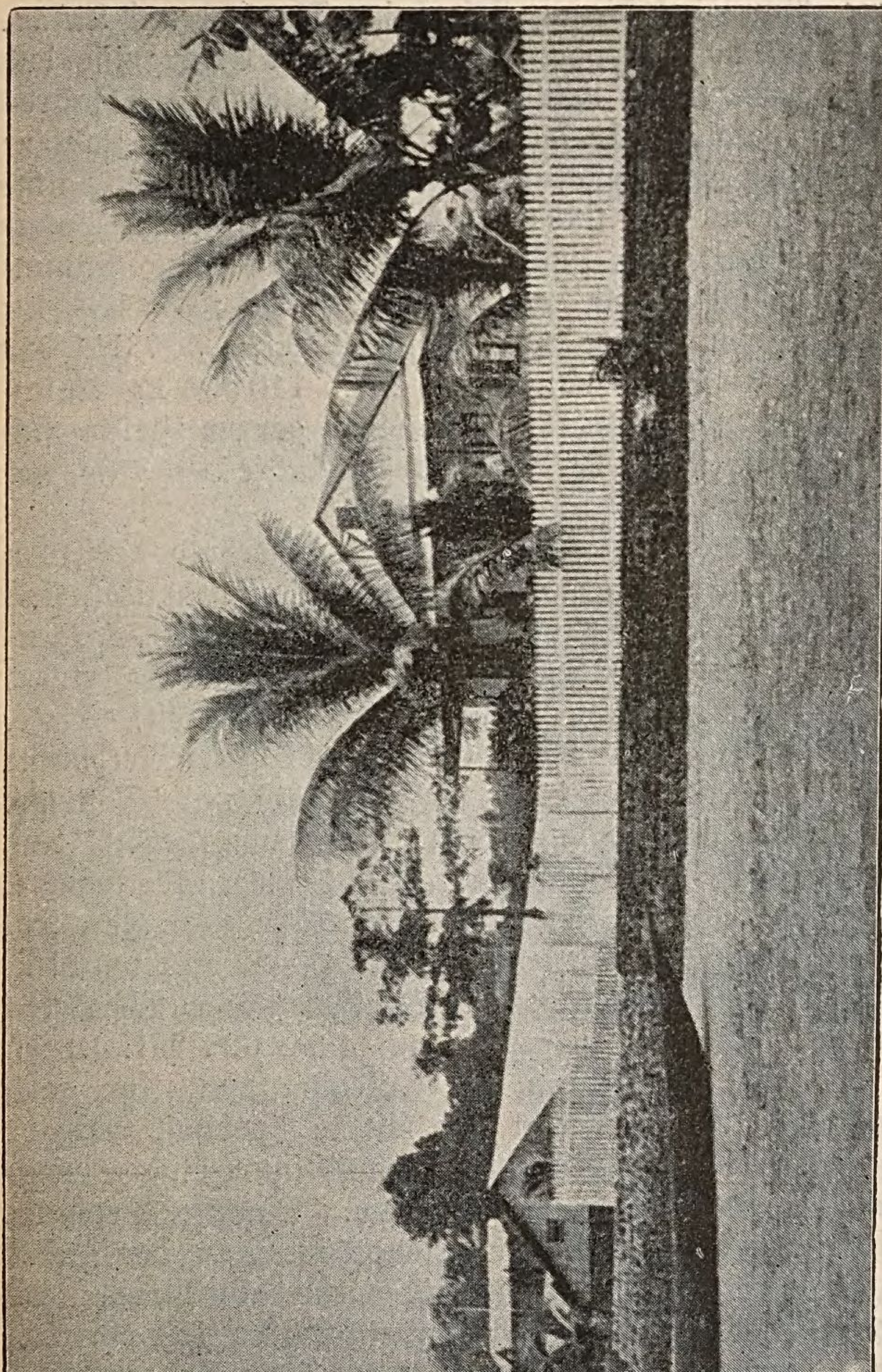
Partie aus dem Gouvernementspark Kamerun. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

und den Handel in Kamerun von großer Tragweite und ungeheurem Wert ist. Das ist der von der Firma Schmidt in Altona ausgeführte Quai-Bau, der in der

letzten Zeit vollendet worden ist. Dieser Quai bedeutet eine ganz besondere Verbesserung in den Schiffahrtsverhältnissen Kameruns. Statt eines Flußufers, bei dem der Wechsel von Ebbe und Flut für den Verkehr und die Landung ausschlaggebend war, ist nun durch die Quaiwand ein festes gegen den Fluß genau abgegrenztes Gelände geschaffen. Die ankommenden Waren können deshalb jetzt ohne Zuhilfenahme der Boote direkt von den Dampfern aus auf die gleichfalls vor kurzem vollendete und weit in den Fluß vorspringende Landungsbrücke geladen und dann auf Schienengeleisen zu den Faktoreien befördert werden.

Dem Gouvernementsgebäude schließen sich — wie gesagt — nach Osten zu die Niederlassungen der in Kamerun ansässigen Firmen an. Ihre Lage am Flusse, als dem Haupthandelswege, ist eine gegebene. Da dicht hinter den Faktoreien die stark bevölkerten Dualladörfer belegen sind, so ist das Terrain knapp bemessen und die Gebäude — Wohnhäuser für die Angestellten und Warenhäuser — sind eng zusammengedrängt. Hie und da hat man die Wohnhäuser auf der nicht weit vom Ufer sich erhebenden Anhöhe errichtet und das niedrige Gelände nur für die Warenhäuser verwandt, ein Arrangement, welches im gesundheitlichen Interesse durchaus empfehlenswert ist. Besonders stattlich erscheint das auf hohen Pfeilern ruhende Gebäude der Hauptagentur der Firma Carl Wörmann in Aquadorf, ein Bau, der erst vor kurzem errichtet wurde und in seiner architektonischen Ausführung der Kolonie zur Zierde gereicht.

Die wichtigste Rolle spielt im Schutzgebiet selbstverständlich vorläufig der Handel. War er schon von früher her in den Gegenden am Kamerunfluß sehr rege gewesen, so hat er sich in den letzten Jahren noch mehr gehoben und einen Aufschwung genommen, der für die Zukunft das Beste verspricht. Auf welche Erzeugnisse sich der Handel erstreckt, ergiebt sich am besten aus einer Übersicht der Artikel, welche aus- und eingeführt werden



Wörmann=Faktorei Bellbeach (Kamerun)

Zur Ausfuhr liefert Kamerun selbstverständlich nur Naturprodukte, und zwar hauptsächlich Palmöl, Palm=

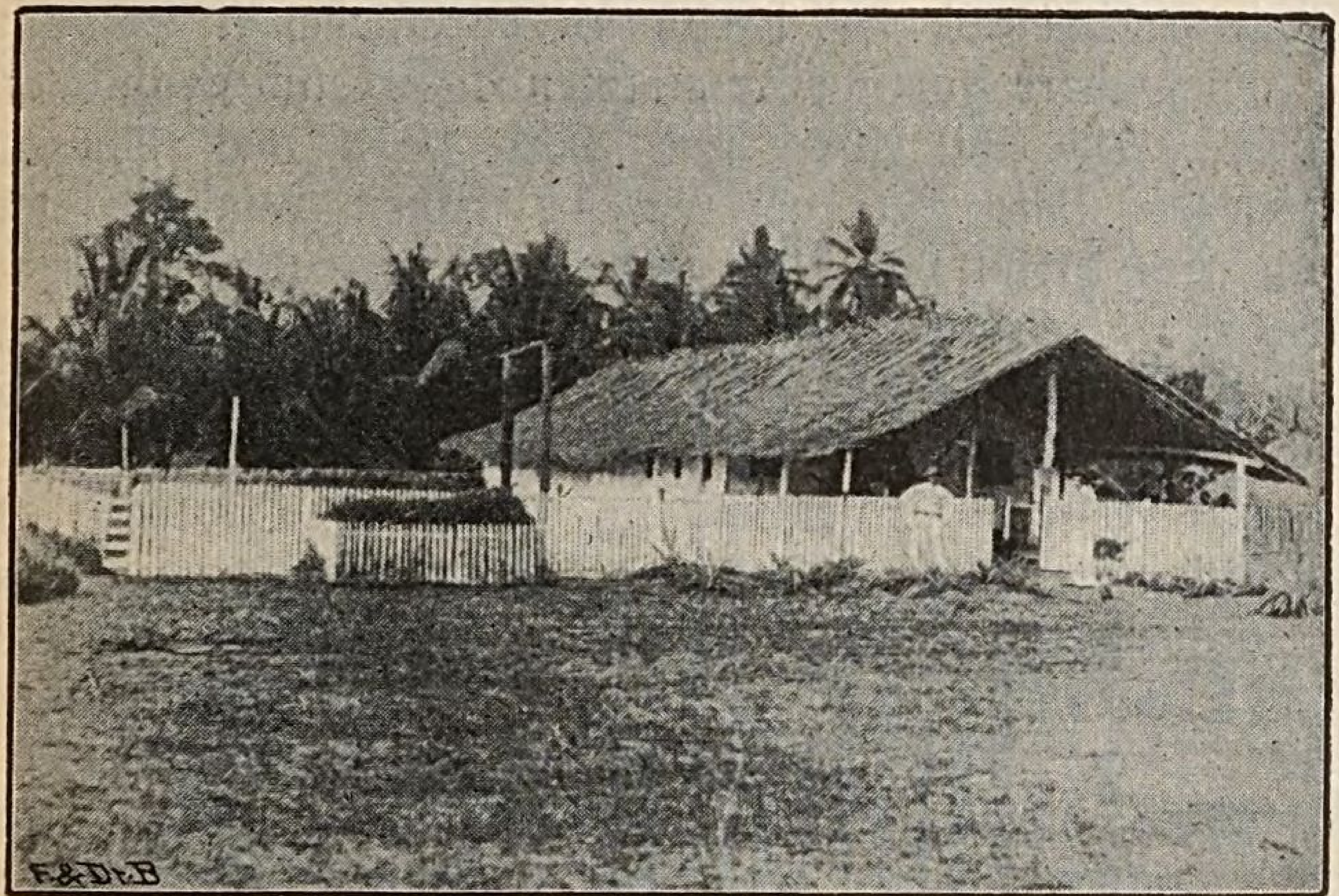
kerne, Gummi elasticum, Elfenbein, Ebenholz und Kakao, denen sich noch geringe Mengen anderer Erzeugnisse des Plantagenbetriebes anschließen. Die Statistik des Jahres 1893/94 ergiebt für die Hauptprodukte folgende Zahlen: Es wurden aus Kamerun ausgeführt 3 600 139 l Palmöl im Werte von 1 391 048 Mk.; 5 960 399 kg Palmkerne im Werte von 1 286 356 Mk.; 448 883 kg Gummi elasticum im Werte von 1 469 532 Mk.; 30 484 kg Elfenbein im Werte von 391 042 Mk.; 507 041 kg Ebenholz im Werte von 76 763 Mk.; 110 905 kg Kakao im Werte von 138 239 Mk. Im ganzen stellte sich demnach der Wert der Ausfuhr im Jahre 1893/94 auf 4 752 980 Mk.

Fast dieselbe Werthöhe erreichte innerhalb derselben Zeit auch die Einfuhr. Die Haupteinfuhrartikel sind neben Reis, Salz, Tabak und anderen Verzehrungsgegenständen, Gewebe, Eisenwaren, Instrumente, Maschinen, Holz und Holzwaren, Glas und Glaswaren, Seife, billige Parfüms und Bier. Ein gutes Absatzgebiet bildet Kamerun ferner für Hüte, Mützen (Fes) und Schirme, Kurzwaren, Lampen, Laternen, Petroleum, Kupfer- und Messingwaren, Lacke und Ölfarben, Cement, Dachpappe, Theer und Kalk, Wellblech und sämtliche zum Hausbau erforderlichen Artikel, Kontor- und Schiffsutensilien, Möbel und Haushaltungsgegenstände. Der Wert der Einfuhr stellte sich insgesamt auf 4 642 627 Mk. 43 Pf.

Ist nun der Ertrag der Ausfuhr schon jetzt ganz respektabel, so unterliegt es keinem Zweifel, daß er sich bedeutend erhöhen muß, sobald nur eine Steigerung der Produktion erzielt wird. Manche Produkte des Schutzgebiets werden allerdings im Laufe der Jahre in der Ertragsfähigkeit immer mehr abnehmen. So dürfte der Kautschuk, der bisher ein starker Exportartikel war, durch den raubbaumäßigen Betrieb der Eingebornen bald aus Kamerun verschwinden. Dasselbe dürfte der Fall sein mit den Ebenholz- und Mahagonibäumen, die immer mehr aus den Wäldern ausgerodet

werden, ohne daß jemand daran denkt, sie durch neue Anpflanzungen zu ersetzen. Auch das Elfenbein wird in absehbarer Zeit seltener werden, da die Schwarzen ganz schonungslos die Elefanten morden und nur darauf bedacht sind, für die Gegenwart möglichst viel Elfenbein zu häufen.

Um nun dieser raubbauartigen Ausnutzung des Bodens entgegen zu wirken und auch zugleich den an sich sehr fruchtbaren Boden ertragsfähiger zu machen,



Faktorei am Wasserfallfluß
Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

haben es sich sowohl das Gouvernement, wie auch einzelne größere Firmen angelegen sein lassen, teils durch größere Anpflanzungen das Land zu kultivieren, teils auch durch Versuchsplantagen die Beschaffenheit und Ertragsfähigkeit des Bodens für verschiedene Pflanzenarten zu erforschen.

Die Anlagen des Gouvernements befinden sich auf einem Terrain von mehr als 30 ha in der Nähe der Station Viktoria im Kamerungebirge. Die Versuche,

die in diesem unter der Leitung von Dr. Preuß stehenden botanischen Garten vorgenommen wurden, haben ein sehr günstiges Ergebnis gezeitigt, das für den Wert der Kolonie von großer Bedeutung ist. Das Hauptgewicht wurde bei diesen Versuchen selbstverständlich auf Pflanzen gelegt, die nur in heißen Klimaten gedeihen und wertvolle Exportartikel darstellen. In erster Reihe kamen dabei in Betracht Kaffee, Kakao, Vanille, Ingwer und Kautschuk, ferner noch einige Gewürzarten.

Über die Resultate dieser Versuche heißt es in dem letzten Bericht von Dr. Preuß an verschiedenen Stellen:

„Besondere Fortschritte machten Kakao und arabischer Kaffee. Die im April und Mai 1892 aus Samen gezogenen Bäumchen von Kakao haben zum größten Teile eine Höhe von 2 m und mehr erreicht, bei entsprechender Breite der Kronen. Eine ganze Anzahl von ihnen hat bereits Früchte angesetzt; der beste trägt jetzt, bei einem Alter von 2 Jahren und einem Monat, 14 fast reife, gut entwickelte Früchte. Obgleich es den Bäumen nicht besonders dienlich ist, wenn man sie so frühzeitig Früchte entwickeln läßt, so sind doch die Blüten vorläufig nicht unterdrückt worden, damit man sehen kann, was der Boden zu leisten imstande ist. Besonders wurde auf die Vermehrung der im botanischen Garten schon Früchte tragenden Spielarten Soconusco und Guyaquil Bedacht genommen, und es wurden thunlichst viele Früchte an Plantagen und an die Bewohner von Viktoria abgegeben. Die letzteren suchen auf jede mögliche Weise dieses Kakaos zum Anpflanzen in ihren Farmen habhaft zu werden, da er besonders große Früchte hat und das ganze Jahr hindurch trägt. —

„Der arabische Kaffee, der Kaffee von den „blauen Bergen" auf Jamaika und der Coffea maragogipe, welcher im Februar 1892 ausgesäet worden war, trug schon im September 1893 einzelne reife Beeren. Am 10. und 11. Februar 1894 stand zum erstenmale die ganze Plantage in voller Blüte, und jetzt sind die Bäum-

chen, welche zum Teil schon ihre volle Höhe von 2 m erreicht haben, mit Früchten dicht beladen. An einem der best entwickelten Bäume zählte ich 2430 Beeren. —

„In Kultur genommen wurden ferner eine in der Umgegend von Viktoria einheimische Kaffeeart und coffea bengalensis. Der Liberia-Kaffee, der anfangs vorzüglich gedieh und auch eine gute Qualität liefert, scheint merkwürdigerweise in Viktoria Krankheiten viel mehr unterworfen zu sein, als der arabische Kaffee. Eine ganze Anzahl von Bäumen ist eingegangen, während dazwischen gepflanzte Bäume von arabischem Kaffee völlig gesund blieben. —

„Die Vanille, am 17. Februar 1892 als Stecklinge gepflanzt, entwickelte sich sehr zufriedenstellend. Die kletternden Stämme haben eine Länge von 5—6 m erreicht und sind vielfach zurückgeschnitten und zur Vermehrung benutzt worden. — Der Ingwer von Jamaika brachte im Januar und Februar eine reiche Ernte. Ein Stück Land von etwa $^1/_2$ ha ist nunmehr mit den beiden Ingwer-Varietäten von Canton und Jamaika bestellt worden. — Der schwarze Pfeffer entwickelt sich üppig und ist bereits mit Fruchtähren bedeckt. Die Büsche tragen schon, wenn sie noch ganz niedrig sind und sich noch nicht an den Stützbäumen in die Höhe ziehen. —“

Den natürlichen Verhältnissen des Bodens entsprechend, liegen die bedeutendsten Plantagen des Schutzgebiets durchweg am Fuße des Kamerunbergs. Die größte derselben ist die der „Kamerun-Land- und Plantagen-Gesellschaft“, die aus zwei jetzt nahezu zusammenstoßenden Farmen besteht und das Gebiet von „Kriegsschiff-Bucht“ bis nach Nbawba umfaßt. Das Areal beträgt 226 ha, wovon ungefähr 180 ha mit Kakao, $7^1/_2$ ha mit liberianischem, 4,6 ha mit arabischem Kaffee, $7^1/_2$ ha mit Feldfrüchten bepflanzt sind. Der Rest der Fläche entfällt auf Wege, Bäche, Viehweide und Wirtschaftsgebäude. Außerdem sind noch weitere 53 ha in

Rodung begriffen. Die Ernte betrug im Jahre 1893/94: 1668 Sack Kakao mit einem Nettogewicht von 83400 kg und 11 Sack liberianischen Kaffee im Nettogewicht von 550 kg. Der mutmaßliche Ertrag des folgenden Jahres wird geschätzt auf 2500 Sack Kakao = 125000 kg und 20 Sack liberianischen Kaffee zu 1000 kg.

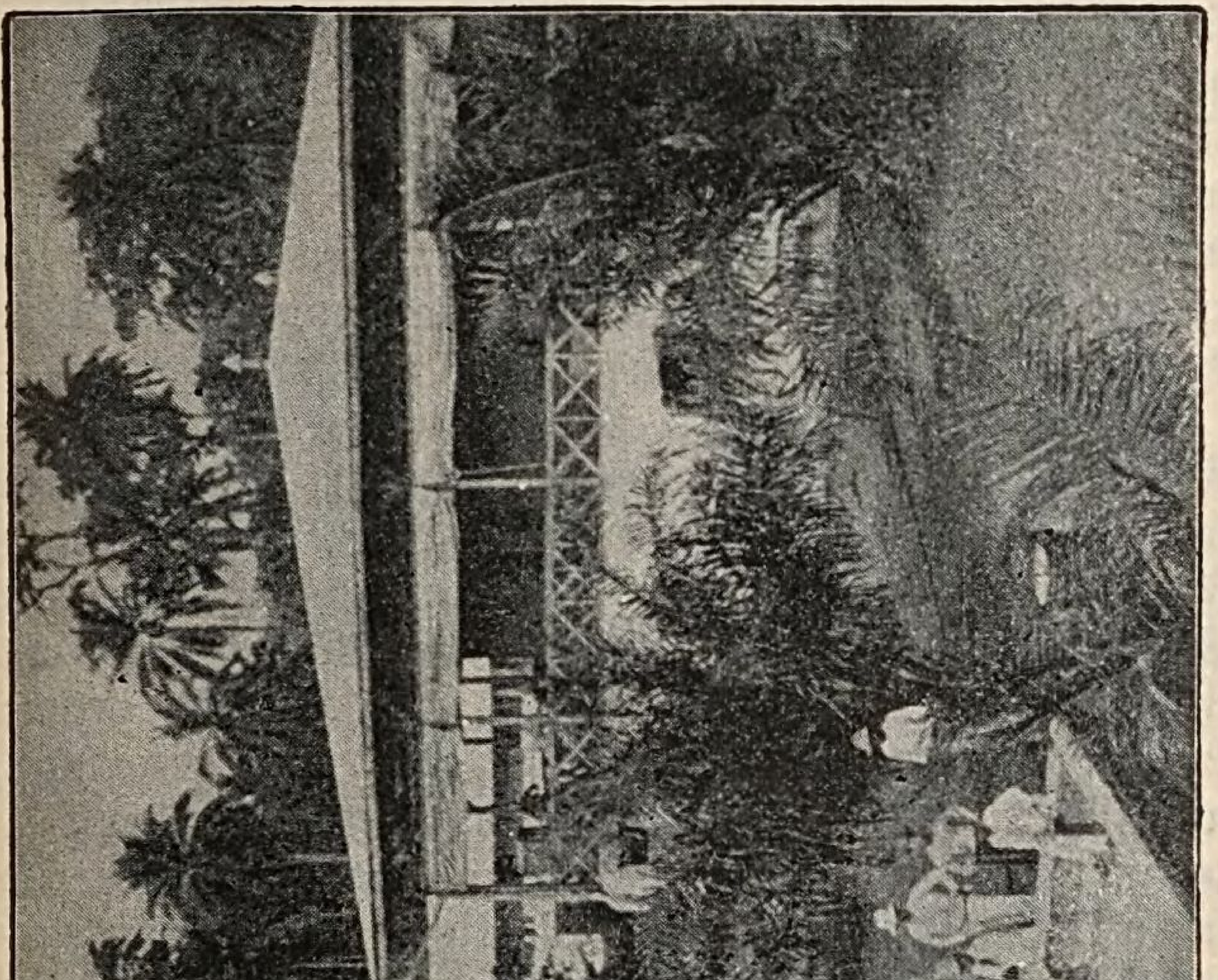
Leiter der Plantagen war bis vor kurzem Herr Teuß, der sie sozusagen aus dem Nichts geschaffen hat und nach zehnjähriger Thätigkeit mit Stolz auf die Entwickelung derselben zurückzublicken berechtigt ist.

„Ursprünglich war die Plantage" — so heißt es im letzten Bericht — „gleichzeitig auch als Tabakpflanzung betrieben worden; dies hat aber ihre Entwickelung wesentlich gehemmt, und die Gesellschaft that recht, den Tabakbau aufzugeben und ihre ganze Kraft auf Kakao und Kaffee zu konzentrieren, als die lohnenderen Produkte in Anbetracht der örtlichen Verhältnisse.

„Die zweitgrößte Plantage ist die der Tabakbau-Gesellschaft in Bibundi, unter Leitung des Herrn Rackow. Sie liegt am nordwestlichen Abhange des Kamerunberges, wahrscheinlich dem mit den meisten Niederschlägen gesegneten Winkel des Schutzgebiets. Das dort erzeugte Deckblatt ist von feinster Struktur, sehr elastisch und von äußerst zarten Rippen durchzogen. So viel aus den hierfür erzielten Preisen geschlossen werden darf, müßte dieses Blatt jetzt schon den höchsten Anforderungen eines Deckblattes entsprechen. Jedoch ist anzunehmen, daß bei zunehmender Vervollkommnung der zum Trocknen der Blätter dienenden Veranstaltungen noch ein ungleich besseres Produkt als das bisher erzielte gewonnen werden wird. Auch hier wird neben dem Tabakbau Kakao-Kultur betrieben und hat das gezogene Produkt in Hamburg gute Preise erzielt.

„Die dritte Plantage liegt ungefähr 10 km von der vorigen entfernt. Es ist die Kakao-Plantage von Debundscha. Sie beginnt hart am Meeresstrande, und scheint das hier vorherrschende Gestein, mit einer un-

genügenden Humusschicht überdeckt, der Entwickelung der Bäumchen nicht besonders förderlich gewesen zu sein.



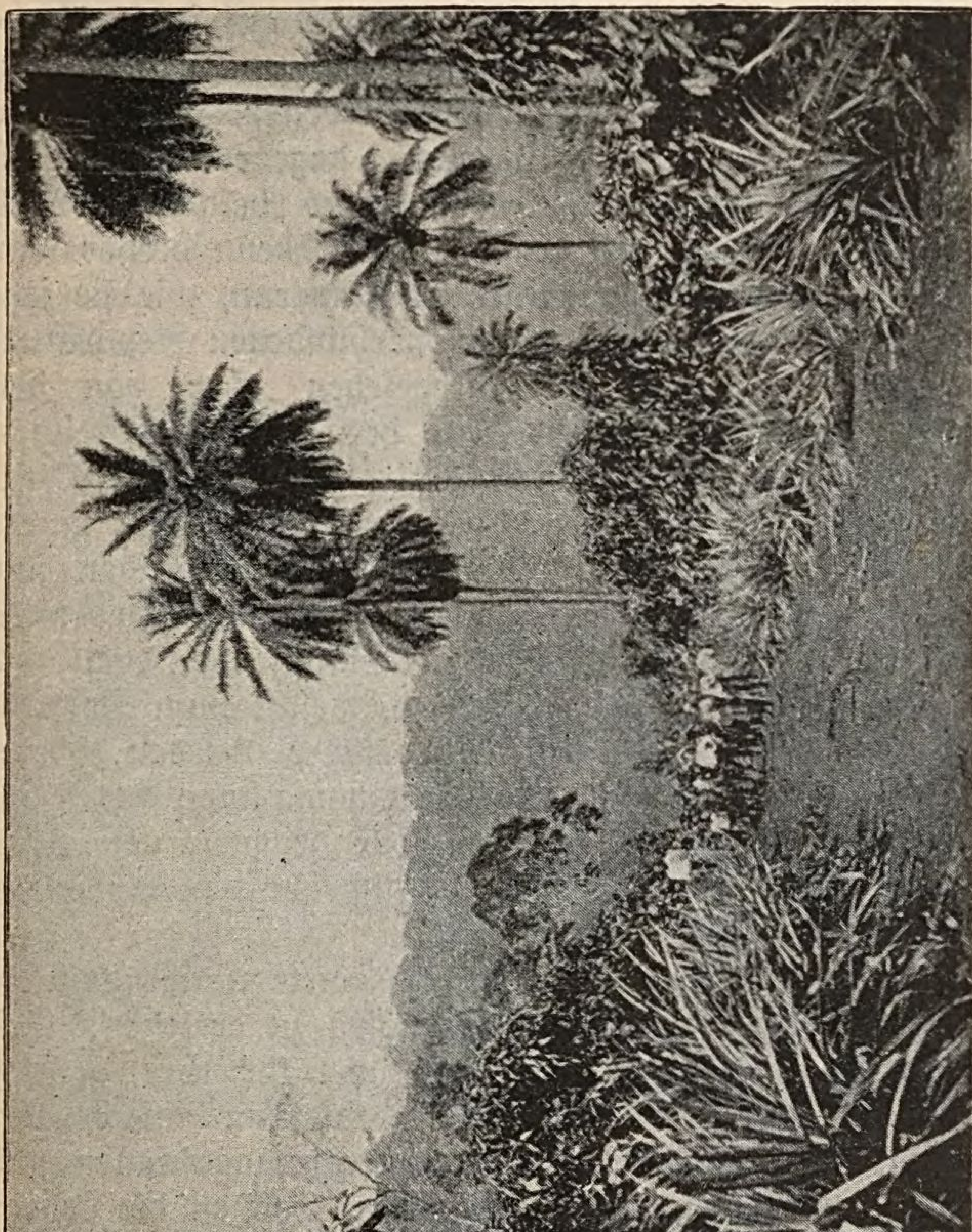
Teuß-Plantage in Kamerun

„Die Bodenbeschaffenheit am Fuße des Kamerunbergs ist überall die gleiche. Stellenweise überwiegt

das Gestein, stellenweise wieder die zersetzte Lava, und bei jeder Plantage wird man auf oft kleinen Flächen eine erhebliche Verschiedenheit im Wachstum von Pflanzen finden, die scheinbar unter gleichen Existenzbedingungen gezogen werden. Aber das Gesamtresultat eines größeren Unternehmens kann bei einigermaßen praktischer Leitung mit Rücksicht auf die besonders guten Bedingungen, welche Bodenbeschaffenheit und feuchtwarmes, nur geringen Temperaturschwankungen unterworfenes Klima dem Pflanzer entgegenbringen, nicht zweifelhaft sein. —"

Eine sehr große Rolle für die Entwickelung und das Gedeihen der Plantagenunternehmungen spielt selbstverständlich die Arbeiterfrage. Für Kamerun hat diese Frage eine ganz besondere Bedeutung, da man bei dem Charakter und den Anschauungen der Dualla-Neger und ihrer Nachbarn nur wenig auf ihre Mithilfe rechnen konnte. In der That war man Jahre lang gezwungen, auf die Mitwirkung der Eingeborenen überhaupt zu verzichten. Man mußte Arbeiter aus anderen Gegenden heranziehen, und zwar war man wie beim Schiffsdienst auf die Kruneger angewiesen, die ein recht gutes, aber auch sehr teures Arbeitsmaterial bilden. Der Kruneger läßt sich gewöhnlich nur auf ein Jahr anwerben und muß für diese Zeit aus seiner Heimat geholt und nach Ablauf des Dienstjahres dorthin zurückgebracht werden. Diese Kosten für Hin- und Rückreise, ferner andere Ausgaben und die Löhnung für die Arbeit machen die Thätigkeit des Krunegers verhältnismäßig kostspielig. Das Gouvernement hat sich deshalb viele Mühe gegeben, die Eingebornen für die Arbeit zu gewinnen und ihnen den Wert der Arbeit klar zu machen. Und dies ist nunmehr auch so weit gelungen, daß sich jetzt die besten Aussichten für die Zukunft eröffnen. Denn es heißt im neuesten Bericht:

„Es ist unleugbar, daß sich ein erheblicher Umschwung in den Ansichten und Gewohnheiten der einheimischen Bevölkerung bemerkbar gemacht hat. Das



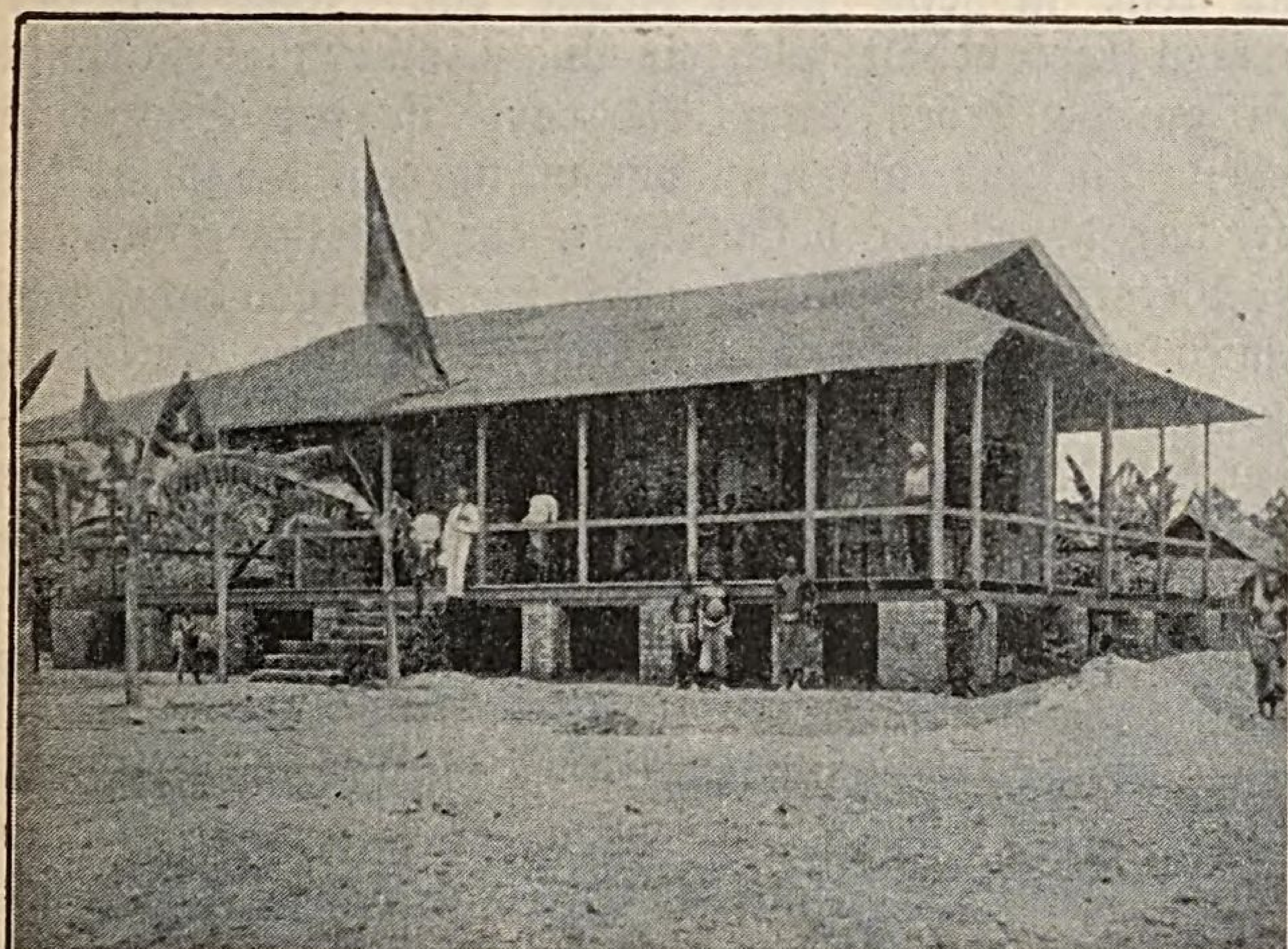
Teuß-Plantage in Kamerun

besonders von den Dualla-Stämmen großgezogene Vorurteil, als ob Handarbeit eines Freien unwürdig sei, findet sich bloß noch in einigen Resten vor, insofern nämlich nur wenige Dualla zu Bodenarbeiten oder zum Tragen von Lasten sich verwenden lassen. Mit desto

größerem Eifer dagegen werfen sie sich auf solche Handwerke, welche wenig Muskelanstrengung erfordern. Es giebt daher jetzt Maurer, Ziegelarbeiter, Zimmerleute unter den Dualla im Überfluß, dagegen haben sich nur Wenige zum Schmiedehandwerk bekannt. Auch das wird mit der Zeit noch kommen, denn bisher war noch keine Schmiedewerkstätte in Kamerun, wie sie jetzt in der mit den Quaianlagen verbundenen Reparaturwerkstätte gewonnen ist. Abgesehen aber von den Dualla bieten die übrigen Teile des Schutzgebiets schon jetzt genügende Rekrutierungsbezirke für landwirtschaftliche Arbeiter. Das Gouvernement und die ihm unterstehenden Bezirksämter und Stationen beschäftigen eine Menge von einheimischen Arbeitern aus den verschiedensten Stämmen des Schutzgebietes, ebenso zum Theil die Plantagen. Bei den Wegebauten, welche vom Bezirksamte Viktoria und Kribi ausgeführt werden, beim botanischen Garten und der Versuchsplantage des Gouvernements beträgt die Zahl der Eingebornen über hundert an jeder Stelle. Das Angebot von Arbeitern ist größer als der Bedarf. —"

Um aber die Neger im Schutzgebiete nicht allein zu Arbeitern, sondern auch zu Menschen zu erziehen, wird seitens der Regierung auch sehr viel für ihre geistige Bildung gethan. Es bestehen in Kamerun außer zahlreichen Missionsschulen auch zwei Regierungsschulen und zwar in Belltown und in Didotown, welchen die Lehrer Christaller und Betz vorstehen. Der Andrang zu den Regierungsschulen ist ziemlich stark, doch ist der Besuch seitens der Schüler nicht sehr regelmäßig, da sehr viele Kinder ihre Eltern auf Handelsreisen begleiten und auch der Eintritt der Regenzeit oft sehr starke Störungen verursacht. Charakteristisch ist es, daß die Neger in Kamerun einen entschieden ausgeprägten Drang zum Lernen haben, aber es ist ebenso bezeichnend, daß die in der Schule genossene Bildung denselben vorläufig keinen merkbaren Nutzen bringt.

Noch geringeren kulturellen Nutzen hat man bei denjenigen Negern erzielt, die ihre Erziehung in Europa und insbesondere in Deutschland genossen haben. Die bisher in Kamerun gemachten Erfahrungen — so heißt es über diesen Punkt in der Denkschrift des Auswärtigen Amtes — sind ebenso, wie die der anderen Kolonialregierungen zum größeren Teile ungünstig gewesen. Das Verhältnis der Mißerfolge zu den Erfolgen beträgt



Schule in Kamerun. Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

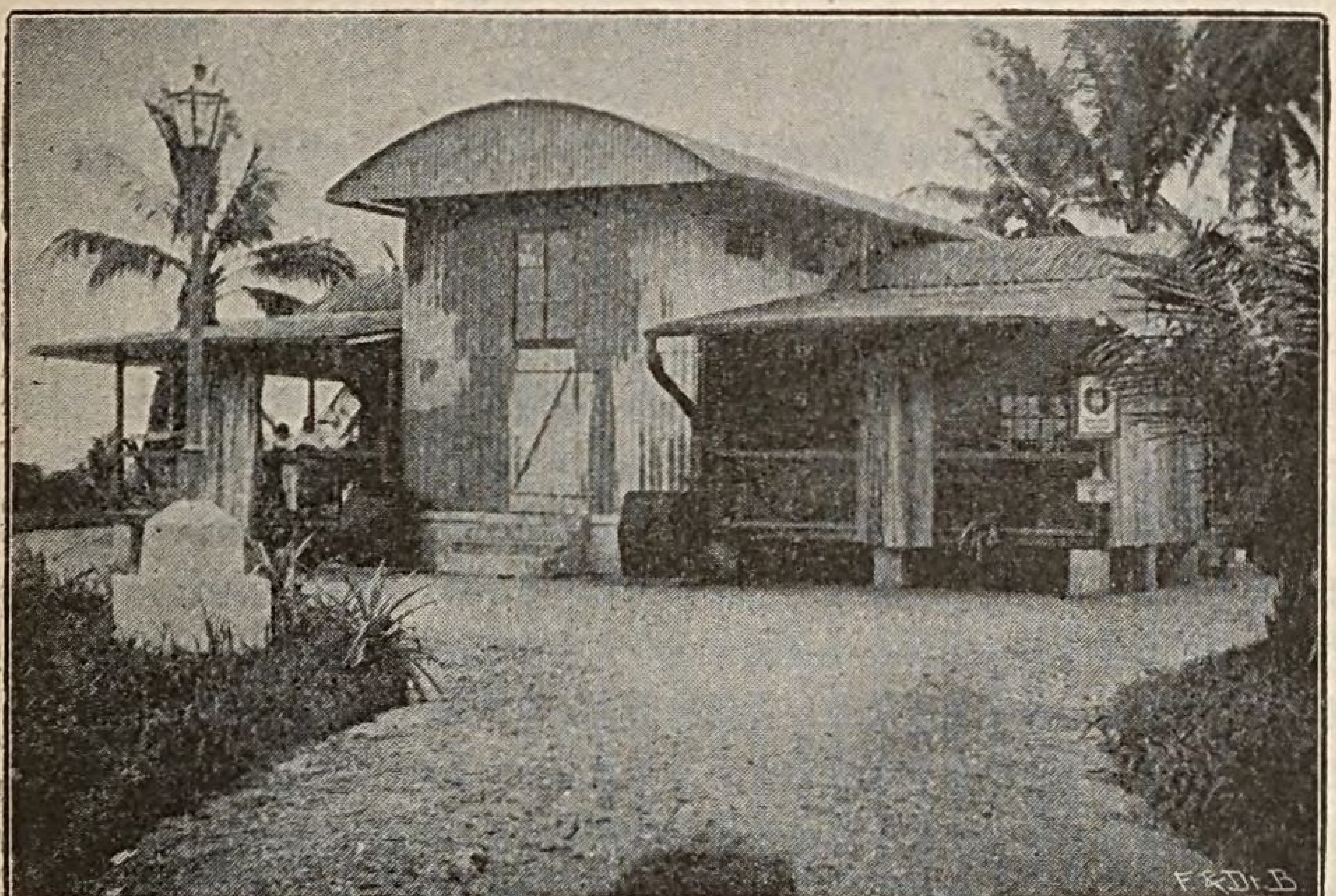
vielleicht 10:1. Die meisten solcher Neger haben in Deutschland bloß Dinge gelernt, die sie nicht kennen sollten; sie werden gewöhnlich maßlos verwöhnt und dementsprechend eingebildet und bringen dann für ihren Beruf nur ganz ungenügende Kenntnisse mit. Wenn dann vollends der Sohn eines Dorfschulzen — sie nennen sich ja englisch „kings“ — in Deutschland als „Prinz“ behandelt und mit „Hoheit“ tituliert wird und als Ergebnis seiner Erziehung eine geckenhafte Sprachweise und gigerlhafte Manieren in seine Heimat mitbringt, um

dann als „Radscha“ wieder im Schmutz seiner väterlichen Mattenhäuser zu wohnen, so muß es doch geradezu als ein Unglück betrachtet werden, daß solche Jungen nach Europa geschickt wurden. In Kamerun sind sie dann zu gar nichts mehr gut. Mit der Zeit vernegern sie in der Heimat wieder, der Flaus geht in Trümmer, die aufgekrempten Hosen auch, die henkelförmig gebogenen Arme strecken sich wieder, und das angestammte Hüftentuch tritt in seine alten Rechte ein. Aber den verdrehten Kopf behält solch ein Unglücklicher wahrscheinlich sein ganzes Leben lang. Daraus ist der Schluß zu ziehen, daß nur, wo man von vornherein die Gewißheit hat, daß der Neger beständig in der häuslichen Gemeinschaft einer guten, einfachen Familie untergebracht, stets beaufsichtigt und streng gehalten wird, eine Erziehung erzielt werden kann, die die Möglichkeit in Aussicht stellt, daß etwas Brauchbares aus ihm werden könnte. — Ein Beleg für diese Anschauung ist der Umstand, daß ein als Tischler von Europa zurückgekehrter Kameruner, der sich dem Gouverneur in tadellosestem Salonanzug präsentierte, kurz nachdem er beim Gouvernement Beschäftigung erhalten hatte, einen Diebstahl im Gerichtslokale versuchte und bald darauf ins Gefängnis kam. Andere Kameruner, auf deren Erziehung z. B. als Maschinisten viel Geld verwendet worden ist, springen aus ihrer Carrière aus und finden als gesuchte Nichtanalphabeten leicht Verwendung in Faktoreien, denn Handeln ziehen sie der anstrengenderen, wenn auch lohnenderen Handarbeit vor. —

Schon aus den hier geschilderten Verhältnissen ersieht man, daß der Verkehr in Kamerun sehr rege ist. In der That leben im Schutzgebiete verhältnismäßig viele Europäer. Die Zählung von 1894 ergab die Anzahl von 231 Personen, und zwar 206 männlichen und 25 weiblichen Geschlechts. Über einen großen Teil des Schutzgebietes verstreut, verteilen sich die Europäer auf folgende Ortschaften: Kamerun, Victoria, Kribi,

Klein-Batanga, Groß-Batanga, Malimba Campo, Jdia, Marienberg, Ndogominja, Yaunde, Manyamba, Mundame, Bibundi, Minymbi, Debundscha, Kriegsschiffbucht, Ekunda Ndene und Lobe (Ndobe).

Der Zahl der Weißen entspricht auch vollkommen der Post- und Telegraphenverkehr. Das Schutzgebiet verfügt über vier Postagenturen, nämlich über je eine in Kamerun, Victoria, Kribi und Bibundi. Auf diesen



Post in Kamerun. Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

vier Postagenturen kamen 1893/94 an Briefen, Postkarten, Warenproben und Geschäftspapieren 10100 Stück zur Aufgabe, und zwar 138 gewöhnliche Packete, 4 Wertpackete, 8 Geldbriefe, 484 Postanweisungen. Die Zahl der angekommenen Briefsendungen betrug 17224 Stück, darunter 546 gewöhnliche Postpackete, 17 Wertpackete, 32 Geldbriefe und 28 Postanweisungen. Von Telegrammen gingen in demselben Jahre 298 ein, während 486 aufgegeben wurden — eine verhältnismäßig große Zahl, da die Worttaxe von Kamerun noch 10 Mk. 50 Pf. beträgt.

Die Aufrechthaltung dieses regen Verkehrs durch eine Verbindung von Kamerun mit der Heimat, resp. mit Europa, wird durch deutsche und englische Dampfer und schwedische Segler vermittelt, insbesondere aber durch die „Wörmann-Linie“ der „Afrikanischen Dampfschiff-Aktiengesellschaft“, deren Dampfer einen ganz regelmäßigen Verkehr zwischen Deutschland und Kamerun unterhalten.

* * *

Die unruhigen Vorgänge, die sich kurz nach der Erklärung der Schutzherrschaft über Kamerun in den Dualla-Dörfern abspielten, haben schlagender als alle politischen Erwägungen das Resultat ergeben, daß eine junge, in der Entwickelung begriffene Kolonie einen militärisch-organisierten Schutz nicht entbehren kann. Und immer mehr stellte sich im Laufe der Zeit die Notwendigkeit einer Schutztruppe heraus, einer militärischen Besatzung, die nicht allein die Aufgabe haben sollte, in den Gegenden am Kamerunfluß selbst die Ordnung aufrecht zu erhalten, sondern auch in der Lage sein müßte, die weiter im Binnenlande thätigen Deutschen zu stützen und ihnen im Notfalle hilfreich beizustehen.

Gleichwohl dauerte es doch Jahre, ehe man den Grund zu einer Schutztruppe in Kamerun legen konnte und vielleicht auch wollte; denn außer der von der Regierung geübten Sparsamkeit fiel wohl eine gewisse Abneigung des ersten Gouverneurs gegen die Formation einer Truppe ins Gewicht. Die Begründung einer solchen erfolgte erst im Jahre 1890, als die Notwendigkeit eines militärischen Schutzes die höchste Dringlichkeit erreichte. Da wurde endlich eine Polizeitruppe errichtet, die aus Haussas, Krunegern und eingebornen Kamerunern zusammengesetzt, anfänglich bis zu einer Stärke von 54 Mann gebracht wurde. Die Uniform dieser Polizeisoldaten bestand in einer Bluse mit rot

passepoiliertem Matrosenkragen, kurzer Hose von hellbraunem Kakey, roter Schärpe und rotem Fes mit Troddeln. Sie erhielten Militärgewehr M/71, und ihre Ausrüstung bildete Brotbeutel, Feldflasche und Rucksack. Die Truppe wurde in einer für sie besonders erbauten Kaserne untergebracht und von einem Sergeanten möglichst vielseitig ausgebildet.

Aus Elementen hervorgegangen, denen eine straffe militärische Disciplin völlig fremd geblieben war, konnte eine solche Truppe selbstverständlich keine Stabilität bewahren. Es kamen im Laufe der Zeit viele Entlassungen vor, und mußten die fehlenden Mannschaften wieder ersetzt werden. Als solche Ersatzmannschaften wurden im Jahre 1893 Dahome-Leute eingestellt, die früher von Hauptmann von Gravenreuth für seine Expedition angeworben worden waren. Gravenreuth hatte diese Leute, die als Sklaven bei einem fremden Stamme dienten, gegen eine erhebliche Summe losgekauft, doch mußten dieselben, da sie sich für den Zweck einer Expedition als untauglich erwiesen, dem Gouvernement zur Verfügung gestellt werden, wobei ihnen die Verpflichtung auferlegt ward, den Preis ihres Freikaufs in der Schutztruppe abzudienen. Da die meisten dieser Dahome-Leute ihre Weiber mitführten und auch diese von der Sklaverei freigekauft worden waren, so wurden die letzteren ebenfalls zur Arbeit herangezogen. Männer und Weiber bekamen also zunächst keinen Sold, sondern nur freie Verpflegung.

Diese Art der Anwerbung von Negern erwies sich bald als ein Fehler, als eine Verkennung des Charakters der Afrikaner. Daß sie für das Geld, das für sie ausgegeben wurde, auch den Europäern eine Gegenleistung bieten mußten, schienen sie nicht zu begreifen, sie waren unzufrieden, daß sie für ihre Dienste nur Verpflegung und bis auf weiteres keine Geldentschädigung erhielten. Die Folge davon war seitens der ohnehin nicht zuverlässigen Dahome-Leute lässiger Dienst und

eine weitere Folge häufige Bestrafung derselben. Da die Bestrafung, die sich auch auf die Frauen erstreckte, streng und hart war, so nahm die Mißstimmung dieser Schwarzen gegen das Gouvernement immer bedenklichere Formen an. Dazu war der dermalige Gouverneur von Kamerun, Herr von Zimmerer, auf Urlaub in Deutschland und wurde von Kanzler Leist vertreten, dessen Vorgehen die Schwarzen noch mehr aufbrachte. Es kam dahin, daß eine Anzahl Dahome-Weiber sich schlechtweg weigerten, ihre Arbeit zu thun. Um nun ein Exempel zu statuieren, ließ Kanzler Leist die widerspenstigen Weiber holen und sie in Gegenwart ihrer Männer durch starke Hiebe bestrafen.

Das fachte den unter den Dahome-Leuten schwebenden Zündstoff zur hellen Flamme an. Die Neger empörten sich, und in offener Rebellion kehrten sie die Waffen gegen ihre Herren. In einem Haufen, der sich aus 53 Dahomemännern und 43 Weibern zusammensetzte, brachen sie in das Munitionsmagazin ein, setzten sich in den Besitz von Munition, einer großen Anzahl von Gewehren und mehrerer Geschütze und marschierten auf das Gouvernementsgebäude zu. Ihr Bestreben war, den Kanzler Leist zu finden und ihn gefangen zu nehmen. Sie trafen jedoch, als sie in das Beamtengebäude des Gouvernements gelangten, nicht den Kanzler, sondern den erst kürzlich von der Kolonialabteilung des auswärtigen Amtes nach Kamerun entsandten Assessor Riebow, der nun als erstes Opfer dieses Aufstandes fiel, indem er von den heranstürmenden Negern einen Schuß durch die Brust erhielt, der sofort seinen Tod herbeiführte.

Unterdessen wurden seitens der Europäer und einiger treugebliebenen Schwarzen alle Maßregeln getroffen, um das Gouvernementsgebäude selbst zu verteidigen. Dorthin hatten sich die meisten Europäer geflüchtet, zum Teil unter großer Lebensgefahr und jeden Moment gewärtig, von den Rebellen erschossen zu werden. Anfänglich war auch das Hospital, das sich in der

Nähe des Munitionsmagazins befindet, von den Schwarzen bedroht; in diesem wurden auch die ersten Wahrnehmungen vom Ausbruch des Aufstandes gemacht, eine Krankenpflegerin, Schwester Margarethe Leue, die zuerst Kenntnis davon erhielt, daß das Munitionsmagazin erbrochen worden sei, beeilte sich, durch eine rasch abgesendete Nachricht den Kanzler Leist von dieser Thatsache zu verständigen. Doch es war bereits zu spät. Die Rebellen gingen so rasch vor, daß sich alle Maßregeln zu einer energischen Verteidigung als unzureichend erwiesen. Für die nicht im Gouvernementsgebäude wohnenden Europäer galt es zunächst, sich in Sicherheit zu bringen, wofür das Gouvernementsgebäude vorläufig die beste Garantie bot. Das galt vor allem für die Personen, die im Hospital ihren Aufenthalt hatten. Schon hatten die aufständischen Schwarzen ihren Angriff begonnen, als die Insassen des Hospitals dieses Gebäude verließen. Während sie sich nun zum Gouvernementsgebäude hin bewegten, wurden sie von den Rebellen mit einem Hagel von Kugeln empfangen, die mehrfache Verwundungen im Gefolge hatten. Mitten in diesem Feuer des Feindes bekundete die bereits erwähnte Schwester Margarethe Leue eine ungewöhnliche Kaltblütigkeit. Mit einem Revolver bewaffnet, bewegte sie sich auf dem von den Schwarzen beschossenen Terrain, ruhig und furchtlos, ihre Fürsorge den Verwundeten widmend, die sie verband; erst dann suchte sie das Gouvernementsgebäude auf, nachdem sie ihre Pflicht als Schwester vom „roten Kreuz" voll erfüllt hatte.

Im Gouvernementsgebäude selbst setzte man sich unterdessen, so gut es ging, in Verteidigungszustand; das Personal, durch einige Schwarze verstärkt, wurde auf verschiedene Fronten verteilt. Es war aber auch die höchste Zeit, denn nun rückten die Rebellen vor und eröffneten von verschiedenen Seiten ihr Feuer, das durch die dem Magazin entnommenen Schnellfeuer-

kanonen unterstützt wurde. Erst einige Stunden später erhielten die Belagerten Hilfe von den Schiffen „Nachtigal“ und „Soden“, wo der inzwischen von den Vorgängen benachrichtigte Lieutenant zur See, Deimling, das Geschützfeuer auf die Rebellen eröffnete. Das hatte den Erfolg, daß eine mehrstündige Pause im Angriff der Schwarzen eintrat. Als die Rebellen nach einigen Stunden abermals ein sehr heftiges und durch die Schnellfeuergeschütze sehr wirksames Feuer gegen das Gouvernement eröffneten, ergab es sich doch bald, daß sich die Belagerten nicht lange mehr würden halten können. Das Gebäude mußte von den Insassen geräumt werden, die unter dem heftigen Verfolgungsfeuer der Gegner den Rückzug nach dem Flusse antraten, wo sie auf den beiden vor Anker liegenden Dampfern „Nachtigal“ und „Soden“ Aufnahme fanden.

Es vergingen nun einige sehr unruhige Tage für die auf den Schiffen weilenden Deutschen. Das sonst in Kamerun stationierte Kriegsschiff befand sich auf Reisen und wurde erst am 20. Dezember zurückerwartet, und an dem Tage, an dem man sich auf die Dampfer zurückziehen mußte, zählte man erst den 17. Dezember. Während der Wartezeit wurden die Rebellen, die sich auf der Yossplatte gesammelt hatten, beschossen, was diese mit schlecht gezielten Schüssen erwiederten. Endlich traf am 20. das ersehnte Kriegsschiff „Hyäne“ vor Kamerun ein. Unter wirksamem Eingreifen wurde nun die Beschießung der Yossplatte vorläufig fortgesetzt. Da aber der Feind seine Position behauptete, so wurde für den 23. der Sturm auf die Yossplatte beschlossen.

Ungefähr gegen 4 Uhr morgens erfolgte die Ausschiffung, und in drei Kolonnen begann der Marsch gegen den Feind. Bei sehr geschickter Leitung gelang es bald, nach geringen Verlusten, den Rebellen die Kanonen abzunehmen, sie vollständig von allen ihren Positionen zu verdrängen und dermaßen in die Flucht zu schlagen, daß ein großer Teil versprengt wurde, während der

andere Teil in die Mangrowewaldung des „Doctor-Creek“ flüchtete.

Mit diesem Kampfe wurde der Aufstand der Dahome-Leute vollständig niedergeschlagen. Ein Teil der Rebellen wurde schon während des Gefechtes gefangen genommen, ein anderer ward später von den Eingebornen ausgeliefert, der Rest flüchtete sich in die Ferne.

So blieb der ganze Aufstand glücklicherweise ohne irgendwelche politisch nachteilige Folgen, eine Bedeutung ist demselben in keiner Weise beizumessen; bedauerlich freilich war es, daß es überhaupt zum Aufstand kam und daß sich der an der Spitze der Verwaltung stehende Beamte von dem Aufstand überraschen ließ. Das ist ein Faktum, das sich bei afrikanischen Verhältnissen schwer rächen kann und in Afrika gar nicht vorkommen darf. Um so schwerer wiegt hier der Vorwurf, als der damalige Führer der Polizeitruppe, Premierlieutenant Häring, sehr wohl Kenntnis hatte von dem Haß, der in der Truppe gegen den Kanzler Leist aus verschiedenen Veranlassungen genährt wurde. Premierlieutenant Häring hatte auch nicht verabsäumt, von seinen Beobachtungen Bericht zu erstatten. Der Kanzler jedoch nahm die Sache auf die leichte Achsel; es fehlte ihm vollständig die Fühlung für die Stimmung der Leute und für die Vorgänge, die sich unter ihnen vollzogen, die Fühlung, welche die leitenden Personen in Afrika stets haben müssen, um für alle Ereignisse gerüstet zu sein. Nur durch solches Versehen konnte die Rebellion der Dahome-Leute dem Kanzler Leist als eine Überraschung erscheinen — eine unangenehme Überraschung, die sich mit ihren Opfern hätte vermeiden lassen, wenn man nur die Augen recht offen gehalten hätte.

Die Vorfälle hatten zur Folge, daß die Schutztruppe einer vollständigen Reorganisation unterworfen wurde. Durch Hauptmann Morgen ist die Truppe aus einem Soldatenmaterial zusammengestellt worden, das sich bereits in Ostafrika sehr gut bewährt hat und sich

in der allerneuesten Zeit auch in Kamerun bewähren sollte. Es waren Sudanesen, die Hauptmann Morgen in Ägypten angeworben hatte. Zusammen mit Wey-Leuten wurden sie zu einer Schutztruppe organisiert, die bald nach ihrer Gestaltung unter Hauptmann Morgens Führung gegen die aufrührerischen Miangesen ins Feuer geführt wurde.

Daß später ein Theil dieser Sudanesen entlassen worden ist, erscheint dem Verfasser nach seinen Erfahrungen als eine Übereilung von Seiten des Gouvernements Kamerun, denn gut ausgewählte Sudanesen bilden ein Soldatenmaterial, das über jeden Zweifel erhaben ist.

Im vergangenen Jahr ist nun auch die kleine Truppe von Kamerun in eine kaiserliche Schutztruppe umgewandelt worden, die jetzt unter dem Kommando des Rittmeisters von Stetten steht und vorläufig auch für stark genug erachtet wird, um etwaige aufrührerische Gelüste mancher Häuptlinge des Kamerungebiets rasch und energisch zu unterdrücken.

5. Die Forschungsexpeditionen im Kamerungebiet

Als der kaiserliche Reichskommissar in Belltown die deutsche Flagge hißte und Kamerun unter deutsche Schutzherrschaft stellte, dehnte sich diese Schutzherrschaft eigentlich über eine terra incognita aus. Als etwas später die Vertreter verschiedener Staaten die Grenzen der einzelnen Schutzgebiete auf der Karte vereinbarten, waren diese mit ihren vereinbarten Grenzen auch nur mehr oder weniger allgemeine geographische Begriffe. Man teilte die Gebiete einfach nach ihrer geographischen Lage auf der Landkarte ein und nahm als Grenzen bestimmte bekannte Merkmale: etwa eine bekannte größere Stadt, die Mündung eines Flusses oder auch einen geographischen Längen- oder Breitengrad. Nach

diesem theoretisch-geographischen System sind auch, wie man weiß, die Grenzen des Schutzgebietes Kamerun abgesteckt worden. Man war zu diesem System gezwungen durch die Eigenart des dunklen Erdteils, der trotz der rastlosen Entdeckerarbeit eines ganzen Jahrhunderts doch immer der „dunkle Erdteil“ bleibt und sich seine Geheimnisse noch nicht ganz hat entreißen lassen.

Von Kamerun wußte man, als es unter deutschen Schutz gestellt wurde, nur wenig — sehr wenig. Die Küstenlandschaften waren bekannt, aber schon einige Meilen von der Küste entfernt begann ein völlig unbekanntes, noch von keinem Europäer betretenes Gebiet. Nur durch die Handelsbeziehungen der Küstenbewohner, durch deren Hände viele Naturprodukte aus dem Innern des Landes gingen, konnte man schließen, daß weiter im Binnenlande viele und auch reiche Stämme wohnten, die für die Kolonie von größter Wichtigkeit sein konnten.

Nach der Erklärung der Schutzherrschaft ergab sich also als eine der ersten und wichtigsten Aufgaben, das unbekannte Kamerungebiet zu erforschen. Und es galt nicht allein, diese neuen Gebiete für die allgemeine Kenntnis zu erschließen, sondern sie auch für die Kolonie in Wirklichkeit zu gewinnen und sie unter deutschen Einfluß zu bringen.

Diese Forscherarbeit, die zugleich mit kultureller und politischer Thätigkeit verbunden ist, begann im Jahre 1885 und ist jetzt — nach vollen zehn Jahren — noch lange nicht abgeschlossen. Eine Reihe hervorragender Männer — größtenteils dem deutschen Offizierstande angehörig — waren es, die ihre Kraft in den Dienst des Vaterlandes stellten und als Forscher und Helden zugleich in das dunkle Gebiet hinauszogen. Wenn jetzt der größte Teil dieses Gebiets erforscht und erschlossen ist, so ist es ihnen zu verdanken, nicht allein denjenigen, die von Erfolg gekrönt aus unbekannten Gegenden in civilisiertes Gebiet zurückkehrten, sondern auch denen, die in heißen Kämpfen den wilden Eingebornen oder

dem mörderischen afrikanischen Klima als Märtyrer ihrer Forscher- und Entdeckerarbeit zum Opfer fielen.

Der erste Pionier, der im Auftrage der Regierung die Entdeckerarbeit im Hinterlande von Kamerun begann, war Dr. Bernhard Schwarz. Er hatte die Aufgabe, zunächst von Victoria aus bis zum Calabarfluß vorzudringen, und dann, jenseits dieses Flusses, sich mit dem von Adamaua kommenden Robert Flegel zu weiterer Forscherthätigkeit zu vereinigen. Dr. Schwarz, als dem Führer der Expedition, wurden als Gefährten Lieutenant von Prittwitz und Gaffron zugeteilt.

Im November 1885 traten Dr. Schwarz und Lieutenant von Prittwitz mit 40 Bakwiriträgern den Marsch an, zunächst über die große, von Hugo Zöller erkundete Handelsstraße, die von Victoria über Buëa, Lisoka und Ikotto in das Land der Bakundu führt; dort angelangt, wurde Lieutenant von Prittwitz vom Fieber erfaßt, so daß ihm nichts anderes übrig blieb, als zur Küste zurückzukehren. Dr. Schwarz fand für den erkrankten Gefährten einen Ersatz in der Person des Schweden Knutson, der bisher im Kamerungebirge ansässig, in das Bakunduland gekommen war und sich nunmehr der deutschen Expedition anschloß. Schwarz und Knutson setzten nun die Reise fort, durch jene endlosen Urwälder marschierend, in denen nur sehr vereinzelt und durch große Entfernungen getrennt, menschliche Wohnstätten zu finden sind. Sie gelangten so bis zum Kumba, überschritten diesen Fluß und betraten hierauf als die ersten Europäer ein Gebiet, das vorher noch nie von einem Weißen besucht worden war: es war das Hinterland des Kamerungebirges, reich an tropischer Schönheit, mit prachtvoller Vegetation und einer Tierwelt, die noch nicht durch allzu rücksichtslose Jagd in versteckte Winkel verscheucht worden war.

Aber die menschlichen Bewohner dieser Gegenden schienen vom Besuch der Weißen nicht sehr erbaut, sie witterten in denselben Konkurrenten, welche die von

ihnen bisher geübte Handelssperre zu durchbrechen gewillt schienen. Trotz der gegenteiligen Versicherungen von Dr. Schwarz suchten die Eingebornen den Weitermarsch der Expedition zu verhindern, und nur durch sehr forcierte Tagesmärsche gelang es, vorwärts zu kommen. Die Expedition erreichte hierauf nach längerer Wanderung das Land der Bafarani, eines in volkreichen Ortschaften Ackerbau und Viehzucht treibenden Stammes, der bis dahin selbst dem Namen nach unbekannt war, und drang auch glücklich bis zum oberen Calabarfluß vor. Hier aber erreichte die Reise ein plötzliches Ende. Unerwartet erschien vor der Expedition eine kriegsgerüstete Horde von etwa 500 Sklaven, die sich den Reisenden in den Weg stellten. Da Dr. Schwarz und seine 40 Bakwiri-Leute einen Kampf mit dem ihnen überlegen erscheinenden Gegner befürchteten, so entschloß er sich, den Rückweg anzutreten. Woher diese Sklavenhorde gekommen war, war nicht zu erfahren. Man glaubte später, daß ihr Erscheinen den Machenschaften von King Bell zuzuschreiben war, der, um seinen Zwischenhandel am oberen Mungo besorgt, es verhindern wollte, daß die Europäer eine direkte Handelsverbindung der Stämme im Innern mit den Faktoreien an der Küste anbahnen. Die Rückreise bewerkstelligte Dr. Schwarz durch eine Canoefahrt auf dem Mungofluß, die ihn nach einigen Tagen zur Kamerunbai brachte.

Im ganzen hatte diese Reise, zumal durch die Entdeckung der Bafarani, wissenschaftlich ein recht gutes Resultat erzielt. Seine praktischen Aufträge aber vermochte der Leiter dieser Expedition, angesichts der unüberwindlichen Schwierigkeiten, nicht durchzuführen.

Viel erfolgreicher waren die Unternehmungen zweier Offiziere, die sich zwei Jahre später in das Hinterland von Kamerun begaben. Diese beiden Männer, die sich in der Geschichte der Afrikaforschung und der Erschließung Kameruns einen bleibenden, ehrenvollen Namen erworben haben, waren Hauptmann Kund und Lieute-

nant Tappenbeck. Beide Herren, die schon im Jahre 1885 im Auftrage der Deutschen Afrikanischen Gesellschaft eine erfolgreiche wissenschaftliche Expedition im südlichen Kongo-Gebiet unternommen hatten, stellten ihre Kraft und ihre Erfahrung im Jahre 1887 in den Dienst der deutschen Regierung. Sie erhielten den Auftrag, im Batanga-Gebiet eine Station zu begründen, die als Stützpunkt für weitere Vorstöße in das Innere des Landes dienen sollte.



Hauptmann Kund

Der erste Versuch, der im Monat Oktober unternommen wurde, mißlang. Schon nach einem kurzen Marsche mußte die Expedition wieder zu ihrem Ausgangspunkte zurückkehren. Einen etwas besseren Anlauf nahm ein neuer Versuch, der im Monat November vor sich ging. Die Expedition drang glücklich vor bis zu der etwa 300 km von der Küste entfernten Grenze der Batanga- und der Sudanneger. Doch als sie an dieser

Grenze angelangt, ahnungslos ihren Marsch durch hohes Gras begann, wurde sie plötzlich und unerwartet von den Bakoko überfallen, mit so heftigem Ansturm, daß die Expedition in dem sich entspinnenden Kampfe einen Verlust von 10 Toten und zahlreichen Verwundeten erlitt, wobei die beiden Offiziere selbst durch Pfeilschüsse ziemlich schwer verletzt wurden. Es blieb unter diesen Umständen nichts weiter übrig, als den Rückmarsch nach der Küste anzutreten, die man, da der Weg durch die Urwaldregion ging, erst nach furchtbaren Strapazen und aufreibenden Entbehrungen erreichte.


Lieutenant Tappenbeck

Doch die kühnen Männer ließen sich durch die überstandenen Gefahren durchaus nicht abschrecken. Nachdem sie sich von ihren Verwundungen einigermaßen erholt hatten — wozu Lieutenant Tappenbeck eine Kur in Deutschland gebrauchen mußte — unternahmen sie im Jahre 1888 einen neuen Zug in das Hinterland Kameruns. Diese Expedition hatte den positiven Erfolg, daß die Yaunde-Station begründet wurde, was um so schwerer ins Gewicht fiel, da Yaunde die erste Etappe zu dem Werke bildete, das den Zwischenhandel der im Hinterlande wohnenden Stämme durchbrechen sollte.

Leider sollte der Thätigkeit der beiden kühnen Offiziere keine lange Dauer beschieden sein. Während Hauptmann Kund sich zur Wiederherstellung seiner angegriffenen Gesundheit nach Europa begeben mußte und in Deutschland weilte, unternahm Tappenbeck noch einen Zug über den Sanaga hinaus in das Gebiet der Sudanneger,

bei welcher Gelegenheit er die Residenz des Häuptlings Ngila erreichte. Den Aufenthalt daselbst benutzte Tappenbeck zur Erkundung der geographischen und politischen Verhältnisse der weiteren Umgebung, wobei er auch nähere Nachrichten über Tibati erfuhr, alles wichtige Auskünfte, die für spätere Expeditionen von besonderer Bedeutung werden sollten. Mit der festen Absicht, seine Reisen in der nächsten Zeit bis nach Tibati auszudehnen, kehrte nun Tappenbeck aus Ngilas Residenz zur Yaunde-Station zurück und marschierte von da, schon in krankem Zustande, zur Batangaküste, wo er am 4. Juli 1889 eintraf. Leider war seine Gesundheit durch die Strapazen der Reisen und durch das mörderische Klima bereits so stark erschüttert, daß er schon wenige Tage nach seiner Ankunft in Batanga vom Tode ereilt wurde. Er starb am perniciösen Fieber am 20. Juli 1889.

Hauptmann Kund, der in Deutschland ungeduldig die Wiedererlangung seiner Gesundheit erwartete, wurde durch den plötzlichen Tod Tappenbecks schwer getroffen; ohne erst seine völlige Genesung abzuwarten, eilte er nach Afrika zurück, um mit dem inzwischen an Stelle Tappenbecks nach Afrika beorderten Lieutenant Morgen seine Entdeckungsreisen fortsetzen. Im Oktober fand die Vereinigung der beiden Männer in Kamerun statt, und schon kurz danach brachen sie nach der Station Kribi auf, um von da aus weiter in das Innere vorzudringen. Aber auch Hauptmann Kund hatte seine physischen Kräfte diesmal stark überschätzt. Noch immer an den Folgen der früheren häufigen Verwundungen und der Einwirkungen des afrikanischen Klimas leidend, brach er schwer krank in Kribi zusammen. Eine Lähmung, die ihn sogar auf längere Zeit der Sprache beraubte, zwang ihn, nach Deutschland zurückzukehren. Wohl hat sich im Laufe der Jahre sein Zustand erheblich gebessert, dennoch aber wird es diesem verdienstvollen Forscher und kühnen Offizier schwerlich mehr möglich sein, seine Entdeckerarbeit in Afrika wieder aufzunehmen.



Hauptmann Morgen

Lieutenant Morgen — durchaus ein Neuling im dunkeln Erdteil — war allein zurückgeblieben und in seinem Thun auf sich selbst, auf seine eigene Energie angewiesen, die er aber auch in vollem Maße entfaltete. Begleitet von dem ihm beigegebenen Botaniker Georg Zenker, verließ er am 5. November Kribi und wandte sich zunächst der Yaunde-Station zu, welche die aus etwa 130 Leuten bestehende Expedition nach manchen kleinen Abenteuern am 30. November erreichte.

Von der Landschaft um die Yaundestation liefert Morgen eine sehr warme und anschauliche Schilderung: „In teils großartiger, teils lieblicher landschaftlicher Umgebung, die teilweise an unsere sächsische Schweiz erinnert, mit üppiger Flora und reicher Fauna ausgestattet, war unsere Station inmitten dieses gutartigen Yaundevolkes, auf einem schönen, gesunden Plateau angelegt worden, an der Grenze zwischen Grasland und Urwald und nicht weit von der interessanten Völkerscheide zwischen den Sudan- und Bantunegern entfernt. Die mächtigen Baumwollenbäume hatten das Holz zu unseren Baulichkeiten geliefert, die starken und elastischen Blattrippen der Weinpalme die Dachsparren gebildet, die Blätter der Bananen und Platanen, auch das nicht weit entfernte hohe Schilfgras aber das Material zur Eindeckung der Dächer hergegeben. Aus dem lehmhaltigen Lateritboden fertigten wir den bei einzelnen Häusern notwendigen massiven Unterbau an.“ — Über die Station selbst berichtet Morgen: „Die eigentliche Station bestand zur Zeit meiner Ankunft aus einem oberen vom Mannschaftsschuppen umgebenen, etwa 100 Meter im

Quadrat großen Hofe und einem unteren, am nördlichen Abhange des Berges gelegenen Platze, an welchem zu beiden Seiten je vier mit meterhohen Lehmbrüstungen versehene kleine Häuser einmal als Wohnungen für die Europäer, dann zum Krankenraum für Schwarze und zu Lagerräumen für das Expeditionsmaterial dienten. Seitlich auf der Höhe befand sich das meteorologische Beobachtungshaus und der Markt, d. h. ein eingezäunter geräumiger Platz, auf dem in der Mitte eine offene Halle stand, wohin die Eingebornen die Erzeugnisse ihrer Felder und Vieh jeden Morgen zum Verkauf brachten; den beiden Baulichkeiten gegenüber wurde noch an einem Schaf- und Ziegenstall gearbeitet. Der angestrengten Thätigkeit meines Assistenten Zenker ist es gelungen, den vorhandenen Anlagen in der Zeit seines Aufenthalts daselbst während eines Jahres in der Mitte des Stationshofes ein großes, mit sechs Wohnräumen und einer Veranda versehenes, auf Holzrosten stehendes Gebäude für Europäer hinzuzufügen. Ebenso wurde später noch eine Pallisadenumwallung um die Station und die dazu gehörigen Farmen aufgeführt."

Lieutenant Morgen blieb nicht lange in Yaunde. Schon am 9. Dezember brach er wieder auf, um zu seinem nächsten Ziel, über den Sanaga in das Land der Wute zu marschieren. Der Weg führte ihn durch die Gebiete einiger kleinen Völkerstämme, so der Yetuti, der Toni und der Kwolle, sämtlich in einer Gegend wohnend, die sich als hohe Graslandschaft charakterisieren läßt. Während sich die Yetuti und Kwolle ruhig verhielten, versuchten die Toni den Durchzug der Expedition zu verhindern. Aber schon ein kurzes Scharmützel belehrte sie eines Besseren, und so marschierte Morgen, nur mit den Schwierigkeiten des hohen Grases kämpfend, weiter bis zu den sehr wildreichen Gegenden am Sanaga, der auf den Canoes der am Flusse lebenden, sehr friedfertigen und harmlosen Eingeborenen übersetzt wurde. Hier nahm die Landschaft einen anderen Charakter an.

An Stelle des Graslandes trat hügeliges Terrain, welches auf weite Entfernung das Bild einer freundlichen Parklandschaft bot und erst allmählich wieder in Graslandschaft überging, je mehr man sich dem Lande der Wute und dem Hauptort Ngila's näherte.

Nach langen, anstrengenden Märschen befand sich die Expedition endlich vor einer Anhöhe, hinter der Ngila's Stadt sich auf einem Plateau ausbreitete. Eine gewaltige Menge von Negern, die mit Pauken und Hörnern einen furchtbaren Lärm vollführten, befand sich auf dieser Anhöhe, der Expedition einen lauten, ohrenzerreißenden Empfang bereitend und den sofortigen Einzug derselben in das Dorf verhindernd. Es bedurfte erst längerer Verhandlungen und eines ausführlichen Palavers, ehe Ngila die Erlaubnis hierzu erteilte. Als diese endlich eintraf, verschwanden sofort die lärmenden Neger von der Anhöhe, Morgen rangierte nun seine Expedition und rückte, an der Spitze die deutsche Fahne sowie einen Hornisten und einen Tambour, feierlich in das Dorf ein.

Auf dem großen Kriegsplatz des Dorfes erwartete Ngila seinen Gast. Der Negerhäuptling, angethan mit einem mohammedanischen Kleide und einer turbanartigen Kopfbedeckung, auf einer niedrigen, aus Bambus hergestellten Bank, unter einem aus Stroh gefertigten Thronhimmel zwischen seinen 200 Weibern sitzend, brachte auf Morgen keinen ungünstigen Eindruck hervor. Ngila zeigte in seinem Typus offenbar arabische Herkunft; sein Gesicht mit der gebogenen Adlernase und dem spitzen Kinn unterschied ihn durchaus von den anderen, die den Eindruck reiner Neger machten.

Selbstverständlich fand zu Ehren des weißen Gastes eine echt landesübliche Feier statt, bei der die Expedition mit Elefantenfleisch, Gemüse, Mais- und Durrahbrot und Durrahbier bewirtet wurde. Dabei nahmen die Krieger und Unterhäuptlinge Ngila's die Gelegenheit wahr, festliche Tänze aufzuführen und begeistert vom

Durrahbier, ihrem Häuptling große Ovationen darzubringen. Erst nach dieser Feier fand die Überreichung der Geschenke Morgens an Ngila statt. Diese Geschenke bestanden in zwei Paketen Polsternägeln zum Verzieren von Sätteln und zwei Stück weißem Zeug, zwei Stück Satin, 5 Rasiermessern, 5 Scheren, 4 Feuerstein-Flinten, zwei Flaschen Pulver, einer kleinen Spieldose, einigen Bund weißer und bunter Perlen, einem mohammedanischen Kleide und einem roten Fes.

Ngila war dermaßen entzückt, daß er seine Leute noch einmal zusammentrommeln ließ und ihnen eine Rede hielt, die in den Worten gipfelte: „Ihr seht, wie weit mein Ansehen reicht. Selbst nach dem Lande der Weißen ist mein Name gedrungen. Der Weiße und ich — wir können alle Feinde niederwerfen!“ Den Höhepunkt aber erreichte seine Begeisterung, als Lieutenant Morgen mit seinen Trägern eine Manövrier- und Schießübung vornahm. Damit erzielte Morgen den doppelten Effekt, daß er dem Häuptling ein ganz neues Schauspiel bot und ihm zugleich eine gewisse heilsame Furcht vor der Macht der weißen Männer einjagte.

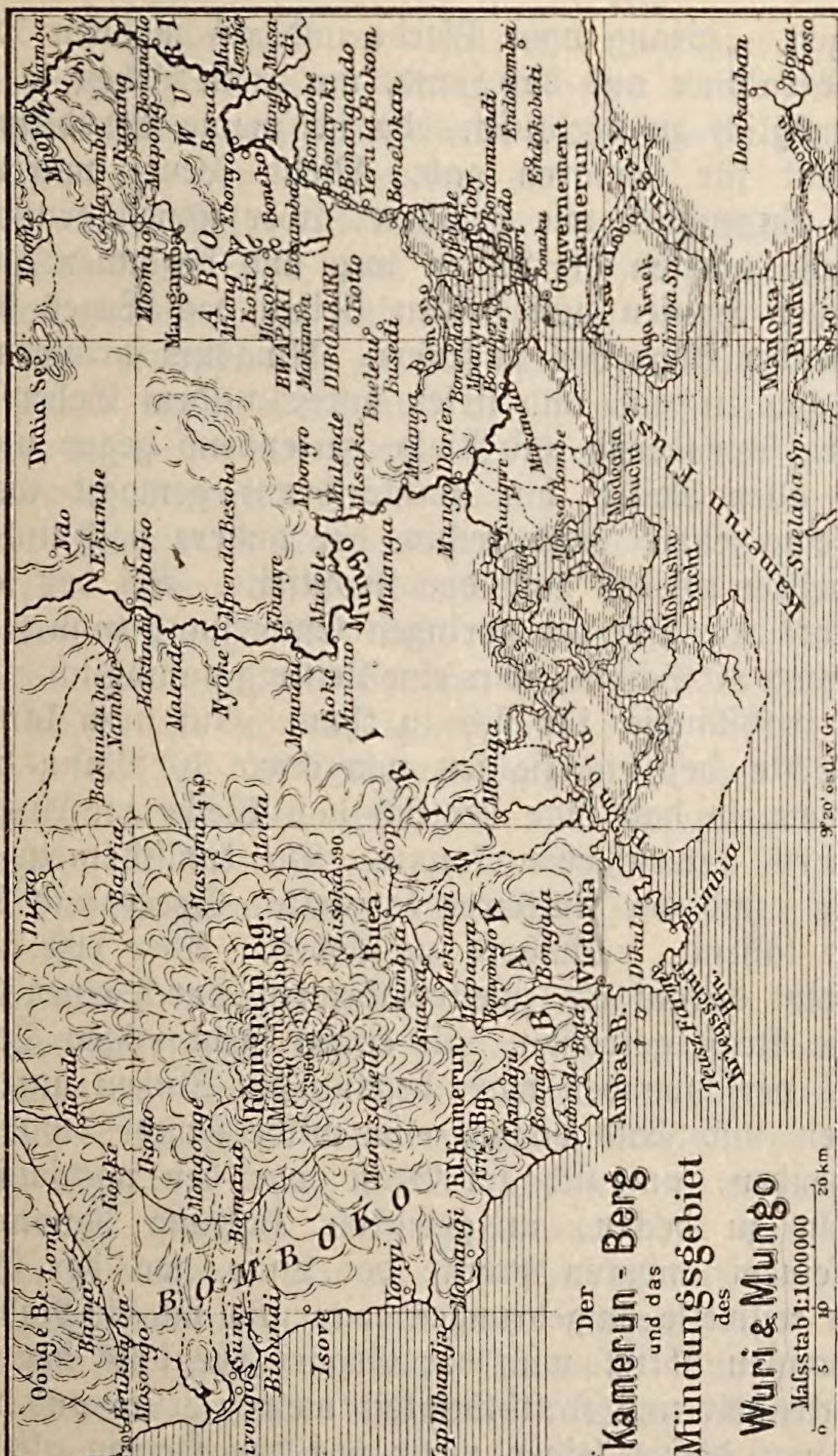
Nach achttägigem Aufenthalt bei Ngila, eine Zeit, die vollständig genügt hatte, um das gute Einvernehmen zwischen Morgen und dem Häuptling auf die Dauer zu sichern, setzte sich die Expedition wieder in Bewegung. Aus den bewaldeten Höhen, die das Dorf umgaben, gelangte man wieder in das Grasland, das sich auf lange Strecken hinzog. Das nächste Ziel Morgens war das Dorf Watara, wo ein Bruder Ngila's als Unterhäuptling herrschte, derselbe, der ein Jahr vorher den Weitermarsch der Kund'schen Expedition verhinderte. Nach neunstündiger Wanderung war Watara erreicht. Diesmal aber zeigte sich der Häuptling — „ein ungemein gutmütig dreinschauender Mann“ — nicht allein freundlich und gastfrei, sondern er gab sogar Morgen seinen Sohn mit, damit er sich an der Küste selbst überzeugen könne, was da für Elfenbein alles zu erhalten sei.

Es war am 25. Dezember, als Lieutenant Morgen aufbrach und seinen Weg nach Nordwesten fortsetzte. Fünf Stunden lang ging es wieder durch hohes Gras, das sich endlos hinzuerstrecken schien, als sich plötzlich eine mehrere hundert Meter breite Wasserfläche vor den Blicken der Expedition ausdehnte und den Weitermarsch vorläufig unmöglich machte. Der Strom, denn daß es ein solcher war, sah man sogleich an den Fluten, die sich ruhig fortwälzten, war der noch wenig bekannte und noch gar nicht erforschte Mbam, von dem Flegel und nach ihm Tappenbeck wohl gehört hatten, den aber kein Weißer bisher gesehen; Lieutenant Morgen war also der Erste, der die Ufer dieses Flusses, der sich in seinem Laufe mit dem Sanaga vereinigt, betrat.

Es galt, den Fluß zu überschreiten. Aber da erhoben sich mannigfache Schwierigkeiten, die Expedition konnte anfänglich keine Canoes bekommen. Erst als man sich durch List in den Besitz von Fahrzeugen setzte, gelang es, das jenseitige Ufer des Mbam zu erreichen, und in den nahe am Fluß gelegenen Hauptort des Tschingastammes zu kommen. Der Häuptling nahm den weißen Mann sehr freundlich auf und erzählte, daß sich weiter nördlich ein Land befände, das wohl sehr reich, dessen Bevölkerung aber kriegerisch gesinnt sei und den Fremden sicher angreifen würde. Dieses Land sei das der Bati. Die Schilderung des Häuptlings erreichte einen ganz anderen Effekt, als er erwartete — sie wirkte auf Morgen nicht abschreckend, sondern im höchsten Grade anregend. Nicht allein, daß er den kriegerischen Bati keineswegs aus dem Wege zu gehen gedachte, nein, er war gerade entschlossen, sie aufzusuchen und in ihrem eigenen Lande kennen zu lernen. So zog er denn weiter mit seiner Karawane nach Nordwesten dem reichen Batilande zu, dessen erste Ansiedelung nach mehrstündigem Marsche erreicht wurde.

Sofort sollte bei seinem Eintritt in das Dorf Morgen erfahren, wie zutreffend die Schilderung des

Tschinga-Häuptlings gewesen war. Der Ort selbst brachte einen sehr günstigen Eindruck hervor, weniger aber die Bewohner, die sich im hohen Grase gesammelt hatten und von da aus der Expedition wilde Schimpf- und Drohworte zuriefen. Plötzlich tauchten einige bewaffnete Männer auf; sie eilten hin und her und verrieten durch ihr Gebaren, daß sie gegen die Expedition nichts Gutes vorhatten. Lieutenant Morgen ließ nun einen Batimann aufgreifen, den er vorläufig nicht nur als Geisel, sondern auch als Dolmetscher und Führer behielt. Nun wurde der Weitermarsch fortgesetzt. Aber bald konnte man bemerken, daß je weiter man ging, sich zu beiden Seiten des Weges die Zahl der bewaffneten Männer immer mehr vergrößerte. Die Lage wurde augenscheinlich sehr drohend, und um die Situation zu übersehen, beschloß Morgen bei einem kleinen Gehöft auf einer Anhöhe, die die ganze Gegend beherrschte, Halt zu machen. Es galt, den jeden Moment zu erwartenden Angriff abzuwehren. Die Lasten wurden in die Mitte gesetzt, und die Bewaffneten im Kreise zum Feuern fertig aufgestellt. Jetzt zeigte sich, daß die Eingebornen die Position der Karawane im ganzen Umkreise umzingelt hatten und auf etwa 60 m herangekommen waren. Morgen versuchte erst, sich friedlich mit den Schwarzen auseinanderzusetzen; er versicherte, daß er nur mit freundschaftlichen Absichten in das Land gekommen sei und weiter marschieren wolle. Aber was er auch sagen mochte — seine Worte fanden eine ungläubige Aufnahme und eine höhnische Erwiderung. Morgen sah, daß alle Mühe vergebens war, und da er bemerkte, daß sich die Bati in kleinere Abteilungen auflösten und in das Grasland verschwanden, so ordnete er den Weitermarsch an. Kaum hatte die Expedition eine Viertelstunde Wegs im Graslande zurückgelegt, als plötzlich ein schriller Pfiff von der Seite her ertönte und ein Hagel von Pfeilen auf die Karawane herniederprasselte. Nun entspann sich der lang erwartete Kampf. Mehrere Leute Morgens wurden von den Pfeilen ge-



troffen und brachen verwundet zusammen. Der Angriff wurde bald noch heftiger und stärker, die Bati rückten der Karawane immer näher. Die Gefahr war bereits aufs höchste gestiegen. „Ich selbst," schreibt

Morgen, „sprang vom Pferde und riß meinem Diener den Karabiner aus der Hand, um mein Leben so teuer als möglich zu verkaufen, da ich meine Expedition im Moment für verloren gab. Meine Leute waren im ersten Augenblick wie gelähmt, aber schnell ermannten sie sich, warfen die Lasten weg und begannen auf die in hellen Haufen von beiden Seiten des Weges heranstürmenden Angreifer zu feuern. Ringsum sprangen stets neue Haufen auf und liefen unter wildem Geheul ihre Speere schleudernd und Pfeile versendend gegen uns an. Nach allen Seiten hin mußte Front gemacht werden. Der eine feuerte nach rechts, der andere nach links und ein dritter wieder nach der Frontseite. Bei der langen Gefechtslinie und der geringen Entfernung vom Feinde, nur etwa 30 Schritt, war eine Leitung unmöglich. Jeder hatte selbständig für sich zu thun. Auf mich kam von der Seite her ein Haufen von etwa 30 Mann herangestürmt, so daß man deutlich das Weiße im Auge des Gegners unterscheiden konnte. Da knallte mein erster Schuß, und der Anführer taumelte, Speer und Schild fallen lassend, rückwärts zu Boden. Aber erst als im Moment darauf ein zweiter Gegner, durch einen Schuß in die Brust getroffen, mit einem hechtartigen Satz im Grase verschwunden war, begann ein Stutzen unter den Reihen und bald darauf eine wilde Flucht, wobei die Fliehenden, um sich im Grase vor den nachsausenden Kugeln zu decken, in gebückter Haltung davonrasten. Auf einem anderen Punkte der Linie, wo der Gegner schon teilweise eingedrungen war und sich ein Nahkampf entsponnen hatte, wich der Gegner ebenfalls der Unerschrockenheit und Kaltblütigkeit meiner Leute und wurde nun von diesen leider mehr mit den Beinen als durch Gewehrfeuer verfolgt. Ich habe nie wieder etwas dergleichen von bestialischer Wut gesehen, in welcher sich jetzt meine Schwarzen befanden. Anstatt zu schießen, liefen sie, wie die Hunde hinter dem schweißenden Wilde, hinter den Bati her, um sie zu packen. Weder gute

Worte, noch hie und da ausgeteilte Jagdhiebe waren von Erfolg. Nach allen Windrichtungen liefen sie auseinander. Erst am späten Abend fanden sich die letzten Nachzügler auf dem Lagerplatze ein.“

So endete dieser Überfall, der die Expedition in so große Gefahr brachte, mit einer vollständigen Niederlage der eigensinnigen und böswilligen Bati. Um die Schwarzen exemplarisch zu bestrafen und ihnen auch für die Zukunft einen Denkzettel zu hinterlassen, beschloß Morgen nunmehr, alle Dörfer des Stammes anzugreifen und niederzubrennen. Die Strafe wurde denn auch von der Mannschaft Morgens pünktlichst vollzogen; nach kurzer Zeit waren die Batidörfer bis auf die rauchenden Trümmer völlig zerstört und ihr Reichtum vom Feuer verzehrt. Es war eine Strafe, die bei aller Härte in Afrika üblich und notwendig ist; nur durch solches Vorgehen ist es bei den Wilden möglich, sich den nötigen Respekt zu verschaffen und ihnen die Überzeugung beizubringen, daß man Fremde nicht ohne Grund belästigen und daß man gegen diese nicht ohne Ursache die Waffe richten darf.

Lieutenant Morgen hatte ursprünglich die Absicht, vom Batilande aus auf direktem Wege nach Kamerun zurückzukehren. Da jedoch seine Munition stark verbraucht war und er schließlich den errungenen Erfolg nicht leichtsinnig aufs Spiel setzen wollte, so hielt er es für das Beste, nach Balinga, dem Hauptorte der friedlichen Tschinga zurückzumarschieren und von da aus die Route am Sanaga entlang bis zur Küste einzuschlagen. Am 29. Dezember brach er vom Batilande auf; es ging unter manchen kleinen Abenteuern, Scharmützeln und mancher harten Entbehrung dem Laufe des Sanaga entlang, dessen Ufer noch stellenweise dichten Urwald aufweisen, durch den sich die Karawane nur mit Mühe durcharbeiten konnte. Am 12. Januar 1890 wurde endlich Idia erreicht, und nach kurzer Rast auf diesem Handelsplatz die Reise, diesmal in Kanoes auf dem Flusse,

fortgesetzt, worauf die Expedition bald glücklich in Malimba landete.

Wenn Lieutenant Morgen gehofft hatte, nach seiner langen, anstrengenden und entbehrungsreichen Forschungsreise in Malimba Ruhe und Erholung zu finden, so sah er sich nach seiner Ankunft in der Wörmannschen Faktorei getäuscht. Die Malimbesen, unzufrieden über die Gefährdung ihres Zwischenhandels durch die Europäer, wollten die Konkurrenten mit einem Schlage los werden, indem sie in einem großen Palaver den Tod aller in Malimba lebenden Weißen beschlossen. Glücklicherweise wurden diese aber von dem finsteren Plane rechtzeitig in Kenntnis gesetzt; sie konnten sich noch retten, ehe der Anschlag zur Ausführung kam. So kam es, daß, als Morgen in Malimba anlangte, er nur noch den schwarzen Kommis in der Wörmannschen Faktorei antraf. Auf den Bericht des Schwarzen war Lieutenant Morgen entschlossen, sofort gegen die Malimba vorzugehen und den Aufstand im Keime zu ersticken. Er wurde jedoch vorläufig daran gehindert. Es hieß, daß der Dampfer „Nachtigal" demnächst eintreffen müsse, worauf dann die kriegerische Operation eine um so nachdrücklichere sein würde. Die Verhältnisse nahmen aber einen derartigen Verlauf, daß Morgen noch vor Ankunft des Gouvernements-Dampfers auf eigene Hand einzuschreiten sich entschloß. Eines Tages erschien nämlich in der Wörmannschen Faktorei, wo Morgen wohnte, der Hauptverschwörer, der Malimba-Häuptling mit zwei Rädelsführern und zwei großen, bemannten Kriegskanoes und verlangte in sehr frechem Tone die Auslieferung jener zwei schwarzen Diener, die die Verschwörung verraten hatten. Morgen erkannte sofort, daß jetzt die beste Gelegenheit gekommen sei, der gefährlichsten Rädelsführer habhaft zu werden. Er ließ darum seine Leute scheinbar zum Gewehr-Appell antreten und dann auf ein verabredetes Zeichen hin die bewaffneten Malimba und vor allem den Häuptling und seine Genossen festnehmen. Da sich die Malimba gegen die Fest-

nahme zur Wehr setzten, so entspann sich ein kleines Gefecht, in dem der Häuptling und mehrere Malimba-Krieger niedergemacht wurden. Dies war freilich nur das Vorspiel zu weiteren Kämpfen mit den Malimba, wobei Morgen der Angreifer war. Es galt, durch schnelles Handeln die aufrührerischen Neger zu demütigen und sie zur Nachgiebigkeit zu zwingen. Erst nachdem dies gelungen, nachdem Lieutenant Morgen die Malimba an verschiedenen Stellen vollständig besiegt und in die Flucht gejagt hatte, war der Zweck erreicht. Von da war der ganze untere Teil des Sanagaflusses, von der Küste bis nach Idia, für den Handel aufgethan.

Für Lieutenant Morgen war eine Zeit der Ruhe angebrochen. Aber allzu lange litt es diesen thatendurstigen Forscher nicht, die Hände in den Schoß zu legen. Schon im Juni desselben Jahres trat er in Gemeinschaft mit einer Handelsexpedition der Firmen Wörmann und Jantzen & Thormählen, vertreten durch die Herren Kassel und Weiler, eine neue Reise an. Diesmal ging es von Kribi aus nach Yaunde — nicht ohne auf dem Wege ein kriegerisches Abenteuer erlebt zu haben — und von da weiter in das Land der Wute, zum Dorfe Ngila's. Morgen hatte die Absicht, vom Wutelande aus weiter nach Norden, und zwar zunächst bis nach Adamaua vorzudringen. Aber Ngila, dem der Verkehr des Weißen mit den nördlich wohnenden Völkern nicht paßte, bemühte sich mit allen möglichen Ausreden, den Forscher im Lande festzuhalten und ihn von der Berührung mit anderen Stämmen abzuschließen. Und noch eine andere Absicht verfolgte der schlaue Häuptling, indem er Morgen nicht weiter ziehen ließ. Ngila stand schon seit längerer Zeit in Krieg gegen den Häuptling der benachbarten Ngaundere, der in das Land der Wute eingefallen war und viele Wutemänner geraubt und zu Sklaven gemacht hatte. Mit der Ankunft Morgens hielt Ngila die Zeit der Rache für gekommen. Mit Hilfe des weißen Mannes wollte Ngila gegen die

Ngaundere marschieren; jetzt erst — davon war er überzeugt — würde es ihm gelingen, sich bei seinen Nachbarn in ordentlichen Respekt zu setzen.

Morgen mußte sich also in das Unvermeidliche fügen. Wochenlang blieb er in dem Hauptdorfe der Wute, die Zeit seines Aufenthaltes dazu benutzend, eine Forschungsstation „Kaiser-Wilhelmsburg“ anzulegen, bis es endlich Ngila gefiel, mit der in Afrika üblichen Langsamkeit die Vorbereitungen zum Feldzuge zu treffen. Morgen hatte sich entschlossen, den Feldzug mitzumachen, da Ngila versprach, dem Forscher nach beendetem Kriege Führer für die nördlich liegenden Landschaften zur Verfügung zu stellen.

Der Kampf Ngila's gegen den Häuptling von Ngaundare fand auch richtig statt, und der thatkräftigen Mitwirkung Morgens war es zu danken, daß der Sklavenräuber um Frieden bat. Aber als Morgen nach beendetem Kriege weiter ziehen wollte und Ngila an das gegebene Versprechen erinnerte, machte dieser neue Ausflüchte. Nun riß dem thatendurstigen Forscher die Geduld. Nachdem es ihm mit Mühe gelungen war, in einer benachbarten Ortschaft Führer aufzutreiben, machte er sich, ohne sich weiter um den Einspruch Ngilas zu kümmern, mit der Expedition auf den Weg, den nordwärts Gelegenen Ländern zu.

Unter nicht besonders beunruhigenden Erlebnissen ging der Marsch immer durch hohes Grasland tagelang weiter. Ab und zu gelangte man in eines der großen Dörfer, die sich am Wege befanden und deren Häuptlinge sich meist friedlich verhielten. Hinter dem Wute-Dorfe Kukuni nahm die Gegend allmählich einen hügeligen Charakter an und der Weg veränderte sich vollständig. Dörfer kamen fast gar nicht zu Gesicht, da sich diese entweder auf unzugänglichen Bergen und Felskegeln, oder in dem dicksten Dickicht der buschartigen Galeriewälder befanden. So zwängte man sich mehrere Tage lang durch Felsen, Sträucher und Schlingpflanzen, bis

man am 26. Oktober plötzlich vor einem großen Dorf anlangte, das auf einer Anhöhe liegend, von Wall und Graben umgeben war. Boten, die aus dem Ort den Reisenden entgegengeschickt wurden, nannten dessen Namen: Es war der Ort Yokó.

Lieutenant Morgen erfuhr bald von dem freundlichen Häuptling, daß Yokó die Grenzfestung des Tibati-Reiches nach Süden zu sei, und daß kein Fremder nach Tibati kommen dürfe, der sich nicht vorher beim Sultan Amalamu habe anmelden lassen. Morgen mußte sich nun auf einen längeren Aufenthalt in Yokó gefaßt machen, der aber noch viel länger dauerte, als er dachte. Die an den Sultan gesandten Boten kamen nicht zurück, und das Verweilen in Yokó wurde so kostspielig, daß ein Teil der Leute die Munition verkaufte, um Nahrungsmittel zu bekommen. Dazu stellte sich jetzt bei Lieutenant Morgen ein so schweres Fieber ein, daß er seine letzte Stunde gekommen wähnte und bereits sein Testament aufsetzte. Erst allmählich besserte sich sein Zustand, er erholte sich langsam, und als er sah, daß die Boten des Sultans noch immer nicht kamen, entschloß er sich, obgleich durchaus nicht marschfähig, den Zug nach Tibati zu wagen, und zwar gegen den Willen des Häuptlings von Yokó und ohne Rücksicht darauf, ob ihn der Sultan empfangen wolle oder nicht.

Die Expedition setzte sich in Bewegung. Da Lieutenant Morgen in seinem geschwächten Zustande keine Fußtouren machen konnte, wurde er in einer Hängematte getragen. Man passierte mehrere Dörfer, und unterwegs erst kamen die langerwarteten Boten vom Sultan, die den Reisenden einluden, in das Hoflager zu Sanserni zu kommen. Obgleich sich der Zustand Morgens inzwischen dermaßen verschlimmert hatte, daß er 48 Stunden im Delirium lag, wollte er von einem längeren Zögern nichts wissen. Die Expedition hatte schon vorher einen 1500 Meter hohen Bergrücken überschritten und sie befand sich jetzt in der Ebene Sanserni-Tibati. Sieben

Stunden dauerte der Marsch durch diese Ebene, und es war bereits gegen Abend, als man vor einem weiten Dorfe anlangte, dessen große, runde Spitzhütten von Mattenzäunen umgeben waren, — es war das Lager von Sanserni.

„Etwa 500 Meter mochte ich noch von der Lisière des Lagers entfernt sein" — erzählt Morgen — „als mir unter gellendem Geschrei ein Haufe von 50 Reitern mit aufgeputzten Pferden, die Reiter selbst mit roten Tuchkleidern und mit Fes oder Turban bedeckt, entgegenkam. Sie parierten einige Schritte vor mir und streckten mir dann als Zeichen des Grußes ihre Lanzen entgegen. Ich nahm meine ganze Kraft zusammen, stieg aus der Hängematte und erwiderte den Gruß durch Vorstrecken meiner rechten geöffneten Hand. Angethan mit meinem mohammedanischen Kleide, unter dem Vorritt der Begrüßungstruppe, legte ich die letzte Strecke zum Dorfe zu Fuß zurück. Von allen Seiten kamen die neugierigen Einwohner herbeigestürzt; Haussa-Händler, schon gewöhnt an den Anblick der Weißen, riefen mir ihr „Sanu" (Gruß) und „Barka" (unterthäniger Gruß) entgegen."

Auf dem großen Platz inmitten des Lagers stand ein Haufen Bewaffneter, und hinter ihnen „zeigte sich ein bildhübscher Jünglingskopf mit auffallend heller Gesichtsfarbe. Die tiefblauen, mandelförmigen Augen blickten mich neugierig und schüchtern zugleich an. Der untere Teil des Gesichtes vom Munde ab, war durch einen Gesichtsschleier, die Stirne durch einen riesigen weißen Turban verdeckt." — Dieser Jüngling war der Sultan Amalamu von Tibati.

Lieutenant Morgen konnte über die Aufnahme, die ihm im Lager seitens des Sultans zu teil wurde, nicht klagen. Am 29. November war Morgen in Sanserni angekommen, aber es verging eine volle Woche, ehe er sich kräftig genug fühlte, zur ersten Audienz zu kommen. Inzwischen hatte er vom Sultan verschiedene, meist in Vieh und Nahrungsmitteln bestehende Geschenke erhalten,

wofür er diesem mehrere Gegengeschenke übersandte. Die Dinge ließen sich dabei sehr freundlich an und gestalteten sich noch freundlicher, nachdem die erste Unterhaltung des Sultans mit dem Reisenden vorüber war.

Und diese Unterhaltung war sehr interessant. Lieutenant Morgen wurde durch Amalamu über seine und seines Volkes Herkunft und Macht unterrichtet; er erzählte, daß seine Vorfahren als mutiger, aber nicht sehr mächtiger Stamm von Norden eingewandert seien und daß sie, die unbesiegbaren Fullah, alles unterworfen hätten. Begeistert trug der mohammedanische Fürst dem Reisenden in folgender Weise ein Stück seiner Geschichte vor: „Die großen Haussareiche und jetzt auch hier die großen Heidenreiche sind unterworfen worden, und alles wird von uns regiert. Auch die Domme und Tikar waren sehr groß und mächtig; sie weigerten sich, mir den Tribut zu zahlen. Aber ich habe sie mit Krieg überzogen und nach langen, dreijährigen Kämpfen besiegt. In den nächsten Tagen wirst du den großen Dommehäuptling, der jetzt mein Sklave ist, hier sehen. Allah wird mein Reich noch größer machen.“ Im übrigen hatte der Sultan ein gutmütiges und kindliches Gemüt. Als ihm Morgen eine Schachtel Bleisoldaten schenkte, nachdem er ihm zugleich einiges über unsere Armeeeinteilung und Kampfesweise erzählt hatte, machte dies dem Sultan so viel Vergnügen, daß er mit seinen Vornehmen sogleich ein mit kurzen Unterbrechungen drei Tage und drei Nächte dauerndes Kriegsspiel begann.

Um aber auch dem fremden Gaste seine Macht und die Tüchtigkeit seiner Armee, insbesondere der Kavallerie zu zeigen, veranstaltete der Sultan ein großes Gefechts-Exerzieren seiner vortrefflich equipierten Reiterei, bei dem diese große Bravour und außerordentliche Gewandtheit an den Tag legte.

Es schien überhaupt, als ob sich der junge König von Tibati seinem Gaste von der besten Seite zeigen wollte, und so kam es, daß Lieutenant Morgen öfters

Gelegenheit hatte, mit ihm zu sprechen. Bei einer solchen Unterhaltung erzählte Morgen auch einmal von seiner deutschen Heimat und brachte das Gespräch dann auf den deutschen Kaiser, wobei er dem Sultan ein Bild Seiner Majestät des Kaisers in der Uniform des Leib-Garde-Husarenregiments überreichte. Der Sultan fühlte sich von der Erzählung und dem Bilde dermaßen angeregt, daß er begeistert erklärte: Der deutsche Kaiser sei sein Freund, und für diesen Freund wolle er alles thun. Diesen günstigen Moment gedachte nun Morgen zu benutzen. Er versuchte dem Sultan eine der deutschen Flaggen zu übergeben, die er zur Verteilung an einflußreiche Häuptlinge mitgenommen hatte. Aber zur Enttäuschung des Reisenden mißlang der Versuch vollständig. Als er dem Sultan die Fahne hinreichte, wurde dieser plötzlich nachdenklich und erklärte mit einer abwehrenden Bewegung: „Mein Freund, ich bin wohl ein mächtiger König, aber ich habe noch einen über mir, das ist der große König von Yola. Dieser hat mir verboten, derartige Fahnen anzunehmen, weil ich mich damit unter den Befehl eines anderen Herrschers stellen würde." Alle weiteren Vorstellungen, die dem Häuptling gemacht wurden, erwiesen sich als nutzlos, und so mußte Morgen sein Vorhaben aufgeben. Daß der Emir von Yola auf Beeinflussung der Engländer hin solche Direktiven gegeben hatte, war ganz selbstverständlich. Gleichwohl änderte die Weigerung des Sultans, die deutsche Fahne anzunehmen, nichts in seinem Verhältnis zum deutschen Expeditionsführer. Er blieb gleichmäßig freundlich und bemühte sich, den Gast so lange als möglich an sein Hoflager zu fesseln. Dies kam dem Forscher auch insofern zu statten, als er dadurch Gelegenheit erhielt, sich zu erholen und auch die Mitglieder seiner Expedition durch ausreichende gute Nahrung für die ertragenen Strapazen zu entschädigen und für die Weiterreise zu stärken.

Endlich kam doch die Zeit heran, da Morgen an den Aufbruch denken mußte. Er setzte den Sultan von

seinem Entschluß, den Marsch in den nächsten Tagen anzutreten, in Kenntnis, was den jungen König von Tibati veranlaßte, seinem Gaste noch mehrere echt afrikanische Geschenke zu senden, von denen dieser aber keinen rechten Gebrauch machen konnte.

Der Tag des Abschieds kam. Es war am 25. Dezember, als Lieutenant Morgen seine Expedition bei Tagesanbruch ordnete und sich zum Ausmarsch anschickte. Als sich nun der Forscher von dem jungen König verabschiedete, bat dieser den Reisenden noch besonders, doch ja wiederzukommen und ihm einen weißen Kaufmann mitzubringen, welcher schöne Sachen, namentlich aber viele Gewehre hätte; auch sei ihm ein Lehrer willkommen, der sein Volk im Lesen und Schreiben unterrichtete. Zum Schluß erhielt Morgen noch einen großen, langen Elefantenzahn geschenkt, der, wie sich der Sultan ausdrückte, dem Reisenden als Spazierstock dienen solle: „Stütze dich auf diesen Stock," sagte er, „und denke dabei stets, du stützest dich auf deinen treuen Freund Amalamu."

Von einer Eskorte von 20 Reitern begleitet, die mehrere Stunden lang der Expedition Gesellschaft leisteten, brach nun Lieutenant Morgen von Sanserni auf. Das nächste Ziel war der Ort Banyo. Doch da von Sanserni nach Banyo kein direkter Weg führte und Morgen die große Karawanenstraße benutzen wollte, so mußte er ein Stück des nach Sanserni bereits zurückgelegten Weges, nach dem Dorfe Ngua, wieder zurückgehen; dort erreichte er einen Karawanenweg. Aus der Ebene stieg nun die Expedition in eine felsige Gegend empor, die stellenweise das nackte Urgestein zeigte, wo vielfach der Pfad sich zwischen schroff emporsteigenden Bergwänden hinzog. Immer höher stieg der Weg hinan, bis er plötzlich bergab ging und in die Tiefe führte. Doch schon nach eintägiger Wanderung nahm die Landschaft abermals einen stark romantischen, felsigen Charakter an. Erst in größerer Entfernung nach mehrtägigem Marsche begannen die schroffen, nackten Felspartieen allmählich zu verschwinden,

und eine freundliche Gegend mit welligen Hügelketten und hübschen Mimosenhainen that sich den Reisenden auf. In dieser Gegend schien der Mensch noch nicht stark unter der Tierwelt gehaust zu haben. Wild und Wildspuren waren zahlreich zu sehen und regten in hohem Grade die Jagdlust des Reisenden an. Aber Morgen wollte nicht verweilen. Immer weiter ging es, bis die Expedition am 29. Dezember zu einem breiten Fluß gelangte, der überschritten werden mußte. Es war der von Lieutenant Morgen entdeckte Mbam. Jenseits des Flusses breitete sich eine Tiefebene aus, in der man deutlich verschiedene, oft begangene Wege wahrnehmen konnte: Die Expedition befand sich auf der großen Karawanenstraße.

Am 1. Januar 1895 langte man bei Banyo an; hier traten dem Reisenden nach langer Zeit zum erstenmale wieder Erscheinungen entgegen, die deutlich verrieten, daß er sich nunmehr in einem Lande von anderer Kulturstufe befand.

„Hellgelbe, blonde Gestalten, noch kaukasischer aussehend als die Häuptlingsfamilie in Tibati," so berichtet Morgen, „kamen mit ihren Kalebassen, ausgehöhlten Kürbissen, des Weges daher. Und ich wollte meinen Augen kaum trauen, als ich den Inhalt derselben entdeckte. Was boten sie feil? Die schönste Buttermilch, die frischeste Butter, wie man sie in Europa selbst nicht besser haben konnte! Es war ein wahrer Hochgenuß, seit anderthalb Jahren nun unverhofft zum erstenmale wieder frische Butter zu genießen! — — Dankerfüllt sah ich mir die Bereiter solcher Delikatesse näher an, und von neuem fiel mir ihr gutes Aussehen auf. Die Schönheit der Fullah, welche stets untereinander heiraten und so die Rasse rein erhalten, wurde bei den Frauen nur abgeschwächt durch die im Verhältnis riesengroßen Ohren, welche künstlich zu diesem Umfange gedehnt wurden. Jedes Weib trug mindestens drei große, schwere Eisenringe in jedem Ohr und zwar hatten sie

diese nicht allein in den unteren Ohrläppchen, sondern auch am äußeren Rande in mehreren größeren Löchern in gleichmäßigen Abständen voneinander hängen."

Mit dem Erreichen des Ortes Banyo hatte der Forscher die Aufgabe, die er sich gesetzt, gelöst. Es galt von Kamerun aus den Anschluß an eine Route zu gewinnen, die der ausgezeichnete Afrikaforscher Flegel vorher von Yola aus gemacht hatte. Von Banyo aus hatte Flegel beabsichtigt, nach Kamerun zu marschieren, ein Vorhaben, das durch den plötzlich eingetretenen Tod des Forschers vereitelt wurde. Lieutenant Morgen hatte nun diese von Flegel geplante Forschungsreise in umgekehrter Richtung gemacht und sie glücklich zu Ende geführt.

Von Banyo aus betrat Morgen bekannte Wege. Über Gaschaka und Beli gelangte er zur Benuë-Station Ibi und von da über den Benuë und den Niger nach Lagos. Von Lagos kehrte Morgen mit dem Dampfer nach Kamerun zurück, wo er nach anderthalbjähriger Abwesenheit am 11. März 1891 anlangte.

* * *

Während Lieutenant Morgen bei seinen Forschungen im Kamerungebiet die weiter östlich gewählte Route über das Land der Yaunde und Wute nach Tibati wählte, suchten andere Forscher auf der mehr westlich gelegenen Route vom Kamerungebirge aus, nach Adamaua zu gelangen. Die hervorragendste Entdeckerarbeit in dieser Richtung hat Dr. Zintgraff geleistet, der sich als Forscher wie Expeditionsführer allen bisher genannten Herren ebenbürtig zur Seite stellen kann.

Schon im Jahre 1887 begann Dr. Zintgraff seine Thätigkeit in Kamerun. Zwei Jahre vorher hatte er sich durch Reisen am unteren Kongo um die Erforschung Afrikas bereits verdient gemacht, und sein Name hatte nunmehr einen so guten Klang, daß er — eben im

Jahre 1887 — von der deutschen Regierung beauftragt wurde, das Werk, das Dr. Schwarz im Kamerungebiet begonnen, fortzusetzen und zum Abschluß zu bringen.

Zintgraff begann seine Forschungsarbeit im Dienste der Regierung in Gemeinschaft mit dem Hauptmann Zeuner. Getrennt marschierend, sollten Zintgraff und Zeuner an gewissen, vorher bestimmten Stationen zusammentreffen. Die Arbeit begann, indem Zeuner den Mungo entlang zog, während Zintgraff den Kamerunberg umging, worauf sie beide den im Norden des Bakundu-Landes gelegenen Elefantensee erreichten und eine Station — die Barombistation — begründeten. Die Station sollte einen Stützpunkt bilden für alle Reisen, die man nach verschiedenen Richtungen unternehmen wollte.


Dr. Zintgraff

Von da aus machten denn auch Zintgraff und Zeuner schon im Jahre 1888 einen Vorstoß nach Norden in das Land der Batom, auf diesem Marsche bis über Ikiliwindi gelangend, jenen Punkt, von wo aus Dr. Schwarz von der ihm entgegenkommenden großen Sklavenhorde erschreckt, den Rückweg nach der Küste antrat. Bald darauf folgte — gleichfalls von der Barombi-Station aus — ein zweiter Zug, der sich bis zum Lande der Banyang ausdehnte. Da der Häuptling der Banyang, Namens Difang, sich dem Einzug der Expedition in sein Gebiet entgegensetzte, so kehrte Zintgraff, der sich vorläufig nicht in einen Krieg einlassen konnte, nach Barombi und von da nach Kamerun zurück.

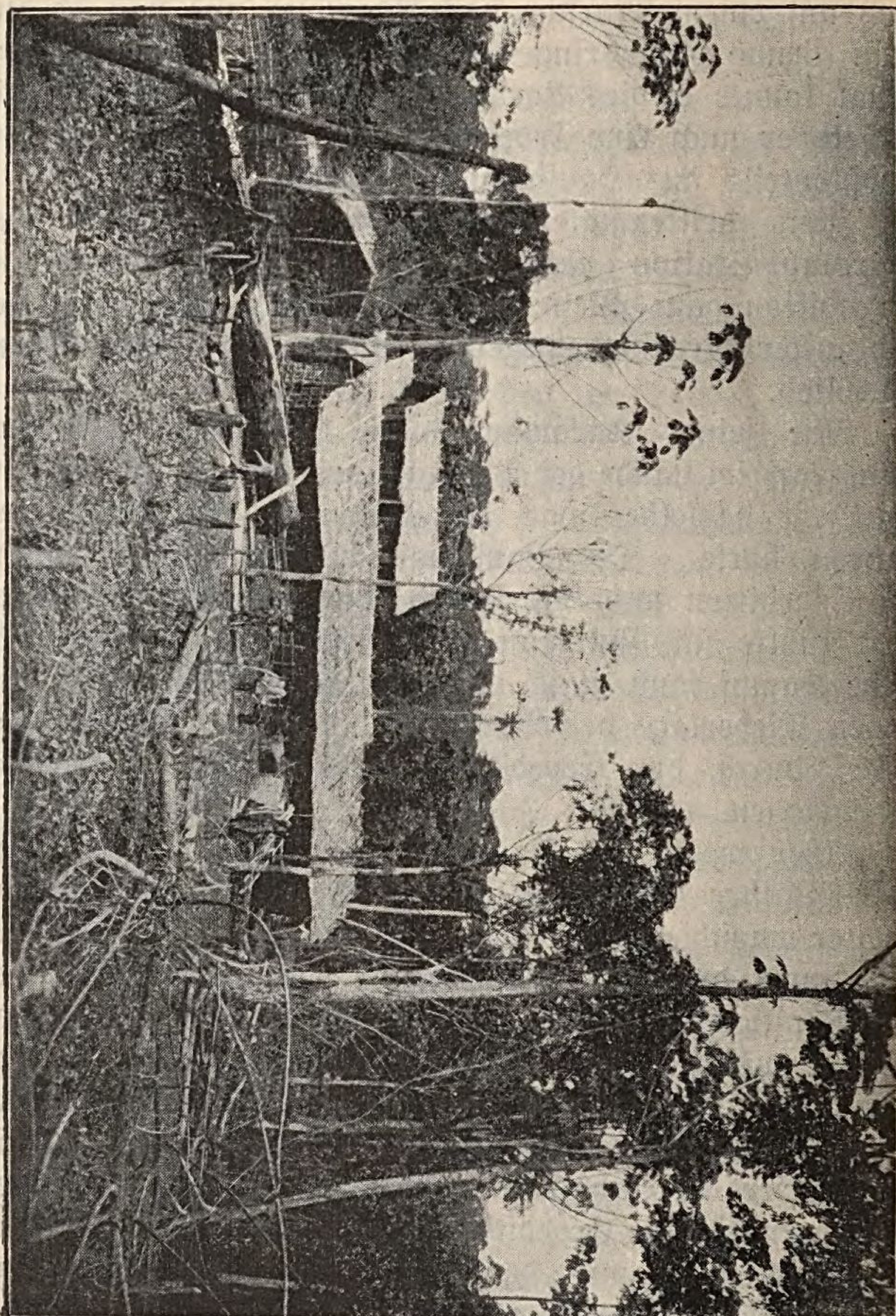
Zintgraff wollte nach diesen ersten kleineren Versuchen nunmehr eine Forschungsreise in großem Stil unternehmen. Sein Plan war, von dem Kamerungebirge

aus auf einem Marsche nach Adamaua und von da bis zum Benuë vorzudringen. Nur mit einem großen Personal konnte er dies Vorhaben ausführen, und demgemäß rüstete er auch eine Expedition von 180 Mann aus, die größtenteils aus Haussaleuten bestand.

Zum drittenmale brach Dr. Zintgraff von der Barombi-Station nach Norden auf. Er leitete die Expedition ganz allein, da Hauptmann Zeuner, dem der Botaniker Preuß beigegeben wurde, in Barombi zurückblieb.

Mit seiner Karawane von 180 Personen langte Zintgraff im Lande der Banyang an, und da wiederholte sich jetzt dasselbe, was Dr. Zintgraff schon einmal erfahren hatte. Der Banyang-Häuptling Difang wollte die Expedition nicht durch das Land ziehen lassen. Aber jetzt fühlte sich Zintgraff stark genug. Der unvermeidliche Kampf fand statt und endigte mit einer vollständigen Niederlage der Banyangs, die sich, nachdem das Dorf durch die Expedition geräumt ward, grollend zurückzogen.

Aber wenn die Banyang auch besiegt waren, so hörten ihre Feindseligkeiten, während die Expedition weiter marschierte, trotzdem nicht auf. Zintgraff bemühte sich nun, durch schnelle Märsche aus dem Gebiet der kriegslustigen Stämme herauszukommen, und um den Weg abzukürzen, bahnte er sich seitwärts auf schwierigem Terrain eine Route, durch die er zum Stamme der Babé durchdrang. Und auch erst dann, nachdem man die Dörfer der Babé passiert hatte, waren die schlimmsten Gefahren für die Expedition überstanden. Die Terrainschwierigkeiten, mit denen die Karawane bisher zu kämpfen hatte, wurden allmählich geringer, man gelangte in hohes Grasland, das sowohl den Marsch erleichterte, wie auch gegen die Überfälle der Eingeborenen einen gewissen Schutz bot, und diesen Charakter behielt die Landschaft, bis man die Dörfer der Bali erreichte, deren Häuptling Garega die Reisenden freundlich aufnahm.



Barombistation im Bau. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff.

Doch wenn Dr. Zintgraff gehofft hatte, die Dörfer der Bali rasch zu passieren, so sah er sich bald arg getäuscht. Er wollte nach Banyo marschieren, aber jeder Versuch, aus dem Balilande herauszukommen, mißlang. Garega hielt die Expedition fest und war



Barombistation. Ankauf von Lebensmitteln. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

durch nichts dazu zu bringen, Zintgraff aus dem Lande zu lassen. Drei volle Monate hielt Garega die Weißen mit allerlei Ausreden und Hinhaltungen in Bali zurück, und Zintgraff, der sich der Notwendigkeit fügte, suchte die Ruhezeit bestens zu verwerten, indem er im Haupt-

dorfe ein Stationsgebäude, die „Baliburg" errichtete, bei deren Bau sowohl Häuptling als auch Unterthanen freiwillig und unentgeltlich hilfreiche Dienste leisteten.

Schließlich aber verlor Dr. Zintgraff die Geduld. Er wollte sich nicht mehr halten lassen, und wenn er mit Gewalt aus dem Lande hätte ziehen müssen. Garega war nun klug genug, angesichts der Entschlossenheit Zintgraffs keinen Widerstand mehr zu leisten. „Der Weiße hat ein starkes Herz, er mag gehen," sagte er und stellte der Expedition auch noch Führer zur Verfügung. Sowohl Garega, wie auch seine Bali waren nämlich fest überzeugt, daß Zintgraff von seiner Reise nie mehr wiederkehren würde, weil die Völker im Norden in dem Rufe standen, besonders tapfere und gefährliche Krieger zu sein.

Zintgraff hatte nun den Weg frei. Aber sein groß angelegtes Werk war nicht vom Glück begünstigt. Nicht so sehr die Beschwerlichkeiten und Gefahren der Reise waren es, als vielmehr andere widrige Umstände, die das gewünschte Ziel nicht erreichen ließen. Die Reise ließ sich anfänglich ganz gut an. Die Expedition passierte ein 4000 Einwohner zählendes Dorf Bandeng und gelangte zu dem großen Dorfe Bafut, dessen Häuptling die Straße nach Banyo beherrschte. Nach längeren Verhandlungen und Darreichung großer Geschenke erhielt Zintgraff von dem Häuptling das Versprechen, daß die Expedition Führer nach Banyo erhalten werde. Man brach also von Bafut auf und marschierte eine Strecke weit, scheinbar nach Banyo zu. Aber bald stellte es sich heraus, daß die Bafut die Expedition nur in einen Hinterhalt locken wollten, um sie da zu vernichten. Zintgraff hielt es deshalb für das Beste, den Bafut auszuweichen, und dies konnte nur geschehen, indem er sich unter großen Mühen und Schwierigkeiten einen Seitenweg durch den Urwald bahnte.

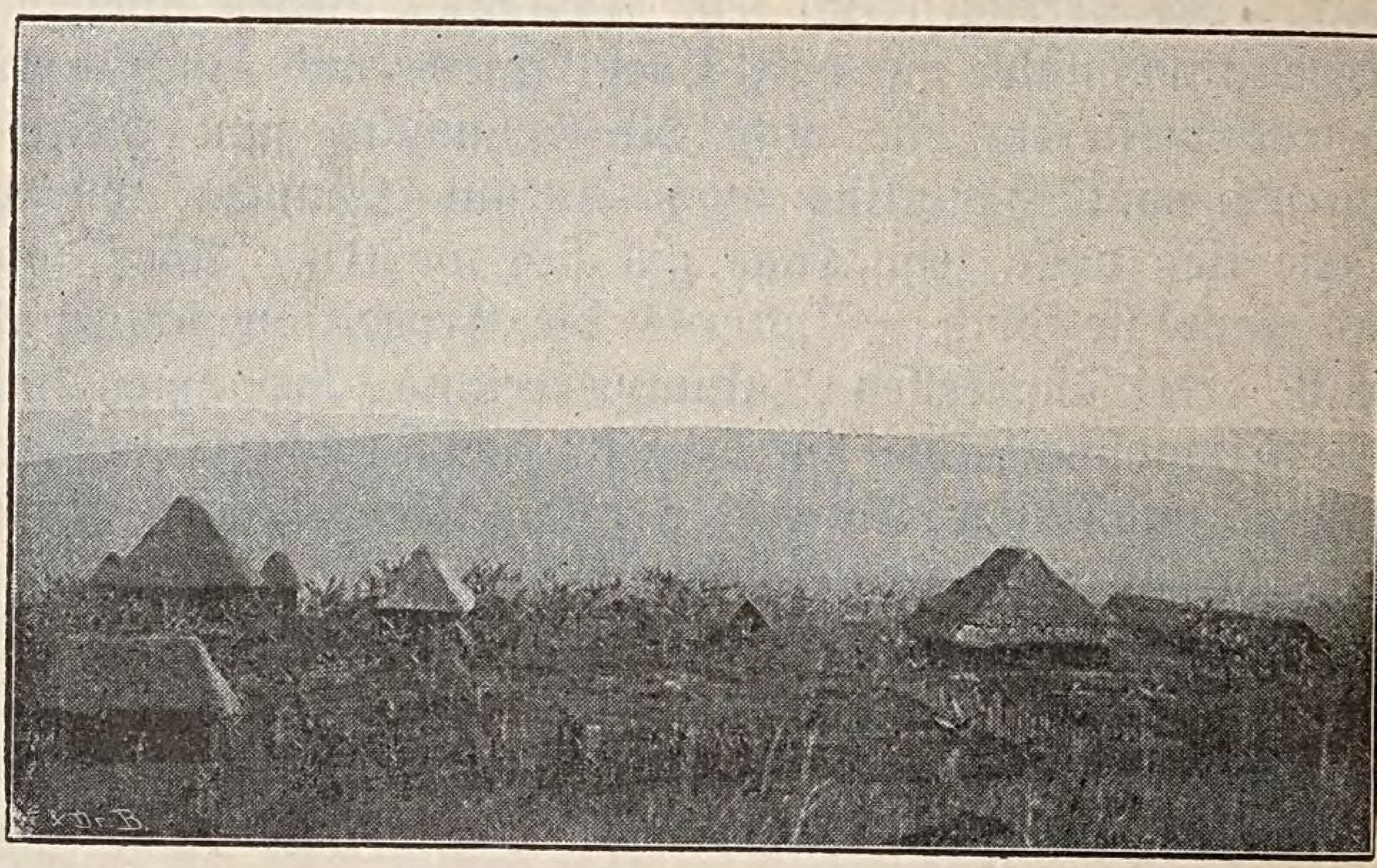
Der erste Stamm, den die Expedition auf ihrer Urwaldwanderung erreichte, war der der Bufa, ein gut=

mütiges Völkchen, das noch völlig im paradiesischen Urzustande lebte. Nach Passierung ihrer Dörfer gelangte man nach einer viertägigen schweren Wanderung durch unwirtliche, steile und felsige Bergregionen, zu einer Siedelung mit runden Hütten und runden Spitzdächern, ein Dorf, das nach dem Muster der Benuëdörfer, in der Gegend, in der man sich befand, sehr fremdartig aussah. Es war ein Pflanzdorf von Takum. Die Bewohner waren sehr überrascht, einen Weißen kommen zu sehen, von einer Seite, von der noch nie ein Europäer gekommen war. Sie betrugen sich sehr freundlich, ließen aber die Expedition nicht in das Dorf hinein und auch nicht weiter passieren, ehe nicht die Erlaubnis zum Weitermarsch vom Häuptling von Takum kommen würde. Diese ließ volle zehn Tage auf sich warten. Aber endlich kam sie doch. Und als die Expedition schließlich nach drei Tagereisen Takum erreichte, benahmen sich die Einwohner, die in langen Haussakleidern einhergingen und lange Schwerter und Spieße trugen, zwar sehr höflich und zuvorkommend, aber sie verweigerten es beharrlich, der Expedition den Einlaß in ihr Dorf zu gestatten.

Von Takum aus marschierte Zintgraff nach Donga, einer Station am Wukarifluß, einem Nebenfluß des Benuë. Er war jetzt in seinem Marsche, der eine ausgesprochen nördliche Richtung einhielt, bereits in britischer Sphäre und befand sich auf der Karawanenstraße, die mehrere Jahre vorher Flegel erforscht hatte. Und auf dieser Straße bewegte er sich gewissermaßen im Zickzack, indem er von Donga nach Ibi am Benuë marschierte, von da nach Osten wieder in das deutsche Gebiet nach Gaschaka — wo er eigentlich seinem Ziele, dem Orte Banyo am nächsten war — und von Gaschaka aus, dessen Häuptling ihn ohne Erlaubnis des Emirs von Yola nicht weiterziehen ließ, nach Yola selbst. Aber auch in Yola war seine Mühe, Erlaubnis und Führer zum Marsch nach Banyo zu erhalten, vergebens. Unver-

richteter Dinge trat nun Zintgraff den Rückweg an, der ihn abermals im Zickzack erst nach Gaschaka und dann nach Takum führte. Von da aus begann eine beschwerliche Wanderung über unbequemes Bergland auf weitem Umwege nach Bafut, worauf die Expedition endlich nach sechsmonatlicher Abwesenheit wieder die Balistation erreichte, wo sie von Garega mit fast freudigem Willkomm empfangen wurde.

Die Expedition von Dr. Zintgraff hatte mithin das gesuchte Ziel, den Ort Banyo und somit anscheinend



Baliburg. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

auch den gewünschten Zweck nicht erreicht. Trotzdem wurde mit dieser Expedition dennoch ein praktisches Resultat erzielt. Banyo war im Grunde genommen doch nur ein Begriff, ein vorgestecktes Ziel. Die Hauptsache blieb immer die Explorierung unbekannter Gegenden, die Aufdeckung der Länder, die in der deutschen Interessensphäre Kameruns liegen. Und in dieser Hinsicht hat die Zintgraffsche Expedition das Beste geleistet. Zintgraff ist auf seiner Wanderung dank seiner Fähigkeit, die mißlichen Zustände für sich auszunutzen und sich selbst afrikanischen Verhältnissen anzupassen, mit Völkerschaften

in Berührung gekommen, die noch nie einen Weißen gesehen hatten; er hat Gebiete durchwandert, die vor ihm noch kein Europäer betreten hatte.

Von der Balistation kehrte Dr. Zintgraff über Barombi nach Kamerun zurück, wo er in den ersten Tagen des Jahres 1890 eintraf. Als Zintgraff die Barombistation passierte, fand er da manches verändert. Seinen Gefährten, Hauptmann Zeuner, fand er nicht mehr vor. Während Zintgraff sich auf der Adamaua-Expedition befand, mußte Zeuner, krank am Fieber, Barombi und dann auch Afrika verlassen. Einige Monate später starb Zeuner als Opfer seiner Forscherarbeit im schwarzen Erdteil — am 23. April 1890 — auf der Reede von Lagos.

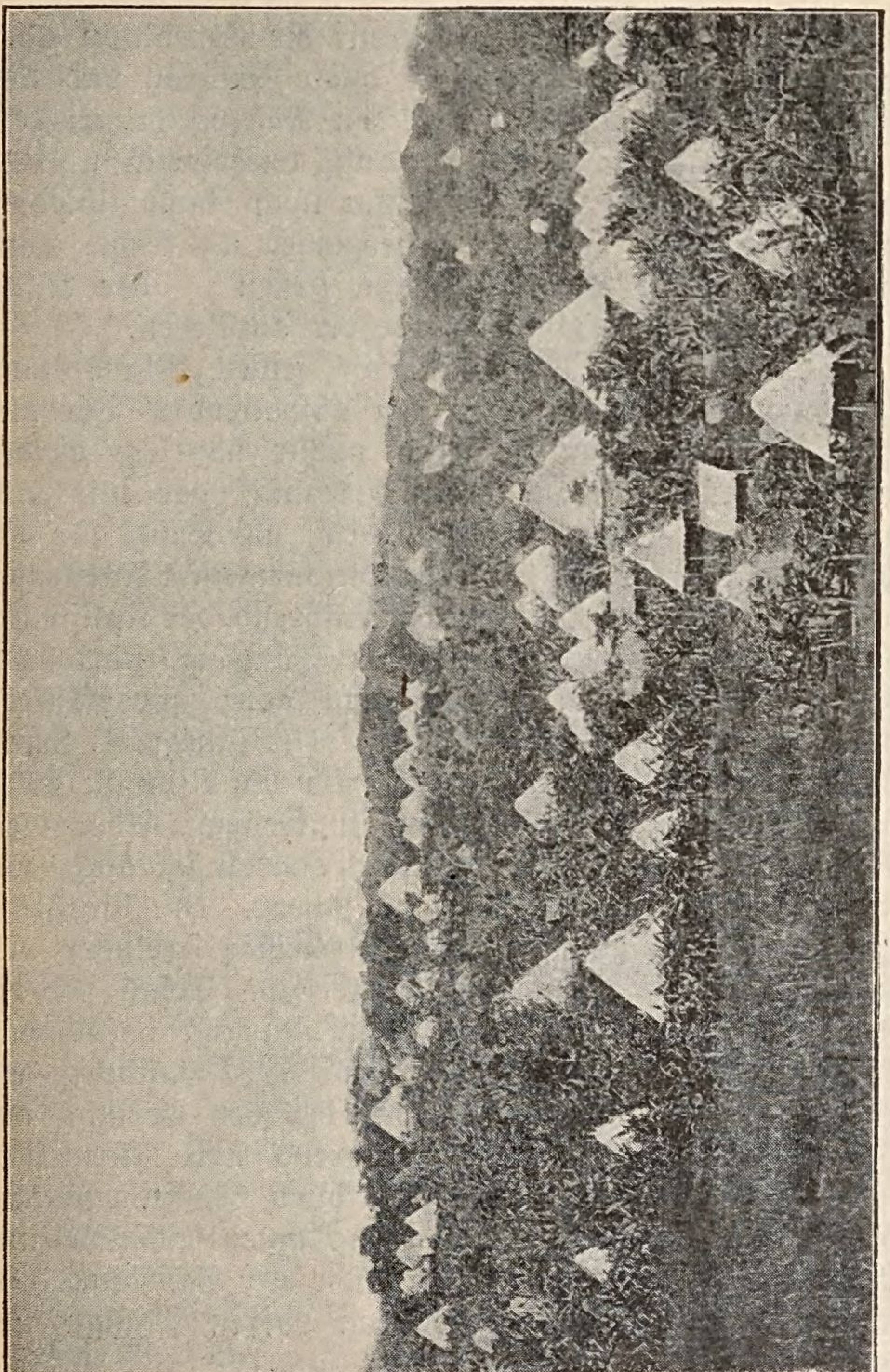
Zintgraff mußte sich nach seiner anstrengenden Reise zur Erholung nach Europa begeben. Aber schon wenige Monate später kehrte er mit großen Plänen wieder nach Kamerun zurück. Auf seinen Wanderungen durch neue Gebiete bis zum Benuë hatte er erkannt, daß die Hauptquellen des Handels südlich vom Benuë zu suchen seien. Wollte man diese Quellen erschließen, so war es nötig, eine regelrechte Karawanenstraße von Kamerun bis zum Benuë einzurichten. Das war Zintgraffs Projekt, als er eine neue Expedition ausrüstete, der sich außer dem Lieutenant von Spangenberg auch mehrere Kaufleute, unter anderen der Vertreter der Firma Jantzen & Thormählen, Herr Rehber, anschlossen.

Wieder ging es über Barombi, das jetzt so ausgebaut wurde, daß die Station einen sicheren Stützpunkt für die Karawane bilden konnte, und von da nach Bali. Da auf dem Wege nach Bali die Banyang mit ihrem Häuptling Difang eine stete Gefahr für die Expeditionen waren, so wurde Lieutenant Spangenberg von Barombi aus vorausgeschickt, damit er mit Difang unterhandeln sollte. Seine Mission nahm auch einen glücklichen Verlauf. Difang war bereit, für seine früher an der Zintgraffschen Expedition begangene Perfidie 25 Elefanten-

zähne als Strafe zu zahlen; dann schloß er mit Spangenberg Blutsfreundschaft, zur Sicherstellung, daß er sich den Deutschen gegenüber friedlich und freundschaftlich verhalten werde. So konnte nun das Gros der Zintgraffschen Expedition unbehelligt das Gebiet der Banyang passieren, und alle langten wohlbehalten in Baliburg bei Garega an.

Hier gab es für die Expedition keinerlei Schwierigkeiten. Garega gestattete den Weißen, sich in seinem Lande nach Belieben zu bewegen, Handel zu treiben, Bauten aufzuführen und Pflanzungen anzulegen. Sehr bedenklich aber mußte sich das Schicksal der Expedition gestalten, wenn sie aus Bali herauskam und das Land der Bafut passieren sollte. Der Häuptling von Bafut, eifersüchtig auf den aufblühenden Reichtum Garegas, war nicht zu bewegen, gegen die Fremden eine freundliche Haltung einzunehmen. Die Boten, die ihm Zintgraff schickte, ließ der schwarze Häuptling grausam ermorden. Ein kriegerisches Vorgehen war nun unvermeidlich, und gemeinsam mit Garega, der die Ermordung der Boten als einen ihm selbst angethanen Schimpf ansah, beschloß Zintgraff den Kampf gegen die Bafut.

Es war eines der hartnäckigsten Gefechte, zu denen man bisher in Westafrika gezwungen worden war. Die Bali stellten 5000 Mann, denen sich noch die Mannschaft der Expedition nebst sämtlichen Weißen zugesellten. Mit diesen vereinigten Kräften gelang es auch am Vormittag des 31. Januar 1891 die Bafut zurückzudrängen und deren Hauptdorf Badang einzunehmen und niederzubrennen. Aber schon am Nachmittag kamen die Bafut, durch einige Nachbarstämme verstärkt, in der Zahl von etwa 10000 Mann wieder, und aufs neue entbrannte der Kampf mit immer steigender Heftigkeit. Und diesmal erwies sich die Übermacht als stärker. In dem blutigen Kampfe fiel ein Deutscher nach dem anderen: Lieutenant von Spangenberg, Expeditionsmeister Huwe, die Herren Thiede und Nehber — sie fielen nebst



Teil von Bali. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

170 Mann von der Expedition Zintgraffs und vielen Balis als Helden in dem erbitterten, heißen Ringen, das die Bafut 500 Mann kostete. Diese letzteren hatten

numerisch allerdings den größeren, die Expedition aber den schwereren Verlust, und es blieb Zintgraff und den Bali nichts weiter übrig, als den Rückzug anzutreten.

Man konzentrierte sich vorläufig kriegsfertig in Bali, da es möglich war, daß die Bafut noch einmal wiederkommen würden. Allein es vergingen 14 Tage, ohne daß diese etwas von sich hören ließen — der Krieg war also vor der Hand als beendet anzusehen.

Es war klar, daß Zintgraff seinen Plan, nach Adamaua zu gehen, unter den obwaltenden Verhältnissen aufgeben mußte. Man mußte sich jetzt darauf beschränken, was man bisher friedlich oder mit Aufwendung von Macht erobert hatte, als Besitz für die Zukunft zu sichern. So blieb Expeditionsmeister Carstensen mit 140 Mann in Bali zurück, während der Kaufmann Herr Cauwel mit 20 Mann in Banyang stationiert wurde, um die noch immer nicht ganz zuverlässigen Banyang im Auge zu behalten. Dr. Zintgraff kehrte unterdessen nach Kamerun zurück, um Munition zu holen und Maßregeln für die Zukunft zu treffen. Aber diese Maßregeln mußten sich schließlich vorläufig auch nur darauf beschränken, den Besitz zu sichern. Dr. Zintgraff, unter dessen Kommando jetzt Rittmeister Freiherr von Gemmingen und Lieutenant Hutter als Ersatz für die Gefallenen gestellt wurden, sorgte zunächst dafür, daß zwischen der Barombistation und der Baliburg ein Karawanenweg angelegt wurde, der den Verkehr mit Bali erheblich erleichterte. Während nun Rittmeister von Gemmingen in Barombi zurückblieb, brach Lieutenant Hutter nach Bali auf, von wo aus unter seiner Leitung späterhin die Tintostation im Lande der Banyangs und dann die Station Mundame am oberen Mungo angelegt wurde.

Aber eine, die wichtigste Aufgabe in diesem Friedenswerke konnte doch nicht erfüllt werden. Zintgraff hatte den Auftrag erhalten, mit den Bafut unter allen Umständen ins Klare zu kommen. Um nun mit ihnen

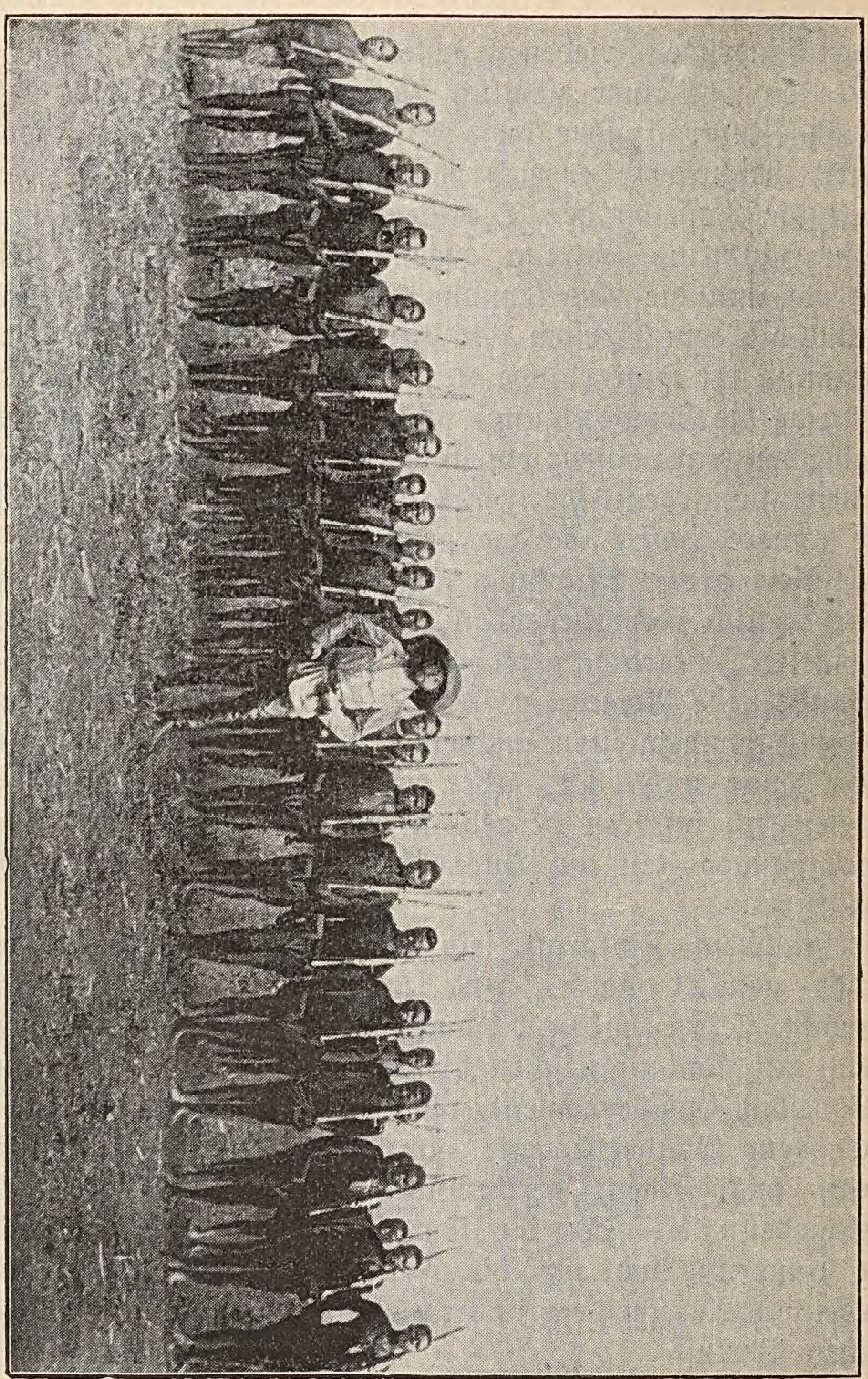
einen dauernden Frieden zu schließen oder sie zu demütigen, hätte es jetzt einer ziemlich starken Macht bedurft. Da jedoch Zintgraff über diese kriegerische Macht nicht verfügte, beschränkte er sich darauf, durch Kräftigung der Bali die Position der Deutschen zu sichern. Er lieferte dem Häuptling Garega gegen 2000 Hinterlader und sicherte ihm die Anerkennung der Regierung und deren Schutz als dem obersten Häuptling über die umwohnenden Stämme im Hinterlande Kameruns zu. Ferner erhielt Garega die Ermächtigung, von allen durch das Baliland ziehenden Karawanen einen bestimmten Wegezoll zu erheben, von dem die Hälfte dem Gouvernement und die andere Hälfte Garega gehören sollte.

Diese große Stärkung eines afrikanischen Häuptlings war freilich recht bedenklich, da er durch den Besitz von so vielen Hinterladergewehren sich nunmehr in der Lage befand, eine Armee zu stellen, die dem Gouvernement selbst Schwierigkeiten machen konnte. Dieser böse Fall trat zwar nicht ein, aber die Mühen Zintgraffs erwiesen sich insofern vergeblich, als die Balistation schon nach einiger Zeit auf Anordnung des Gouverneurs aufgelöst wurde.

Nachdem Zintgraff sein rein politisches Werk zu Ende geführt hatte, ging er wieder nach Kamerun zurück. Leider haben Meinungsverschiedenheiten zwischen dem mit kommissarischen Befugnissen ausgerüsteten und also vom Gouvernement völlig unabhängigen Forscher und dem Gouvernement, zur Folge gehabt, daß Zintgraff aus seinem afrikanischen Wirkungsbereich ausgeschieden ist. Für die Entwickelung der Verhältnisse in Kamerun und für die Forschungen im Hinterlande bedeutete Ausscheiden Zintgraffs einen vielleicht unersetzlichen Verlust.

* * *

Zu den kostbaren Opfern, welche die Explorierung und Sicherung des Kamerungebietes kostete, gehört



Lieutenant Hutter mit einem Zuge Balisoldaten. Nach einer Photographie von Dr. Zintgraff

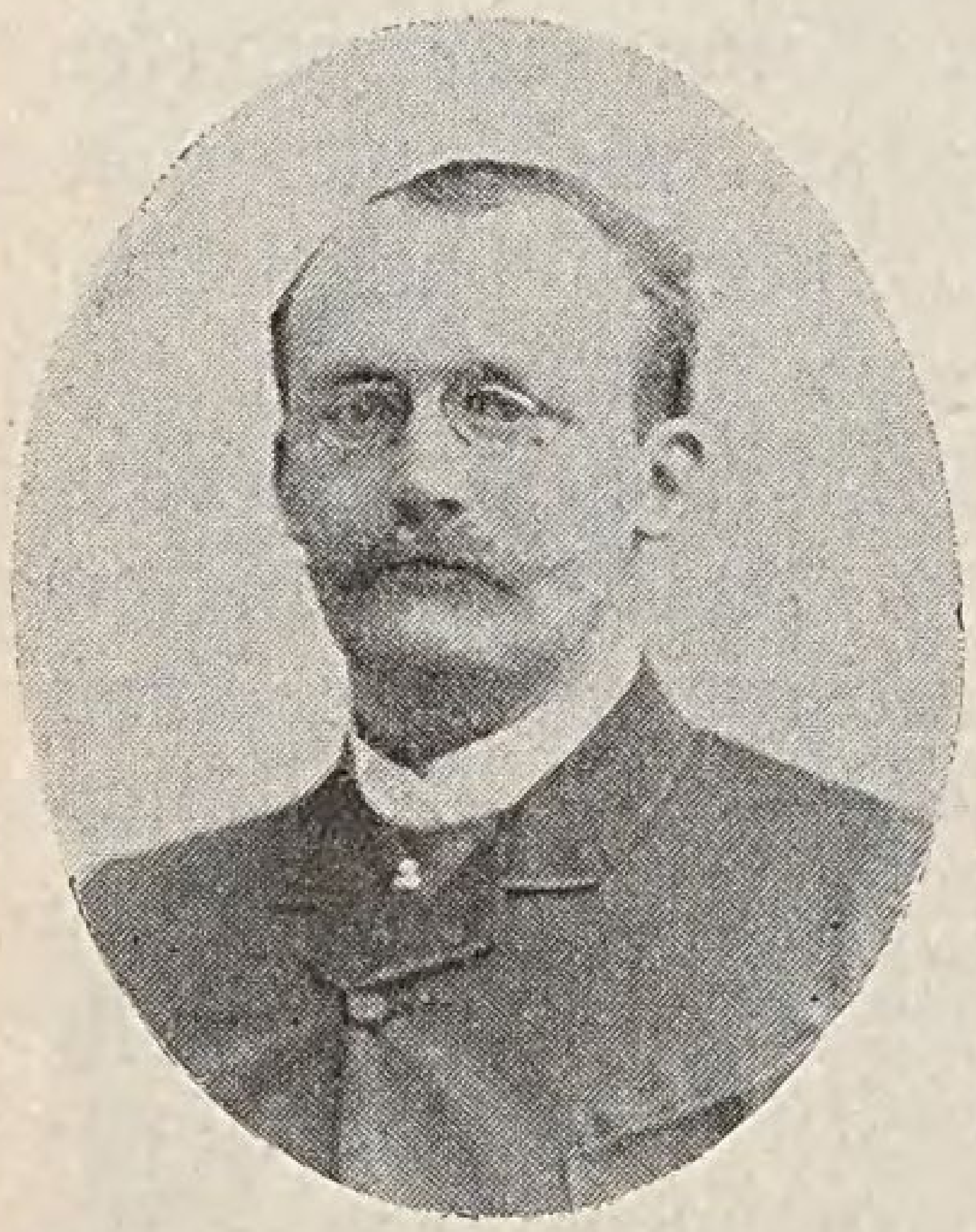
auch ein Offizier, dessen Kenntnisse und Tüchtigkeit zu großen Hoffnungen berechtigten: Der Hauptmann Freiherr von Gravenreuth. Er kam im Sommer 1891

von Ostafrika nach Kamerun, um von da aus sofort mit einer gut ausgerüsteten Expedition ins Hinterland vorzudringen, mit dem Ziele, den Tsad-See zu erreichen. Leider sollte aber dieser Plan nicht in Erfüllung gehen. Verschiedene Wirren, die damals in Kamerun ausgebrochen waren, machten eine Änderung der Dispositionen notwendig. Die Abo-Stämme hatten sich empört und beunruhigten die friedlicher gesinnten Nachbarn, und auch der Häuptling von Buëa zeigte sich so unbotmäßig, daß er sich sogar nicht scheute, mit einem Überfall auf die Station Victoria zu drohen. Es galt also — bevor Gravenreuth seine Forschungsreise antreten sollte — erst die rebellischen Stämme niederzuwerfen. Mit den Abo-Stämmen wurde Gravenreuth bald fertig. Nachdem er sie vollständig bezwungen hatte, schien der wichtigste Teil seines kriegerischen Vorgehens erledigt. Für minder gefährlich als die Abo-Leute wurden die Einwohner von Buëa gehalten. Naturgemäß aber hielt es der damalige Vertreter des Gouverneurs, Legationsrat von Schuckmann, für angezeigt, mit einer besonderen Abteilung nach Buëa zu marschieren, um sich im Falle einer Aktion mit Gravenreuth, der mit seiner Expeditionsmannschaft gegen Buëa vorging, zu vereinigen. Die Expedition, bei der sich die Herren Lieutenant von Stetten und von Volkhammer und der Assistenzarzt Dr. Richter befanden, war 150 Mann stark und führte ein Maximgeschütz mit.

Um die Buëaleute zu warnen und zum Frieden zu bringen, ehe man mit Waffengewalt gegen sie vorging, hatte Herr von Schuckmann einen Missionar vorausgesandt. Aber wie es sich dann herausstellte, war der Missionar gar nicht angekommen, da ihm unterwegs gesagt wurde, die Buëaleute würden ihm den Hals abschneiden. Aus Furcht hatte er seinen Auftrag nicht ausgerichtet.

Am 5. November 1891 langte die Expedition, zunächst in einer Entfernung von 1500 m vor Buëa

an. Da die Buëa nicht das geringste Zeichen von sich gaben, rückte die Mannschaft bis zu einer doppelten Pallisadenreihe vor, um von da zum Angriff überzugehen. Hier aber wurde die Expedition plötzlich von einem heftigen Feuerregen empfangen. Die Schwarzen, meist Dahomeyleute, stoben erschreckt zur Seite; nun sollte das Maximgeschütz feuern, das aber nicht funktionierte. Gravenreuth kommandierte nun eine Abteilung unter Lieutenant von Stetten zum Seitenangriff; er selbst, der brave Legationsrat von Schuckmann und einige Expeditionsleute gingen zum Sturm vor. In dem Moment jedoch, als sie den Anlauf nahmen, krachte ihnen abermals ein furchtbares Feuer entgegen. Hauptmann von Gravenreuth stürzte, in die Brust getroffen, 15 Schritt vor den Pallisaden nieder, und als ihn Schuckmann aufnahm, erhielt der verwundete Offizier noch einen zweiten Schuß in den Rücken. Die Leiche Gravenreuths wurde weggebracht, und die Kolonne rückte weiter vor. Schon loderten ringsherum die in Brand gesteckten Hütten, und bald waren durch das Feuer der Abteilung von Stetten, der dann noch die Abteilung unter Lieutenant von Volkhammer zu Hilfe kam, die Buëaleute vollständig geschlagen. Außer dem Tode Gravenreuths war auch die Verwundung Stettens und der Verlust mehrerer Leute zu beklagen. Legationsrat von Schuckmann ließ in den folgenden Tagen durch Patrouillen weitere Exekutionen an den Rebellen ausführen.



Wirklicher Legationsrat von Schuckmann

Die nächste Sorge war, Gravenreuth, der einen Heldentod gestorben war, eines Helden würdig zu bestatten. Da seine Leiche sich nicht nach Kamerun trans-

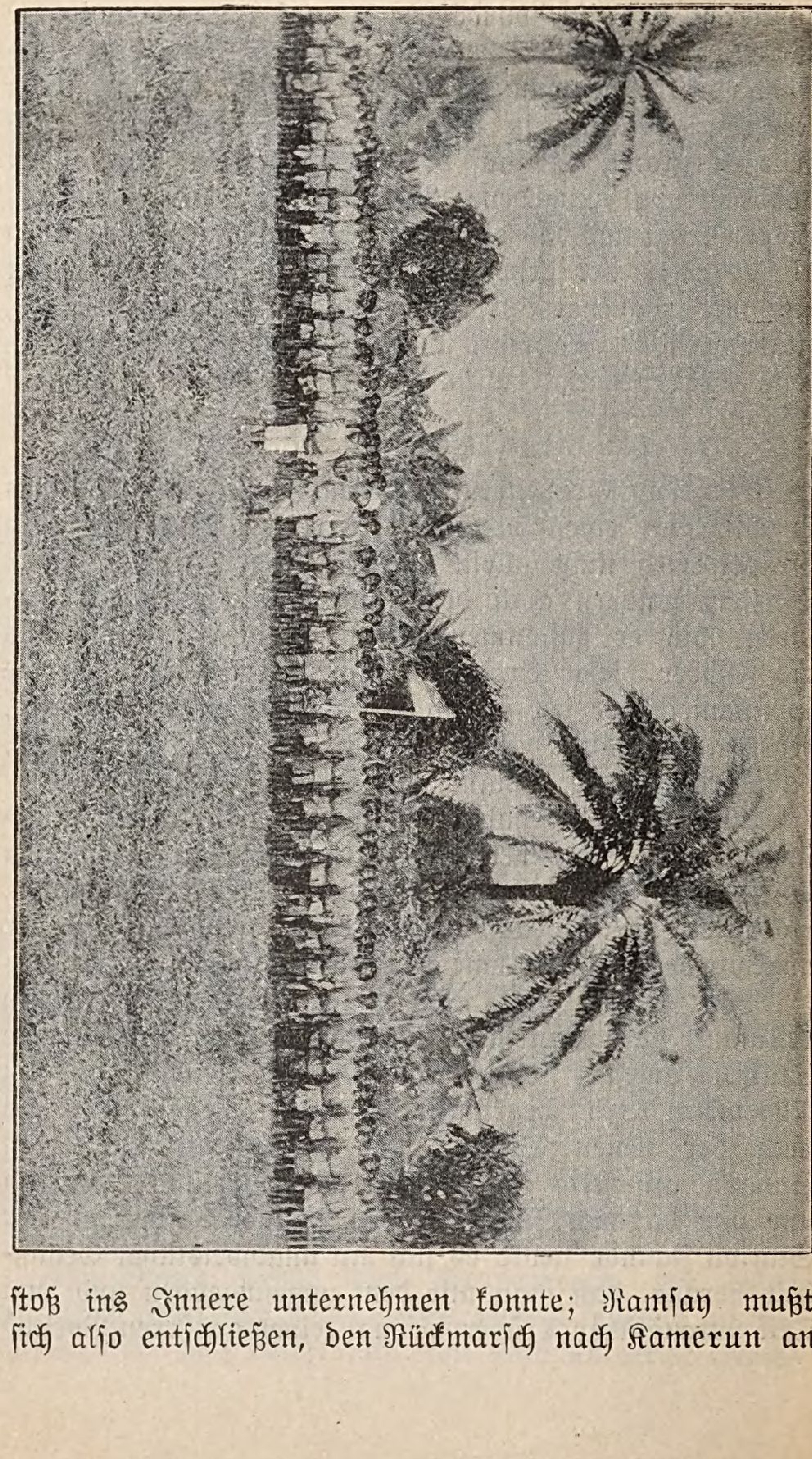
portieren ließ, so wurde der Rumpf unter dem Keller der Mission in Buëa beerdigt und Kopf und Herz nach Kamerun mitgenommen. Hier wurden sie bei dem Nachtigal-Denkmal in feierlicher Weise beigesetzt. Ein neues Denkmal, das auf der Vorderseite das von einem Lorbeerkranz umgebene Medaillonbild des gefallenen Helden trägt und das einen auf dem Postamente ruhenden Löwen zeigt, der erhobenen Kopfes in die Ferne schaut und mit erhobener Vordertatze die deutsche Flagge schützt, ziert jetzt das Grabmal, unter dem die sterblichen Überreste Gravenreuths ruhen.

* * *

Der Tod Gravenreuths bedeutete für die Deutschen in Kamerun einen doppelten Verlust. Man hatte in Gravenreuth nicht allein einen tüchtigen und tapferen Offizier, sondern auch den Führer der Expedition verloren, die er zusammengestellt hatte. Als Ersatz und als Führer dieser Expedition wurde nun der bisherige Kompanieführer der deutschen Schutztruppe in Ostafrika, Ramsay erwählt. Ramsay sollte das Werk ausführen, das Gravenreuth geplant hatte.

Allein dem Vorhaben Ramsays leuchtete kein glücklicher Stern. Der neue Expeditionschef hatte schon von vorneherein mit allerlei Schwierigkeiten zu kämpfen, worunter die Unbrauchbarkeit eines großen Teils der angeworbenen Leute eine der empfindlichsten war.

Vor seinem Zuge nach Buëa hatte Gravenreuth bestimmt, daß Lieutenant von Volkhammer in Idia eine Station anlegen sollte. Die Station wurde auch im November 1891 begründet. Ramsay begab sich nun nach der neuen Station und marschierte dann den Sanaga aufwärts in östlicher Richtung nach Balinga und von da nach Süden zu den Yaunde. Aber auf der Station Yaunde stellte es sich mit unabweislicher Gewißheit heraus, daß man mit dem ungenügenden und zum Teil untauglichen Trägerpersonal keinen größeren Vorstoß



Kompanie des Dr. Richter (von der Expedition Ramsay)

stoß ins Innere unternehmen konnte; Ramsay mußte sich also entschließen, den Rückmarsch nach Kamerun an-

zutreten. Dort wollte er mit dem Gouverneur — als solcher funktionierte wieder Zimmerer — die Ausrüstung einer neuen Expedition beraten und diesen veranlassen, den bereits gegründeten Stationen des Inneren in erhöhtem Maße seine Fürsorge zu widmen. Ramsay zog nun wieder den bereits durchwanderten Weg nordwärts nach Balinga, wo er eine neue Station anlegte, und marschierte, nachdem er die Station gesichert und am 8. Mai dem Lieutenant von Volkhammer übergeben hatte, nach Idia, nicht ohne unterwegs einen Kampf mit den feindlichen Witschoba zu bestehen, die geschlagen und unterworfen wurden. Von Idia aus gelangte dann Ramsay ohne besondere Erlebnisse nach Kamerun. Da aber das Gouvernement von der Ausrüstung einer neuen großen Expedition nach dem Wunsche Ramsays vorläufig Abstand nahm, so kehrte Ramsay bald darauf nach Europa zurück, von wo er später wieder der ostafrikanischen Schutztruppe zugeteilt wurde.

Ein besonderes Verdienst erwarb sich Ramsay während seiner Thätigkeit in Kamerun durch die Begründung der Balingastation. Das Leben und die Arbeit, die Verhältnisse und die Menschen in Balinga schildert Ramsay in ebenso fesselnder, wie anschaulicher Weise.

„Ich legte die Station 10 Minuten südlich von Balinga an," erzählt Ramsay, „40 Minuten vom Mbam entfernt, auf einem nach allen Seiten abfallenden Hügel, von dem man einen schönen, freien Blick über die ganze Gegend hat. Nach Osten zu sieht man die Wataré- und dahinter die Ngilaberge, im Süden die Ngidscho- und andere hohe Berge auf dem südlichen Sanaga-Ufer. — Die Station, in der die ganze Besatzung bequem untergebracht werden kann, ist 35 m breit und 40 m tief und an allen vier Ecken mit Bastionen (Radius 2,50 m) versehen. Der einzige Eingang in die Station befindet sich in der Ostfront. Das mitten im Hofe stehende Wohnhaus, vor dem ein 14 m hoher Flaggenmast steht, ist auf einer 1,10 m hohen

Aufschüttung erbaut und mit Gras bedeckt. Die aus Holz und Bambus hergestellten Wände sind mit Lehm beworfen und glatt gestrichen. Die drei Zimmer sind von einer 2,5 m breiten Veranda umgeben. Das Haus auf Pfählen zu bauen, war bei dem schlechten Baumaterial zu schwierig und hätte mich zu lange aufgehalten. Trotzdem ich so viele Leute zur Arbeit hatte, ging dieselbe nicht so schnell von statten, als ich gedacht und gewünscht hatte; das Bauholz mußte aus dem Walde sehr weit hergeholt werden. Die Zeit für den Bau war überdies außerordentlich ungünstig, da es seit Ende März fast täglich in Strömen regnete. Nebenher habe ich so viel pflanzen und säen lassen, als irgend möglich. Es sind 1000 Bananen und Platanen und etwa 200 Ölpalmen als Alleebäume gepflanzt. Außerdem sind Flächen mit Durrah, Mais, süßen Kartoffeln, Kassada und Bohnen, die ich aus Yaunde mitgebracht hatte und die sehr schön aufgegangen waren, bepflanzt. Reis würde, glaube ich, vorzüglich gedeihen in den Niederungen, besonders am Fluß. — Das Verhältnis zwischen uns und dem Häuptling Balinga und seinen Leuten war immer vorzüglich. Balinga hat die Expedition während der ganzen Zeit vollständig und frei verpflegt. Wir haben nur sehr wenige Lebensmittel gekauft und konnten unsere Tauschwaren, von denen ich übrigens nicht allzu viel mit hatte, schonen. Die Verpflegung war allerdings nicht reichlich — es waren jeden Tag 236 Personen zu verpflegen — häufig sogar sehr knapp, da die Vorräte der Balinga jetzt kurz vor der Erntezeit auf die Neige gingen. Abteilungen unter Dr. Richter und Lieutenant von Volkhammer, die ich in die Umgegend ausschickte, um Lebensmittel zu kaufen, brachten nur wenig heim. Lieutenant von Volkhammer stieß sogar auf Feindseligkeiten von Seiten der Belomo- und Bassaqualeute (nördlich von Balinga). Da letztere überdies wiederholt meine Leute am Bambusschlagen hatten verhindern wollen, so rückte ich am 2. Mai gegen sie. Ich

fand hartnäckigen Widerstand und war gezwungen, sie nachdrücklich zu bestrafen. Balinga mit etwa 700 Mann beteiligte sich an dem Zuge. Er wollte mich noch zu anderen Kriegszügen, von denen er sich eine große Beute von Elfenbein versprach, überreden, aber es gelang ihm nicht. Balingas Wohnsitz ist ohne Frage ein sehr wichtiger Ort, besonders als Handelsplatz spielt er in der dortigen Gegend eine Hauptrolle. — Der Haupttauschartikel, mit dem fast ausschließlich Elfenbein eingetauscht wird, ist Salz, das in eigentümlicher, flaschenförmiger Verpackung von den Bakoko in den Handel gebracht wird, nachdem sie eine gehörige Portion Sand hinzugesetzt haben. Außerdem sind Gewehre, Feuersteine und Pulver sehr gesuchte Artikel, demnächst Perlen. Nach Stoffen ist die Nachfrage nicht sehr groß gewesen, da alle, Männer, Frauen, Knaben und Mädchen so herumgehen, wie sie geschaffen sind. Die Balingamänner machen eine Ausnahme. Sie tragen Lendentücher aus Baumrinde. — Die Leute benehmen sich im allgemeinen vorzüglich. Sie halfen beim Bau, besorgten andere Dienste und, was mir besonders gefiel, sie bettelten nicht so wie andere Neger hier. Nach meiner Ansicht ist die Station Balinga, so lange das freundschaftliche Verhältnis aufrecht erhalten wird, absolut sicher, und die Weißen leben dort unter den Balinga ebenso sicher wie in Kamerun." —

Leider war auch dieser Station keine lange Dauer beschieden. Da ein benachbarter Volksstamm, die Barongo, die Balinga-Station beunruhigte, so sah sich Lieutenant von Volkhammer in die Notwendigkeit versetzt, gegen die Friedensstörer kriegerisch vorzugehen. Im Verein mit den Balinga unternahm nun Herr von Volkhammer einen Kriegszug gegen die Barongo. Es war die letzte That Volkhammers. In dem Kampfe, der für die Balinga einen sehr unglücklichen Verlauf nahm, fiel auch Lieutenant von Volkhammer — er starb wie Gravenreuth den Tod eines Helden.

Freilich allzulange hatten sich die Barongo ihres Sieges nicht zu erfreuen. An die Stelle des Mannes, den sie im Kampfe erschlagen hatten, kam bald ein anderer, der den Tod des Vorgängers mit aller Strenge rächte. Dieser neue Mann war Lieutenant von Stetten, der das von Zintgraff begonnene und von Ramsay beabsichtigte Werk mit Energie wieder aufnahm.

Mit seiner Expedition, in der sich auch Lieutenant Hering befand, brach Stetten am 26. Februar 1893 von Jdia auf und traf 14 Tage später in Balinga ein. Die Verhältnisse, die er da vorfand, waren sehr unerquicklich. Mit allen umwohnenden Völkerschaften standen die Balinga im Kriege, eine Station hätte sich unter solchen Umständen nicht lange halten lassen. Nachdem nun Lieutenant von Stetten mit seiner starken Expedition die Barongo angegriffen, besiegt und unterworfen und so den Tod Volkhammers gerächt hatte, hielt er es für das Beste, die Balingastation aufzulösen. Er hielt sich nun auch nicht mehr lange in Balinga auf, sondern marschierte weiter nach Nordosten, auf dem Wege, den Morgen genommen hatte, in das Land der Wute, zur Stelle des Dorfes Ngila.

Aber wie vollständig war alles hier seit der Abwesenheit Morgens verändert! Der Häuptling Ngila war tot, sein Dorf war verschwunden. Jn einem neuen Dorfe war ein neuer Häuptling, ein schwachherziger Trunkenbold, der nicht die geringste Achtung unter seinen Kriegern genoß.

Lieutenant von Stetten hielt nun weiter die Route Morgens inne, indem er durch das Land der Wute nach Yokó marschierte und somit das Gebiet des Sultans von Tibati betrat.

Was Morgen in Tibati so glücklich begonnen, hoffte Stetten fortzusetzen und aufzubauen. Nachdem er die Erlaubnis des Sultans Amalamu erhalten hatte, nach Tibati zu kommen, marschierte er nach Sanserni, hier bei seiner Ankunft von Sultan und Volk einen besonders freundlichen Empfang findend.

Allein so vielverheißend sein Einzug in Sanserni war, so unruhig, so voller Enttäuschungen und Verdrießlichkeiten sollte sich der Aufenthalt gestalten. Auch hier hatten sich die Verhältnisse während der verflossenen zwei Jahre, seit dem Weggange Morgens, geändert. Amalamu, der Liebenswürdige und Kindlich-Naive, war inzwischen ein anderer geworden, und die Fehler, die in seinem Charakter geschlummert hatten, traten jetzt, nachdem sich der Jüngling mehr zum Manne entwickelt hatte, voll und grell in die Erscheinung.

Schon der zweite Tag seines Aufenthaltes in Sanserni brachte Stetten eine unangenehme Überraschung. Er hatte dem Sultan bedeutende Geschenke übersandt, und er erhielt, statt des Dankes, diese Geschenke zurück — weil, wie Amalamu sagen ließ, Lieutenant Morgen viel größere Geschenke und auch Waffen versprochen habe. Lieutenant Stetten, der seine Expedition nicht gefährden wollte, war nun genötigt, seine Vorräte in besonders starkem Maße in Anspruch zu nehmen. Doch die Freundschaft, die durch diese Opfer erkauft wurde, war nicht von langer Dauer. Stetten sah bald ein, daß sein Aufenthalt in Sanserni zwecklos war; zudem fühlte er sich dort sehr unbehaglich. Der Sultan stellte allerlei Ansinnen an seinen Gast, die dieser stets ablehnen mußte. So verlangte Amalamu von Stetten, daß dieser ihn in einem Kriege, den die Tibati schon seit Jahren gegen einen Nachbarstamm, die Mandiongolo, führten, thatkräftig unterstützen sollte. Die Hauptstadt der Mandiongolo, Ngambé, war nur 500—600 Meter von den letzten Hütten Sanserni's entfernt und durch einen dichten Busch getrennt. Aber die Stadt war so gut befestigt und bewacht, daß an deren Eroberung, bei der echt afrikanischen Kampfesweise der Tibati, nicht zu denken war. Stetten lehnte nun das Ansinnen Amalamus, ihn im Kriege zu unterstützen, ab und bat, da er weiterziehen wollte, um Führer nach Banyo. Da er aber von Tag zu Tage hingehalten wurde, so machte er sich

reisefertig, um nunmehr ohne Erlaubnis des Sultans weiterzugehen. Doch als er am Morgen des 15. Mai aufstand und sich auf den Weg machen wollte, erhielt er eine ebenso überraschende wie unangenehme Kunde. „Es wurde mir gemeldet," erzählt von Stetten, „daß in der verflossenen Nacht acht Lagosträger, welche in einem entfernteren Hause schliefen, gefangen genommen worden seien. Außerdem erhielt ich die Nachricht, daß die Chiefs Leute vorausgesandt hatten, welche uns im Busch überfallen sollten. Da ich meine Leute nicht zurücklassen konnte, beschloß ich vorerst zu bleiben. Ich setzte unser Lager in Verteidigungszustand. Als das feige Volk uns nun kampfbereit sah, verlegten sich König und Chiefs auf Unterhandlungen und versprachen mir meine Leute zurück. Ich hielt die Sache für beendet; nun wurde aber ein Anschlag auf mich ausgeführt, so hinterlistig und feige, wie ihn nur ein Schwarzer ersinnen kann. Im Laufe des Tages wurden 30 meiner Leute, darunter meine sämtlichen Dolmetscher, als sie auf den Markt gehen wollten, einzeln in die Häuser gelockt und gefangen genommen, und somit war ich lahmgelegt. Glücklicherweise gelang es meinem ersten Lagosheadman und Haussadolmetscher zu entkommen, und nach längeren Unterhandlungen wurde es mir möglich, im Verlauf einer Woche endlich alle meine Leute zurückzubekommen. Höchste Zeit war es nun aber, weiter zu marschieren, denn das Leben war in Sanserni so teuer geworden, daß ich behaupten kann, während der ganzen Dauer der Expedition nicht so viel verbraucht zu haben, als in den fünf Wochen meines Aufenthalts in Sanserni. Diesmal schien alles glatt gehen zu wollen, und der König sagte mir für den 27. Mai Führer zu und sandte mir am 26. Mai abends drei mindere Elfenbeinzähne und einen elenden Klepper, den ich am nächsten Tage stehen ließ, als Abschiedsgeschenk, und ließ mich zu sich entbieten. Mit dürren Worten eröffnete er mir, er wünsche nicht, daß ich nach Ngaundere oder Banyo ziehe, ich

müsse wieder umkehren. Zugleich hatte er die unglaubliche Unverschämtheit, mich um Patronen und einen Teppich zu bitten. Dies Verlangen schlug ich selbstverständlich ab. Im übrigen sagte ich zu allem ja, denn mein Plan stand bereits seit langer Zeit fest. Das war mir schon nach wenigen Tagen klar, daß das ganze Trachten des Königs und seiner Berater darauf hinausging, sich aller Expeditionssachen zu bemächtigen und daß es mir unmöglich sein würde, auf geradem Wege aus diesem Räuberneſt zu entkommen; deshalb war ich schon längst fest entschlossen, zu den Mandiongolo überzugehen. — — — Ich war mir der Verantwortlichkeit dieses Schrittes vollkommen bewußt, aber es war besser, auf einmal ein Ende zu machen, als uns langsam abschlachten zu lassen, und darauf war es abgesehen. Am 27. Mai morgens $5^1/_2$ Uhr, als der Nebel zu weichen begann, setzte ich mich mit der Tête der Expedition in Marsch, in der Richtung auf den Busch, welcher Sanserni vor der Südwestecke der Befestigungen von Ngambe trennt. Der erstaunt gaffenden Menge sandte Premierlieutenant Hering, welcher mit den Soldaten die Queue deckte, eine Salve über die Köpfe, um ihnen den Ernst der Situation klar zu machen. Nach viertelstündigem Marsch durch dichten Busch waren wir etwa 50 m von der Befestigung entfernt. Im selben Moment empfing uns ein Hagel von Pfeilen und Schüssen, und wurde mein neben mir gehender Dolmetscher Musa durch einen Gewehrschuß am Bein zweimal verwundet. Gleichzeitig erschallte das Kriegsgeheul der Mandiongolo, welche uns für Tibati hielten. Nach langem vergeblichen Rufen kam endlich ein Mann, welcher Haussa verstand, auf den Wall, doch war es eine hochpeinliche Situation. Vorne die mißtrauischen Mandiongolo jederzeit bereit, die schleppenden Verhandlungen wieder abzubrechen, hinter uns bereits die Tibatileute, welche nur durch unsere auf sie gerichteten Gewehrläufe in respektvoller Entfernung gehalten wurden. Die ganze Expe-

dition war auf einem kaum 100 m breiten Raum zusammengepfercht, ein Teil der Leute schon bereit, die Lasten wegzuwerfen. Ein unvorsichtig abgefeuerter Schuß konnte alles verderben. Indessen verlegte sich auch der Tibati-König auf Unterhandlungen, um uns wieder in seine Gewalt zu bekommen. Er sandte drei Chiefs, mit welchen ich stets freundschaftlich verkehrt hatte, ferner einen Elfenbeinzahn und viel Essen für meine Leute und ließ mich bei Allah beschwören, doch wieder zurückzukommen, er wolle alle meine Wünsche erfüllen. Ich zog hier die Unterhandlungen hin, bis wir mit den Mandiongolo im reinen waren. Nach zwei langen Stunden sandte der König derselben einen Führer, welcher uns einen Lagerplatz anweisen sollte. Wir marschierten nun 1½ Stunde an der Befestigung entlang und bezogen neben derselben an schönem, schattigen Platze Lager. Zugleich sandte der König so viel Essen, daß es den Leuten nicht möglich war, es in einem Tage aufzuessen, und ließ mir sagen, er werde mich mit Freuden empfangen."

In der That waren der König und die Leute von Ngambé sehr erfreut, den ersten Weißen bei sich zu sehen. Der König empfing den Reisenden sehr freundlich, bat ihn wiederzukommen, und ihn dann vielleicht mit seiner Expedition gegen die Feinde zu unterstützen.

Von dem König der Mandiongolo gefördert, konnte nun Stetten endlich den Weitermarsch antreten. Dieser ging in nordwestlicher Richtung nach dem Mbam durch einen Teil der Landschaft Tikar, die durch ihre Fruchtbarkeit und Schönheit eine wahre Erholung für die Expeditionsmannschaft bildete. Alle in Tikar passierten Ortschaften, die fast ohne Ausnahme von Wall und Graben umgeben sind, zeigten sich reich mit Ölpalmen bestanden und mit Korn und Durrah angebaut. Ohne Störungen und Hindernisse vollzog sich dann der Aufstieg ins Gebirge, und wohlbehalten gelangte die Expedition nach Banyo, von wo aus sich Lieutenant von Stetten mit dem Emir von Yola in Verbindung setzte.

Der Emir brachte um jene Zeit der deutschen Expedition offenbar eine sehr freundliche Gesinnung entgegen, da er durch seinen Minister Stetten einladen ließ, ihn in seiner nördlich vom Benuë gelegenen Sommerresidenz Gire zu besuchen. Und dieser Besuch war auch insofern von Erfolg begleitet, als es Stetten glücklich gelang, mit dem Emir ein Freundschaftsbündnis abzuschließen, das für die Deutschen in Kamerun und für die von Kamerun ausgehenden deutschen Expeditionen sich sehr vorteilhaft zu gestalten verspricht.

Von Gire begab sich Lieutenant von Stetten nach Yola, wo ihn plötzlich ein tückisches Fieber, genährt durch eine frühere Verwundung, die er bei den Balinga erhalten hatte, befiel. Nur der freundschaftlichen und sorgsamen Pflege des Generalagenten der englischen Nigerkompagnie hatte es Stetten zu danken, daß er nach mehreren Wochen wieder hergestellt wurde und Yola endlich verlassen konnte. An eine Fortsetzung der Forschungsreise war natürlich, da Stetten noch Rekonvalescent war, nicht zu denken. So fand denn in Yola seine Forschungsreise ihren Abschluß. Über den Benuë und den Niger reiste Stetten zur Westküste nach Lagos und kehrte von da nach Kamerun zurück.

Kurz nach dem Weggange Stettens von Yola langte dort noch eine deutsche Expedition an, deren Mission nicht einen kriegerischen Zweck und auch nicht den ausgedehnter geographischer Forschungen, sondern mehr einen diplomatischen Charakter hatte.

Im Jahre 1892 hatte sich nämlich in Deutschland als „Kamerun-Komitee“, unter Leitung der Herren Konsul Vohsen, Professor Fritsch und Staudinger, eine Gesellschaft gebildet, welche eine Expedition ausrüstete, die den Zweck hatte, neben der Erforschung des Hinterlandes von Kamerun und seiner wirtschaftlichen Hilfsquellen, vor allem zu ergründen, wie weit die, durch die für alle Nationen freie Schiffahrt auf dem Niger-Benuë erschlossenen Gebiete nutzbar zu machen wären.

Im übrigen hatte die Expedition drei Aufgaben zu lösen und zwar 1. den oberen Benuë durch Verträge zu sichern, 2. in die Heidenländer östlich von Adamaua einzudringen, 3. Bagirmi in den Bereich deutscher Interessen zu ziehen.

Diese Expedition wurde unter Führung der Herren von Üchtritz und Dr. Passarge gestellt, die im Juni 1893 Kamerun verließen. Bevor die Expedition ihren Marsch antrat, hatte das „Kamerun-Komitee" mit der „Royal-Niger-Kompanie" einen Vertrag abgeschlossen, demzufolge die Kompanie die Expedition unterstützen und ihr bei ihren Forschungen am Benuë-Niger alles für eine Expedition Erforderliche zu stellen hatte. Dieser Vertrag bildete zusammen mit der Thatsache der Absendung der Expedition die Einleitung und die Grundlage zu dem einige Monate später — am 15. November 1893 — getroffenen deutsch-englischen Abkommen, das mit dem am 15. März 1894 mit Frankreich abgeschlossenen Vertrage die jetzige Begrenzung des Hinterlandes von Kamerun bewirkt hat.



Lieutenant von Üchtritz

Die Fahrt der Expedition ging nun über den Niger-Benuë zunächst nach Yola, wo die Herren von Üchtritz und Dr. Passarge beim Emir eine sehr freundliche Aufnahme fanden. Von hier aus ging die Reise am Benuë entlang weiter zunächst nach Garua und dann nach Laddo, am oberen Benuë, wo Herr von Üchtritz mit dem Häuptling Farunke einen vorteilhaften Vertrag abschloß.

Von dort aus hatte die Expedition die Absicht, den Weg durch Bubandjidda als gegebene Straße in die Heidenländer zu benutzen und am Logane entlang nach Osten gehend Bagirmi zu erreichen. Zwar mußte man

sich in Bubandjidda von vornherein auf Schwierigkeiten gefaßt machen, da dieser mächtige Fullah-Staat wie kein anderer sich nach außen hin abschließt, mit allen seinen Nachbaren in Feindschaft lebt und ungestraft gegen seinen Lehnsherrn in Yola rebelliert hat. Doch gab es keinen anderen Weg in die Heidenländer, wollte man nicht einen Umweg von vielen Wochen machen, z. B. über Ngaundere, oder Wege einschlagen, auf denen bereits von den Franzosen Verträge abgeschlossen waren. Ferner durfte man hoffen, den König, einen feigen Tyrannen, einzuschüchtern, und die Ereignisse zeigten, daß die Voraussetzung des Expeditionsführers eine richtige war.

Am 19. November betrat die Expedition Uro Beridji, die Grenzstadt von Bubandjidda; da man sie ohne Erlaubnis des Sultans nicht hineinlassen wollte, beschlossen die Führer zu warten und einen Gesandten zum König zu schicken. Als aber bereits am nächsten Tage der Gesandte zurückkehrte, weil er mit Gewalt an der Weiterreise verhindert worden war, brach die Expedition auf; sie betonte jedoch überall ihre freundschaftliche Gesinnung gegen den König. Am 23. November traf sie einen Gesandten mit zahlreichem Gefolge, welcher die Führer im Namen des Königs begrüßte und die Expedition nach seiner Residenz geleiten sollte, wo der König die Ankunft der deutschen Karawane mit Freuden erwarte. Verdächtig war es allerdings, daß der Abgesandte Herrn von Üchtritz mehrmals veranlassen wollte, auf das rechte Benueufer überzusetzen. Mittags lagerte die Expedition bei der Stadt Dyirum in einer militärisch vorzüglichen Position; am Abend wurden die Leute auf Befehl des Königs reichlich mit Hirse, Bohnen u. s. w. versorgt, und der Gesandte bat, am nächsten Morgen früh den Jarima (Thronfolger) zu erwarten, der die Expedition nach dem nur noch drei Stunden entfernten Rei Buba bringen sollte. Der Jarima kam dann auch wirklich zur Zeit, aber mit einem etwa 2000 Mann starken Heere; er schickte Gesandte voraus, welche die Expedition aufforderten, das

Lager zu räumen und nach dem rechten Benuëufer überzugehen; als diese eine ablehnende Antwort erhielten, wurde der Krieg erklärt. Nach zweistündigem Kampf, in welchem der Sohn und der Bruder des Königs, der oberste Kriegsführer und der größte Teil der Reiter fielen, wurde ein glänzender Sieg erfochten. Trotz des Sieges aber sah sich die Expedition zur Umkehr gezwungen, und zwar infolge Patronenmangels und erheblicher Verpflegungsschwierigkeiten. Die Expedition mußte neu organisiert werden, und die Rückreise wurde alsbald angetreten. Am 27. November erreichte man Mallumse am Benuë, mit dessen Häuptling ein Vertrag abgeschlossen wurde. Auf dem Wege nach Adumve holte die Expedition eine Gesandtschaft des Königs von Bubandjidda ein, welche empfangen wurde. Der Herrn v. Üchtritz bereits bekannte Gesandte war tief zerknirscht und bat um Frieden; der König habe jeden Kampf strengstens verboten, sein Sohn habe ihm nicht gehorcht und Allah habe ihn dafür im Kampfe getötet. Die Expedition solle zurückkommen, niemand würde ihr feindlich begegnen. Auf den Koran wurde darauf der Friede beschworen. In Adumve, einer großen Handelsstadt von etwa 15000 Einwohnern, fand die Reorganisation der Expedition statt. Das Ziel derselben sollte zunächst Bagirmi sein, das man auf dem kürzesten Wege über Marua erreichen wollte, um dann in die Heidenländer nach Süden vorzudringen. Am 23. Dezember wurde Marua erreicht, wo man von Zeugen sichere Nachrichten über die Eroberung von Bagirmi und Bornu durch die Araber erhielt; die letzteren wurden Mahdisten genannt, sind aber vielleicht Senussi gewesen. Die Verwirklichung des Planes, Bagirmi zu erreichen, war damit unmöglich geworden. Für eine Reise in die Heidenländer reichten die zur Verfügung stehenden Mittel nicht mehr aus, und als einzig lohnender Ersatz blieb der Versuch übrig, Ngaundere, dieses reichste und größte Sultanat Adamaua's für Deutschland durch einen Schutzvertrag zu sichern.

Dieses Ziel wurde am 27. Januar 1894 erreicht. Herr von Üchtritz hat dort durch äußerst geschickte diplomatische Verhandlungen einen in arabischer Sprache im orientalischen Seminar in Berlin aufgesetzten Vertrag mit dem Sultan abgeschlossen, in welchem derselbe sein ganzes Land unter den Schutz Sr. Majestät des deutschen Kaisers stellte. Die Rückreise der Expedition wurde am 6. Februar angetreten. Auf der Flegelschen Route erreichte sie den Faro und ging von hier aus nach Westen über das 2000 m hohe Tschebtschigebirge, das von unabhängigen Heiden bewohnt wird. Am Westabhange des Gebirges hatte man noch Kämpfe mit den Eingebornen zu bestehen. In der Gegend von Manarawa gelangte die Expedition ins Benuëthal und ging von dort auf geradestem Wege nach Bantadji und Ibi, das am 20. März erreicht wurde; am 10. April traf sie in Akaßa ein. Die Führer derselben von Üchtritz und Dr. Passarge kehrten nun nach Deutschland zurück. Sie dürfen das Verdienst für sich in Anspruch nehmen, einen erheblichen Anteil an der Ausdehnung der deutschen Herrschaft im Kamerungebiet zu haben.

* *
*

Wirft man einen Blick auf die bisherige Entdeckerarbeit in Kamerun, so ergiebt sich als Gesamtresultat, daß innerhalb weniger Jahre außerordentlich viel geleistet wurde.

Ein ungeheures Gebiet, das völlig unbekannt war, ist nach verschiedenen Richtungen hin aufgedeckt und gewissermaßen dem Verkehr erschlossen worden. Im Westen ist das Hinterland von Kamerun bekannt in einer fast ununterbrochenen Strecke vom Kamerungebirge bis nach Yola, während nach Osten hin der Lauf des Mbam zu den explorierten Gebieten der Wute, Tikar und Tibati nach Adamaua führt.

Hoffentlich wird es nicht lange mehr dauern, bis das ganze deutsche Kamerungebiet durchforscht und dem Verkehr übergeben sein wird.

Zweites Kapitel

Das Togoland

1. Das Land und seine Bevölkerung

Etwa unter dem 6. Grad nördl. Br. dehnt sich an der Sklavenküste, mit einem schmalen Küstenstreifen beginnend, die kleinste der deutschen Kolonien, das Togoland, nach dem Inneren des Festlandes und zwar nach Norden hin aus. Die Küstenausdehnung der Kolonie beträgt nur 36 km. Im übrigen sind die Grenzen derselben im Innern durch Verträge mit den Kolonialmächten nur im Osten und im Westen festgesetzt; im Norden ist eine bestimmte Grenzlinie noch nicht gezogen. Der Deutschland gesicherte Besitz umfaßt circa 70000 qkm, also etwa den fünften Teil des Flächeninhalts vom Königreich Preußen. An das Togoland grenzt im Osten französischer und im Westen englischer Kolonialbesitz. Die Küstengliederung des Togolandes, sowie der gesamten Gold- und Sklavenküste überhaupt ist eine sehr geringe, trotzdem dort einzelne Flüsse münden. Häfen hat das Togoland gar nicht aufzuweisen. Die Dampfer müssen auf hoher See vor Anker gehen; Eingeborne vermitteln bei der dort herrschenden ungeheuren Brandung nicht ohne große Schwierigkeiten und Gefahren durch ihre Fahrzeuge den Verkehr zwischen den Dampfern und den Küstenplätzen; zu manchen Zeiten ist der Bootsverkehr mit den Schiffen überhaupt gänzlich ausgeschlossen. Trotzdem hat das einträgliche Geschäft des Sklavenhandels und des Goldeintausches schon seit Jahrhunderten Europäer nach jener unwirtlichen Küste hingeführt. An dieser selbst zieht sich ein ganz kahler schmaler Streifen von gelbem Sand hin, hinter dem eine ursprünglich zusammenhängende Reihe von Lagunen folgt,



Nach den neuesten Quellen bearb. u. gez. v. E. Andreas

deren Ausdehnung und Gestalt aber infolge der Anschwellung dort einmündender Flüsse einer fortwährenden Veränderung unterworfen ist. Die Lagunen sind infolge ihrer Verbindung mit dem Meere der Einwirkung von Ebbe und Flut unterworfen und haben infolgedessen ein etwas salzhaltiges Wasser. Der Lagunenkomplex hat zur Zeit in dem östlichen Wo- und dem westlichen Togo-See zwei große seeartige Erweiterungen. Der Wasserstand dieser Seen ist sehr wechselnd; die Größe derselben wird bei dem ersteren auf 30, bei dem Togo-See auf 100 qkm angegeben. Der gänzlich kahle sandige Küstenstreifen hat durchschnittlich eine Breite von 60 m. Die Gegend, welche alsdann der Reisende erblickt, ist mit niedrigem, meist undurchdringlichem Büschwerk bestanden, durch welches nur einige geschlungene Negerpfade hindurchführen. Hier ist mit Erfolg die Kokospalme eingeführt worden, so daß durch heranwachsende Palmenhaine das Bild der Landschaft verändert und belebt wird. Auf die mit Lagunen oder Creeks durchsetzte Küstenregion folgt mit einer Breite von 70—120 km eine Ebene mit einem stark lehmhaltigen Boden von tiefroter Färbung oder zum Teil auch mit grauem Thonboden. Die vordere Kante hebt sich scharf nach der Küste hin ab, ein wenig über die letztere und steigt nach dem Inneren zu stufenförmig an und zwar zunächst zu einer mittleren Höhe von 200—400 m. Hinter dem Plateau erhebt sich mit einem Längenzuge nach Nordost das Gebirge, welches den nördlichen Teil des Togogebietes einnimmt und beträchtliche Höhen aufweist. Selbst das südlichste Agugebirge hat eine Höhe von 1800 m, während sich mehrere Spitzen im Togogebiet zu 2300 m Höhe erheben und stellenweise einen ganz alpinen Charakter aufweisen. Niederer Busch, Palmhaine, Grassavannen mit vielen Fächerpalmen, parkähnliche Parzellen und Boskets mit riesigen Wollbäumen von schönen, wie mit gelbweißem feinen Sand bestreuten und von Ananas

eingefaßten reitpfadähnlichen Wegen durchschnitten, sowie wild zerrissene bewaldete und von zahlreichen Bächen und Flüssen durchzogene Landschaften wechseln mit den eintönigen, nur mit verkrüppelten Gewächsen bestandenen Savannen ab. Die beiden größten Flüsse des Togolandes, nämlich der Volta und der Mono, gehören ihm nicht in ihrem ganzen Lauf an; der erstere mündet im englischen, der Mono im französischen Gebiet. Sie können daher beide einen Wert als Wasserstraßen für uns nicht haben, sondern sind nur für die Bewässerung des Landes von Nutzen; mit der letzteren ist es in Togo überhaupt ganz gut bestellt. Nennenswerte Flüsse haben wir dort in dem Sio und dem Haho, die sich in den Togosee ergießen, während den nicht unbedeutenden Todjie der auf dem englischen Gebiet liegende Ketasee in sich aufnimmt. Alle diese Flüsse sind jedoch für die Schiffahrt nicht brauchbar, da sie noch in ihrem Mittellauf reißende Gebirgswässer mit felsigem Flußbett darstellen, welche selbst ein Befahren durch die Kanoes der Eingebornen nicht erlauben. Außer den genannten Flüssen sind noch kleine Flußläufe in ziemlicher Anzahl vorhanden; diese bilden auch in der Trockenzeit noch ein kleines Rinnsal. Die Flußufer des Haho und Sio sind mit größeren Waldungen bestanden, insbesondere findet sich dort auch eine dem Mahagoni ähnliche, sehr schön gemaserte Holzart und in kleineren Mengen Ebenholz. Die Fruchtbarkeit der Gebiete ist infolge des meist stark mit Humus gemischten Bodens und infolge der Bewässerung, sowie genügender Regenfälle eine solche, daß überall die nötigen Existenzbedingungen für eine Ackerbau treibende Bevölkerung vorhanden sind. Angebaut werden dortselbst meist Yams, Bananen, Papaien, Orangen, Öl- und Kokospalmen. Die Bodenkultur wird eifrig betrieben, und die Urbarmachung des Landes durch die Eingebornen macht große Fortschritte. Den letzteren ist sogar, ohne daß dies auf europäischen Einfluß zurückzuführen wäre, das System des Fruchtwechsels zum größten Teil bekannt.

Für das Klima im Togoland haben die größte Einwirkung die Niederschläge, welche an der Küste außerordentlich gering sind, im Innern aber bedeutend reichlicher werden. Die Regenperioden fallen in die Zeit von März bis Juni und von September bis Oktober. Im Anfang und gegen Ende der Regenzeiten sind auch in Togo die heftigen rasch vorübergehenden Wirbelstürme, die Tornados, häufig. Im Küstengebiet sind die Regen- und Trockenperioden ziemlich scharf voneinander abgegrenzt, obgleich dort auch in der Trockenzeit recht reichlicher Taufall herabkommt. Im Innern entladen sich während der Trockenzeit noch häufig Gewitter und Regenfälle. Die mittlere Jahrestemperatur der Küste beträgt etwa 26,5° C. Das Küstengebiet steht unter dem Einfluß der Monsume, und zwar herrschen während des Sommers südliche und südwestliche Winde vor, im Winter der Harmatan, ein aus Nordost kommender, viel Staub mit sich führender Wind. Die frische am Vormittag sich meist entwickelnde Seebrise und die kühlen Nächte während der trockenen Zeit gleichen auch im Küstengebiet die Nachteile des hohen Sonnenstandes wieder aus. Im Innern sind die Temperaturen geringer. Die in der Station Misahöhe beobachtete mittlere Jahrestemperatur stellt sich auf 23,7° C. Der August ist der kühlste, Februar und März sind die wärmsten Monate.

Die Gesundheitsverhältnisse sind im Togolande ebenso wie in Kamerun keine günstigen, trotzdem die so außerordentlich gefährlichen Mangrovesümpfe, wie in Kamerun, hier nicht vorhanden sind und die regelmäßigen Winde einen günstigen Einfluß ausüben. In den höheren Regionen des Innern sind die Gesundheitsverhältnisse bessere. Wie in den anderen tropischen Kolonien sind auch im Togolande die dem Europäer besonders gefährlichen Krankheiten, die Malaria und die Dysenterie, denen schon das Leben manches hoffnungsvollen Forschers zum Opfer gefallen ist. Die klimatisch schlimmsten Monate sind der Juni, Juli und November,

also die Zeiten nach und während der Regenperiode, welche mit ihrer angesammelten Bodenfeuchtigkeit und wegen der großen allgemeinen Überschwemmungen und der bei den letzteren zurückbleibenden stagnierenden Gewässer die Keime für die Ausbreitung der Krankheit liefert. Die schwerste Fieberform bildet auch hier wieder das schon bei Kamerun erwähnte Schwarzwasserfieber, welches zu einer schnellen Zersetzung des Blutes führt, bei dem der Tod öfters innerhalb 24 Stunden nach dem Eintritt des Fiebers erfolgt. Außer dem Fieber und der Dysenterie bilden einzelne Hautkrankheiten eine Unannehmlichkeit für Europäer und Eingeborene. Die Einrichtungen, welche zur Bekämpfung der Krankheiten, zur Verbesserung der gesundheitlichen Verhältnisse und für die Krankenpflege von Seiten der Regierung getroffen wurden, sind auch im kleinen Togogebiet recht bedeutende; besonders gehört hierher die im letzten Jahr erfolgte Begründung eines deutschen Regierungshospitals, das nach dem verdienten Forscher den Namen Nachtigalkrankenhaus erhielt.

Die Tierwelt ist im Togolande eine ziemlich mannigfaltige. Was zunächst den Viehstand betrifft, so findet sich sowohl an der Küste wie im Innern eine mittelgroße, viel Milch gebende Rindviehart, die viel von den Eingebornen gehalten wird. Im übrigen sind Schafe, Ziegen, Schweine in großer Menge vorhanden, ebenso Federvieh und zwar hauptsächlich Hühner und die sogenannte türkische Ente. Perlhühner kommen in verschiedenen Arten, hauptsächlich wild vor. Die bisher mit der Einfuhr von Pferden gemachten Versuche haben im allgemeinen ungünstige Resultate ergeben, wenn sich auch einzelne Tiere trotz größerer Strapazen auffallend lange gehalten haben. Am besten kommen noch die aus Salaga und dem Hinterlande von Lagos bezogenen Pferde fort, doch halten sich auch diese selten länger wie zwei Jahre.

Die im Togogebiet wild vorkommenden Tiere sind

Vertreter des Affengeschlechts und zwar Hundsaffen, Meerkatzen, Paviane, Halbaffen, ferner Eichhörnchen, Ratten, Mäuse, Fledermäuse und Stachelschweine. Die jagdbaren Tiere werden repräsentiert durch Elefanten, die besonders im Hinterlande der Togoküste zahlreich anzutreffen sind, durch schwarze und rote Büffel, Pinselohrschweine und mannigfaltige Antilopenarten. Von letzteren sind zu nennen die Schirrantilopen, Streifenantilopen, Pferde-, Kuh- und mehrere Arten der Schopf- und der Zwergantilopen. Ferner ist das die Flüsse belebende Flußpferd zu erwähnen und von den Raubtieren der König der Tiere, der Löwe, und der Leopard, sie werden freilich im Küstengebiet selten angetroffen, ferner die gefleckte Hyäne, die graue und rote Tigerkatze, der Schakal, der Serval, die Zibeth- und die Ginsterkatze, die Fischotter, Fleckenotter, der Ichneumon, die Manguste. An Vögeln kommen vor mehrere Enten- und Schnepfenarten, Trappen, Kraniche, Störche, Reiher, Perlhühner, Frankoline, Schwalben, Papageien, Kuckucke, Spechte, Nashornvögel, Hornraben, eine Reihe von Sing-, Schwirr- und Webervögeln und an Raubvögeln Geier, Falken, Habichte, Sperber, Milane, Adler und Eulen. Die Flüsse und Lagunen des Togolandes sind belebt mit schmackhaften Fischen, den ersteren fehlt auch die unangenehme Zugabe zahlreicher Krokodile nicht. Sonst sind von Amphibien- und Reptilienarten Schildkröten, Eidechsen, giftige und nicht giftige Schlangen, wie Frösche zu nennen. Von dem niederen Getier fallen unangenehm die besonders in wasserreichen Gegenden vertretenen Mosquitos, Sandflöhe und Ameisen auf.

Über die Bevölkerungsdichtigkeit im Schutzgebiet sind zuverlässige statistische Angaben nicht zu machen; die bisher darüber bekannt gewordenen Ziffern lauten sehr widersprechend, beruhen auf Schätzung und sind wenig zuverlässig. Die Zahl der im Togoland wohnenden Europäer betrug im letzten Jahre 73, darunter 6 weib-

liche, und zwar 63 Deutsche, 6 Franzosen und 4 Engländer; hiervon sind 19 Regierungsbeamte, 32 Kaufleute und 22 Missionare. Von den Frauen sind zwei an Beamte, eine an einen Kaufmann und drei an Missionare verheiratet. Die Europäer verteilen sich auf die Plätze Sebbe mit 7 Deutschen, Klein-Popo mit 17 Deutschen und 4 Franzosen, Adjido mit 4 Deutschen, Togo mit 5 Deutschen, Lome mit 15 Deutschen, 2 Franzosen und 3 Engländern, Amedshove mit 3 Deutschen, Ho mit 7 Deutschen und 1 Engländer, Misahöhe mit 4 Deutschen und Nueppe mit 1 Deutschen. Die Eingeborenenbevölkerung des Togogebietes ist besonders im Hinterland eine außerordentlich dichte. Es giebt außer den unmittelbar an der Küste belegenen vier großen Handelsplätzen Klein-Popo, Porto Seguro, Bagida, Lome und Sebbe, welches den Sitz der Regierung bildet, sehr viele große Orte und außerdem noch Marktplätze, an denen sich an den Markttagen bis zu 10000 Leute, besonders Weiber, versammeln, die alle möglichen Produkte feilhalten und sie, gegen Hausstands- und Putzwaren bei den eingeborenen Zwischenhändlern weiter eintauschen. Die eingeborene Bevölkerung des sehr bedeutenden Platzes Klein-Popo beträgt etwa 10000 Personen; dieser Ort, der seinen Namen aus dem portugiesischen hat, ist unmittelbar am Strande auf einem schmalen Inselstreifen zwischen dem Meere und dem Lagunengürtel gelegen. Klein-Popo bildet den wichtigsten Handelsplatz und hat im Laufe der letzten Jahre einen Zuwachs durch Ansiedelung einer Haussakolonie erfahren. Im übrigen seien noch genannt die Orte Gridji, Acoda, Jancasse, Woga und Wokutime, an der Lagune gelegen, ferner am Togosee Abobo, Sewa und Kpue; im Osten sind besonders zu erwähnen die an Viehbestand reichen Orte Atakpame und Dokoffi.

Die gesamte Bevölkerung des Togogebietes wird durch Eweleute gebildet, ein Negervolk, das sich in mehrere Stämme teilt und außer dem deutschen Togoland noch

das Königreich Dahomey umfaßt. Die Charakterveranlagung der einzelnen zum Ewevolk gehörigen Stämme ist sehr verschieden; die im deutschen Gebiet angesessenen Stämme sind zumeist friedliebend, sogar furchtsam; nur einzelne weiter im Inland sitzende Stämme sind kriegerischer veranlagt und zu Räuberei geneigt.

Die Eweleute haben im allgemeinen einen guten Körperbau, sind von mittlerer Größe, dunkelbraun, leidlich muskulös, sehr zäh und zur körperlichen Arbeit wohl geeignet. Der ausgeprägte Negertypus im Gesicht kommt bei den Eweleuten nur selten vor, denn aufgeworfene Lippen, Negernasen und -Stirn sind bei denselben meist nicht vorhanden. Viele Leute in der Bevölkerung behaupten mit einem besonderen Stolz, portugiesischer Abstammung zu sein, führen zum Teil auch portugiesische Namen und sprechen neben ihrer Muttersprache, dem Ewe, und dem schlechten Küstenenglisch auch Portugiesisch. In der That scheinen die Ewe ziemlich stark mit portugiesischem Blut vermischt zu sein, wie man auch eine ganze Anzahl Leute mit süd-europäischen Typen im Volk vorfindet. Ihr wolliges Haar scheeren sich Männer und Frauen meist kurz ab. Die ersteren haben einen nur spärlichen Bartwuchs und tragen nur selten üppige Vollbärte. Nicht selten ist eine Art Kinnbart, indem die Behaarung des Kinns von den Männern zu einer Art Zopf zusammengeflochten wird. Die Gliedmaßen der Eweleute sind wohl proportioniert. Entstellungen des Körpers sind bei den Eweleuten nicht so häufig wie bei anderen Negerstämmen. Die Durchlochung der Ohren wird bei Männern und Weibern vorgenommen, um Gold- und Perlschmuck, auch Jagdtrophäen, Zähne von Tieren u. s. w. darin aufzunehmen. Einzelne Vorderzähne werden wie bei ostafrikanischen Stämmen häufig spitz zugefeilt. Die Frauen altern schnell, wohl eine Folge der sehr frühzeitigen Verheiratung und der immerhin sehr großen auf ihren Schultern ruhenden Arbeitslast. Einen Schmuck des Körpers bilden Korallen- und Perlschnüre, die an

den Hüften und um die Arm- und Beingelenke getragen werden. Groß ist im allgemeinen die Reinlichkeit der Leute beiderlei Geschlechts. Fast jeder Neger badet am Tage mehrmals; mindestens aber wäscht er täglich den ganzen Körper unter Benutzung der Fasern der Kokosnuß und einer im Handel erworbenen oder selbst gefertigten Seife. Nach jeder Mahlzeit spült sich der Neger den Mund mit Wasser oder mit Palmwein aus und reibt sich, überhaupt wenn er nichts zu thun hat, mit einem spitzen Stäbchen eines besonderen Holzes die Zähne, so daß dieselben stets eine prächtige weiße Farbe haben. Nebenbei bemerkt ist diese Sitte auch vielen anderen Negerstämmen des westlichen, östlichen und zentralen Afrika eigen. Die Kleidung der Eingeborenen besteht in der Regel nur aus einem einfachen Hüftentuch. Die verheirateten Frauen tragen allerdings zumeist den Oberkörper bedeckt, indem sie ebenfalls ein einfaches Tuch, das von der Brust bis über die Knie reicht, unter den Armen zusammenstecken. Ganz unbekleidet sieht man nur vereinzelt kleine Kinder unter fünf Jahren.

Die ursprünglichen primitiven Waffen der Eingebornen, bestehend aus Pfeil und Bogen, sowie dem kurzen Haussaschwert, sind fast allerorten durch die von den Europäern massenhaft importierten Steinschloßgewehre verdrängt worden; sogar Hinterladergewehre sind neuerdings im Togogebiet eingeführt worden, aber die Bevölkerung sehnt sich gar nicht nach dieser verbesserten Art der Waffen, da sie viel teurer als die billigen Steinschloßgewehre sind, welche einen Verkaufspreis von 8—12 Mark haben. Außerdem fühlen sie wohl, daß sie bezüglich des Munitionsersatzes der Hinterlader sehr viel mehr von den Europäern abhängig sind, als bei den Vorderladern. Die Häuptlinge z. B., welche Hinterlader als Geschenke erhalten haben, befinden sich in beständiger Verlegenheit wegen der Munition, die selbstredend nicht so ohne weiteres Eingang findet.

Die Wohnungen der Ewe bestehen in viereckigen Hütten, deren Wände ein Geripp von Bambusstangen darstellen und mit Lehm bekleidet sind. Das Dach wird aus leichten Sparren gebildet, ist mit Binsenrohr oder Gras bedeckt und schützt sehr vor Regen. Das Dach hängt meist weit über die Wände des Hauses, und der hierdurch gewonnene Raum wird meist zur Herstellung einer kleinen Vorhalle benutzt, die einen angenehmen Aufenthalt bei großer Sonnenhitze abgiebt. Unter der Vorhalle befindet sich meist auch der Kochherd und einiges Hausgerät. In der Nacht werden die Haustiere zum Schutz gegen das Raubzeug in besondere Ställe eingesperrt.

Die einzelnen Gehöfte sind in der Regel mit geräumigen Gehegen, die aus Matten gebildet werden, umgeben. Das Hausgerät des Negers ist primitiv; als Bettstellen dienen auf Klötzen ruhende Rohrgeflechte. Häufig findet man roh gearbeitete Tische und Stühle, ferner Kalebassen, Fruchtschalen, Stampfkübel und dergleichen. Im Innern der einzelnen Ortschaften sind vielfach große freie Plätze mit mehreren prächtigen Schattenbäumen, in deren Schatten die Eingeborenen einen Teil des Tages im Nichtsthun oder auch spinnend, Matten flechtend, sowie im Spiel und Tanz verbringen. Am Eingang zu den Dörfern stößt man in der Regel auf die Bildnisse desjenigen Fetisches, der in dem Orte am meisten verehrt wird, Bildnisse, die größtenteils aus einfachen Lehmfiguren bestehen. Den Eingang selbst bildet meist ein aus Baumstämmen und Baumzweigen hergestelltes Thor, das des Nachts geschlossen wird. Während der Nachtzeit wagt es der Eweneger selten, das Dorf zu verlassen, denn er meint, daß da die Toten umhergehen und womöglich noch denjenigen Schaden zufügen, die bei Lebzeiten ihre Feinde waren. Die Religion der Eweneger ist nach dem bereits Erwähnten als Fetischismus zu bezeichnen; freilich darf man nicht so weit gehen, den Leuten den Glauben an ein höheres

Wesen und an das Fortleben der Seele nach dem Tode abzusprechen. Es kommt z. B. vor, daß die Herrschaft eines Häuptlings nach seinem Tode von dem ihm am nächsten Stehenden in seinem Namen noch fortgeführt wird, und daß diese Leute sich mit der im Himmel wohnenden Seele des Häuptlings zu verständigen meinen und in seinem Sinne handeln. Vor der Bestattung werden die Toten in Tücher eingehüllt und eingenäht. Das Begräbnis der freien Leute findet in den Häusern selbst statt. In diesen wird das Grab ausgehoben, der Tote hineingesenkt, grüne Blätter auf sein Haupt gestreut und eine Flasche des bei den Ewenegern sehr beliebten Gins ans Kopfende gesetzt, aus welcher zunächst jeder der Leidtragenden einen Schluck getrunken hat. Beim Zuschütten des Grabes wirft jeder drei Hände Erde auf den Toten. Dies läßt sich nicht auf einen europäisch-christlichen Einfluß zurückführen, denn die Leute im Innern, bei denen noch nie ein Europäer gewesen ist, behaupten nach Henrici, diese Sitte von jeher gehabt zu haben.

Neben dem Glauben an ein höheres Wesen, ein Glaube, der den Ewe indes gar nicht recht zum Bewußtsein kommt, glauben die Leute noch an böse und gute Geister. Freilich ist viel mehr von den bösen Geistern die Rede als von den guten, denn die ersteren glauben die Leute durch Opfer versöhnen zu müssen, während der gute Gott so freundlich gegen den Menschen gesinnt ist, daß er gar keine Opfer von ihm haben will. Der gute Gott der Ewe ist Mawu. Er hat nach ihrer Vorstellung die Welt, die Götter und die Menschen geschaffen und steht zu hoch, als daß er sich um die kleinen Angelegenheiten auf der Welt und um die Menschen kümmert. Um dies zu besorgen, schuf er Untergötter, die Edro, welche Naturkräfte darstellen und zwar gute und böse. Sie werden als Vermittler zwischen Gott und Menschen gedacht; diese Geister beleben die ganze Welt wie insbesondere auch den Luft-

raum. Die eigentlichen Haus- und Gemeindegötter der Ewe, die Fetische, werden mit Vorliebe in sitzender Stellung dargestellt und sind plumpe Lehm- und Holzfiguren, welche meist die Züge älterer Männer tragen. Auch diese Fetische werden Edro genannt; sie stellen gute Geister dar, und werden als Beschützer des Gemeinwesens und des Hausstandes gedacht. Manches von dem Zierat, den der Ewe an sich trägt, die Amulette, Leopardenzähne und -krallen, Perlen und dergleichen stellt einen Fetisch dar, der ein Schutzmittel gegen Krankheit, Raubtiere, Gefahr, Gift u. s. w. bildet. Gotteshäuser giebt es bei den Ewe nicht, hingegen geweihte Plätze in der weiten Savanne, die vom Gras freigehalten werden, und zu denen breite Pfade führen, ferner heilige Plätze im dichten Busch und besonders auf den Spitzen der Berge. Wie bei den meisten unkultivierten Völkern, giebt es auch bei den Ewe Medizinleute und zwar Männer sowohl wie Frauen, welche sich dem religiösen Kultus widmen und einen großen Einfluß auf das Volksleben sich erworben haben. Sie machen durch Zauber Diebe und Mörder ausfindig, wobei die Gottesurteile eine große Rolle spielen, vertreiben Krankheiten und beseitigen Ungemach. Daß diese Leute in sehr schlauer Weise den Aberglauben der Ewe zu ihrem eigenen Nutzen ausbeuten, versteht sich von selbst. Für gewöhnlich sind die Medizinmänner und Zauberinnen ebenso gekleidet, wie die anderen Männer und Frauen im Ewevolk; bei feierlichen Umzügen aber und im Dienst der Religion überhaupt sind sie über und über mit Amuletten behängt und mit weißen um die Hüften gelegten Gewändern bekleidet. Über die Sittlichkeit der Eweleute läßt sich etwas besonders Nachteiliges nicht sagen. Zunächst im Eheleben wird die eheliche Treue im allgemeinen streng gehalten, trotzdem ja, wie bei den meisten Negerstämmen, die Frau stets gekauft wird und auch bei den Ewe Wohlhabendere sich den Luxus mehrerer Frauen gestatten. Die Ehe wird

jedoch meist erst in einem Alter eingegangen, wo die Mädchen wirklich die Reife erlangt haben, selten unter 15 und 16 Jahren, häufig auch später. Das Los der Frauen ist nach europäischen Begriffen zwar nicht gerade beneidenswert, aber die Frauen selbst fühlen sich ganz glücklich in der Ehe. Sie müssen mit den Sklaven den Hauptteil der Arbeit verrichten, obwohl sich auch die männlichen Eweneger derselben keineswegs in so hohem Maße entziehen, wie dies bei anderen Stämmen der Fall ist; im übrigen haben die Frauen ihre Freude an den Abwechselungen, die ihnen die Negerfeste bei Musik und Tanz bieten. Obwohl der Ewe berauschende Getränke liebt, ist doch Trunkenheit unter den Leuten selten; wohl werden sie nach dem Genusse von Palmwein und der in den Handel kommenden Fuselsorten ausgelassen, jedoch fast niemals wüst und roh. Das hauptsächlichste Vergehen der Ewe ist der Diebstahl. Die Lüge ist natürlich auch bei ihnen, wie bei den meisten Negerstämmen, an der Tagesordnung. Mord- und rauflustig ist der Ewe, wie schon erwähnt, im allgemeinen nicht. Kommt aber ein Mord vor, so herrscht, wie auch bei den übrigen Vergehen unter den Ewe, das Recht der Wiedervergeltung. Eine gewisse Rechtsprechung liegt in der Hand der Häuptlinge, welchen es zufällt, Streitigkeiten zu schlichten und wenigstens, soweit sie die Macht und den Einfluß dazu besitzen, Bußen aufzuerlegen. An der Küste ist ja die Stellung der meisten Häuptlinge eine nicht sehr bedeutende; ihre Macht reicht kaum über ihr Dorf hinaus, und selbst da ist sie noch sehr beschränkt durch den Einfluß einzelner Leute aus der Bevölkerung. Viele Häuptlinge haben sich aber auch ein größeres Ansehen erworben, ihre Macht ausgedehnt und einzelne Dörfer und Unterhäuptlinge ihrer Botmäßigkeit unterworfen. Die Häuptlingswürde ist teils erblich, teils werden die Häuptlinge gewählt. Nicht selten auch wird ein Häuptling, der seinem Dorfe aus irgend einem Grunde unangenehm ist, durch Plebiscite abgesetzt. Bei der Neu-

wahl eines Häuptlings werden oft die eigentümlichsten Gründe für und wider vorgebracht. So wurde nach der Erzählung des Lieutenant Herold ein Mann, der als Häuptling in Vorschlag gebracht war, deswegen von der Majorität abgelehnt, weil er ein zu dummes Gesicht und zu große Ohren hatte, da dies für andere Dörfer ein Grund hätte sein können, sich über ihn lustig zu machen und ihn zu verspotten, was doch für das eigene Dorf sehr beschämend gewesen wäre.

Die hauptsächlichste Beschäftigung der Eweleute besteht in der Bebauung des Landes, die den größten Teil ihrer Zeit in Anspruch nimmt, daneben wird auch besonders im Inlande von einzelnen die Jagd mit Eifer betrieben, während die Küstenleute, sei es nebenbei, sei es in der Hauptsache, geschickte Händler sind. Der Küstenneger z. B. unternimmt sowohl der Abwechselung, als auch des Verdienstes halber öfters eine Reise ins Innere und führt dabei alle möglichen im Innern beliebten Handelsartikel mit sich, als da sind Perlen, kleine Spiegel, Tabak, Fische, Streichhölzer u. s. w. Er breitet, nachdem er an einer Ortschaft angekommen ist, eine Matte aus und stellt die schönen Sachen aus, die dann meistens bei den Buschnegern einen reißenden Absatz finden. Auf diese Weise macht er ein gutes Geschäft, so daß sehr schnell die Kosten der Reise gedeckt werden und noch ein guter Profit für ihn abfällt. Ähnlich machen es übrigens die mohammedanischen Haussa, welche weiter im Innern angesessen, ebenfalls oft eine längere Handelsreise von dort nach der Küste unternehmen. Die Erzeugnisse des Ackerbaues kommen ebenfalls zum sehr großen Teil in den Handel und finden Absatz auf den großen Märkten, da die Bevölkerung sie nur teilweise selbst konsumiert. Diese Thatsache legt immerhin ein sprechendes Zeugnis für den Fleiß der Eingeborenen ab, deren Dörfer im weiten Umkreise von Feldern umgeben sind.

Die im Togogebiet betriebenen Gewerbe sind die

Weberei, Töpferei, das Schmiedehandwerk, die Schnitzerei und die Flechtkunst. Die Frauen spinnen Garn aus einheimischer Baumwolle, das dann blau oder rot gefärbt wird. Auf sehr einfachen Webstühlen wird dieses Garn von den Männern in Streifen von Tüchern verwebt, die man später zu einem Stück zusammennäht. Die so hergestellten Tücher sind häufig recht schön gemustert, stets sehr haltbar und werden mit großer Vorliebe von den Leuten getragen. Produkte der Töpferei bilden die verschiedenen Koch- und Eßgeschirre, sowie Wasserbehälter. Die Fertigkeit der Schmiede beweisen die Waffen, Schmuckgegenstände und Hausgeräte der Ewe. Auch in der Bearbeitung des Leders, im Tischlerhandwerk und speziell im Kanoebau sind die Leute sehr gewandt.

Im fernsten nordwestlichen Teil des deutschen Togogebietes ist ein Volk angesessen, das in seinen Gewohnheiten und Charaktereigenschaften wesentlich von den jetzt betrachteten Ewestämmen abweicht, dafür aber viel Gemeinsames mit den Haussastämmen hat, es ist dies das Volk der Tschautscho. Durch ihr Land ziehen sich verschiedene kleine Handelswege hin, die sich mit der großen vom Niger nach dem weiten Innern gehenden wichtigen Haussahandelsroute vereinigen. Die Tschautscholeute sind kriegerisch veranlagt, tüchtige Jäger und vor allen Dingen erfahrene Pferdezüchter. Sie reiten ausschließlich Hengste und verwenden die Stuten nur für die Aufzucht von Fohlen. Die weiten Grasebenen des Tschautscholandes sind ein sehr geeignetes Terrain für die Pferdezucht, neben der auch Esel- und Maultierzucht betrieben wird. Die Pferde aber spielen im Leben der Tschautscho die größte Rolle. Das Eingangsgebäude zu jedem größeren Gehöft bildet stets der Pferdestall, der zugleich seiner Größe und kühlen Temperatur wegen, als Wohn- und Empfangsraum benutzt wird. Alle Begrüßungen und sonstigen Palawer spielen sich in den Pferdeställen ab. Die Eingeborenen, welche begreiflicherweise gute Reiter sind, verwenden als Be-

kleidung der Pferde Sattel- und Zaumzeug, das sie von den Haussahändlern her beziehen, ebenso wie lange spitzschuhförmige eiserne Steigbügel, die zugleich als Sporen dienen. Außerdem werden die Pferde für Friedens- und Kriegszwecke sehr mit Muscheln, Schnüren, Amuletten und irgend welchen Fetischgegenständen an Stirn und Hals, Mähne und Schweif geziert. Die Pferde werden gut gehalten und gepflegt und von den Tschautscho außerordentlich geliebt. Eine interessante Übung und Belustigung bilden die Reiterspiele, welche die Tschautscho auch zu Ehren der sie besuchenden Gäste veranstalten. Wenn die Reiter in schärfster Gangart, angethan mit fliegenden Gewändern, herrlichen Turbanen, auf stattlich geschmückten Pferden, die Schwerter und Lanzen schwingend, angesprengt kommen oder die Gäste ihres Häuptlings einholen, so empfängt der Reisende doch einen anderen Eindruck, als sonst gewöhnlich von einem Negerstamm. Trotzdem ist im Tschautscholande der Ackerbau nicht vernachlässigt, im Gegenteil, die durchziehenden Haussakarawanen sind vollauf in der Lage, ihre ganzen Bedürfnisse hier zu befriedigen und ihre Nahrung von den Weibern der Tschautscho einzukaufen, denn in deren Händen liegt der Verkauf, während die Männer sich dem Viehstand, Landbau und dem Kriegshandwerk widmen. Die wichtigsten Plätze des Tschautscholandes sind Paratau, das an dem großen Haussahandelsweg gelegen ist und so alljährlich von vielen Tausenden der Haussahändler passiert wird, und Dadaura. Paratau ist die Residenz des Tschautschokönigs, Dadaura die des obersten Limams der Mohammedaner. Bei den Tschautscho ist der Einfluß der mohammedanischen Religion infolge des lebhaften mit den Haussa bestehenden Verkehrs sehr zu merken. Die meisten Tschautscho haben zwar die mohammedanische Religion selbst nicht angenommen, aber doch viele Gebräuche und Sitten derselben, besonders auch die Kleidung der Mohammedaner resp. Haussa. Der König z. B. trägt einen Fez, weite

Haussabeinkleider und -Gewänder, daneben aber Fetische in Amulettenform, wie auch sonst der Fetischdienst im Tschautscholande eine große Rolle spielt. Für die Mohammedaner und die Tschautscho ist der erste Limam, der, wie erwähnt, seinen Sitz in Dadaura hat, der oberste religiöse Priester; er befindet sich jedoch in bedeutender Abhängigkeit vom König selbst, obgleich es andererseits wieder sowohl diesem ersten Limam, wie einem Teil der anderen Limame, Unterpriestern der Tschautscho, gelungen ist, unter der Bevölkerung ihren Einfluß auszudehnen, besonders wohl infolge der zahlreichen Niederlassungen der Haussa im Lande der Tschautscho, welche die Verbreitung der mohammedanischen Religion und der Haussasitten sehr gefördert haben.

Die Tschautscho lieben in hohem Maße den Branntweingenuß, überhaupt Spirituosen. In dieser Hinsicht hat leider die sich immer mehr unter den Tschautscho ausdehnende Religion des Islam nicht Aussicht, einen guten Einfluß auszuüben. Die Dörfer und einzelnen Gehöfte der Tschautscho machen einen sehr sauberen und wohnlichen Eindruck; Dadaura ist ein wohl ausgebauter, ordentlich angelegter Ort, der förmliche Straßen, Plätze und mehrstöckige Gebäude aufweist.

Im Lande und im Volke der Tschautscho läßt sich auch für Europäer wohl verkehren; zwar giebt es einige gewaltthätige und vom Raube lebende Häuptlinge daselbst, doch bieten auch die von diesen okkupierten Landstriche den Reisenden keine unüberwindlichen Schwierigkeiten. In der Berührung, die mit den Haussahändlern im Tschautschogebiet erfolgt, haben wir einen großen Vorteil für uns zu sehen, da dem Handel und unserem Unternehmungsgeist dort ein weits Feld geöffnet ist.

trugen, so gelangte William Lawson de facto durch diesen doch zu seinem Ziel. Er proklamierte nämlich G. A. Lawson zum König oder besser gesagt „King“ von Klein-Popo und machte sich selbst zum ersten Minister. Bis dahin war Quadjovi der Hauptmachthaber in Klein-Popo gewesen; mit ihm speziell hatten die Vertreter der deutschen Firmen zu thun gehabt. Im Jahre 1882 hatten sie einen Vertrag mit Quadjovi abgeschlossen, durch welchen ihnen gegen gewisse Abgaben volle Handelsfreiheit zugesichert wurde. Nun nach der Proklamierung Lawsons zum King brachen Zwistigkeiten unter den Häuptlingen aus und zwar wegen Abgaben der deutschen Kaufleute, die Lawson für sich beanspruchte, während die anderen Häuptlinge ihr Anrecht darauf nicht fallen lassen wollten. Bei diesen Zwistigkeiten geriet das Leben und Eigentum der Deutschen in große Gefahr, besonders da sich die Lawsonpartei denselben sehr feindselig zeigte. Die Aufregung unter den Eingeborenen war aufs höchste gestiegen, als S. M. S. „Sophie“ in Klein-Popo ankam. Der Kommandant des Schiffes, Kapitän Stubenrauch, wurde sofort von den Kaufleuten über den Stand der Dinge unterrichtet, worauf hin er einen Vermittelungsversuch unternahm. Quadjovi, Pedro Quadjo und ein Vertreter des Häuptlings von Grigi erkannten den früher von den deutschen Firmen mit Quadjovi abgeschlossenen Vertrag als zu Recht bestehend an und verbürgten sich für die Sicherheit und das Eigentum der deutschen Kaufleute. Kaum aber hatte die Sophie die Reede von Klein-Popo verlassen, da brachen die Zwistigkeiten im Orte wieder aus, und als von den Deutschen mit dem Einschreiten des deutschen Kriegsschiffes gedroht wurde, erweckte diese Drohung nur Hohn bei den Eingeborenen der Lawsonpartei, die immer frecher wurde. Einer der deutschen Kaufleute setzte sich nun sofort zu Pferde und ritt den Strand nach Groß-Popo entlang, woselbst die Sophie sich hingewandt hatte; es gelang auch, den Kommandanten von

dem Vorgefallenen zu verständigen, worauf das Schiff sofort den Kurs wieder nach der Reede von Klein-Popo zu nahm; dort wurde ein Landungskorps von 100 Mann ausgeschifft, welches die von den Kaufleuten bezeichneten Rädelsführer festnahm und sie an Bord des Schiffes brachte, wo ein Palaver abgehalten wurde, an dem auch die Häuptlinge Quadjovi und Pedro Quadjo sich beteiligten; es ergab sich dabei, daß die Lawsonpartei die alleinige Schuld an den Aufwiegelungen trug. William Lawson, G. A. Lawson, Gomez und A. Wilson wurden als die Hauptschuldigen erkannt und als Geiseln an Bord behalten. King Lawson mußte das zwischen den deutschen Firmen und Quadjovi getroffene Übereinkommen anerkennen und die persönliche Verantwortung für Leben und Eigentum der Deutschen mit übernehmen. So fuhr nun die Sophie mit den Geiseln an Bord zunächst nach Lagos, wo Lawson als englischer Unterthan vom dortigen Gouverneur reklamiert und diesem auch ausgeliefert wurde gegen das Versprechen des letzteren, Lawson die Rückreise nach Klein-Popo vorläufig nicht zu gestatten. Die anderen Geiseln — diesen hatte sich auch freiwillig der 18jährige Sohn Wilsons, Namens Peter Wilson, angeschlossen — wurden nun auf der Sophie mit nach Deutschland genommen. In Wilhelmshafen wurden sie dann gelandet und eingekleidet und nach Berlin überführt, wo man ihnen alles Mögliche zeigte und sie gut behandelte. Nach einem etwa zehntägigen Aufenthalt in Deutschland wurden sie S. M. S. „Möve“ (Kommandant Korvettenkapitän Hoffmann) übergeben, um wieder ihrer Heimat zugeführt zu werden. In Klein-Popo selbst hatte das Auftreten der Sophie und die prompte Erledigung der Zwistigkeiten durch die Marine großen Eindruck gemacht und die Häuptlinge veranlaßt, alsbald mit einem Gesuch sich an Seine Majestät den Deutschen Kaiser zu wenden, welches wir nachstehend wegen der darin enthaltenen zutreffenden Angaben wörtlich wiedergeben:

1. Wir, die Unterzeichneten, König und Häuptlinge von Little Popo und Grigi, bringen Eurer Majestät unseren besten Dank dar für den zur Aufrechterhaltung des Friedens in diesem Lande geleisteten Beistand.
2. Es würde hier keinerlei Gefahr oder Beunruhigung erstehen, wenn die englische Regierung sich der Einmischung enthalten und sich nicht um unsere Angelegenheiten bekümmern wollte, indem sie Verlangen nach unserem Lande trägt, welches wir kein Verlangen haben, ihr zu lassen.
3. Wir bitten Eure Majestät, uns zu schützen und die Annexion zu verhindern.
4. Wir erflehen Hilfe von Ew. Majestät, da wir uns ganz und gar unter Ihren Schutz gestellt haben.
5. Wir bitten demütig um schnelle Maßnahmen.

gez. König Aiauschi Aghanor von Little Popo und Grigi, Gaboceer Quadjovi, Pedro Quadjo ꝛc.

Die Verhältnisse aber spitzten sich in der nächsten Zeit noch mehr zu, besonders infolge des mehr als gemeinen Ränkespiels der Engländer, deren Bemühungen, die eingeborenen Häuptlinge im guten zum Anschluß an die benachbarte englische Kolonie zu bewegen, ohne Erfolg geblieben waren. Mr. Firminger, ein englischer Kolonialbeamter, der die nicht unter englischer Hoheit stehenden Distrikte bereiste, forderte die Häuptlinge auf, die deutschen Kaufleute aus Lome und Bageida binnen vier Wochen zu vertreiben; falls dies nicht geschehe, würde er von dem Küstengebiet der unabhängigen Häuptlinge mit Gewalt Besitz ergreifen. Den deutschen Kaufleuten gegenüber aber hüllte sich der Wolf in den Schafspelz und ermahnte sie, sich vor den Häuptlingen in acht zu nehmen, da diese die Absicht offenbart hätten, die Deutschen zu vertreiben; für den letzteren Fall stellte er den Deutschen die englischen Haussasoldaten zur Verfügung. In der

That waren die Hetzereien des englischen Beamten von Erfolg, denn die Häuptlinge forderten die deutschen Kaufleute auf, binnen einer Woche ihr Gebiet zu verlassen; doch wurde diesen zugleich der wahre Sachverhalt offenbart, so daß es ihnen nicht schwer war, die Bevölkerung davon zu überzeugen, daß das ganze Ränkespiel der Engländer auf eine Annexion des Landes hinauslaufe, indem sie die Vertreibung der deutschen Kaufleute als Vorwand zum militärischen Einschreiten benutzen wollten. Es wurde nun das ganze auf die Angelegenheit bezügliche Material gesammelt und von den Togoleuten formell die Hetzereien der Engländer bestätigt; so hatten die letzteren es erreicht, daß die Häuptlinge noch weit mehr als früher eine deutsche Schutzherrschaft anstrebten. Das Kanonenboot „Möwe", welches die 3 nach Deutschland geführten Geiseln wieder ins Togogebiet zurückbrachte, hatte in Lissabon den zur Wahrnehmung der deutschen Interessen und zum Abschluß von Verträgen als Kommissar nach Westafrika gesandten Dr. Nachtigal an Bord genommen, dem wir schon in Kamerun begegnet sind. Sein Eintreffen mit der „Möwe" vor Klein-Popo erfolgte am 2. Juli 1884; nachdem die deutschen Kaufleute an Bord der „Möwe" von den Ereignissen der letzten Zeit Bericht erstattet hatten, wurde am 3. Juli ein Palaver abgehalten, bei dem Lawson verweigerte, seine früher eingegangene Verpflichtung weiterhin als bindend anzuerkennen. In Folge dessen wurden die Geiseln weiter an Bord behalten. Am 4. Juli dampfte die „Möwe" nach Bageida, woselbst ein Vertrag mit den dortigen Häuptlingen durch Dr. Nachtigal abgeschlossen wurde, obgleich ursprünglich ein deutsches Protektorat für diesen Platz nicht in Aussicht genommen war; doch hatten daselbst die immer dringlicher sich gestaltenden Verhältnisse ein Einschreiten herbeigeführt. Es wurde dort am 5. Juli unter dem Salut der „Möwe" die deutsche Flagge gehißt; nachdem tags darauf die Flaggenhissung auch in Lome erfolgt war, dampfte die „Möwe"

nach Klein-Popo zurück. Bei der Ankunft daselbst erhielt Dr. Nachtigal einen Brief von Lawson, der inzwischen durch das Einschreiten der „Möwe“ an den vorgenannten Plätzen etwas kleinlaut geworden war und nun versicherte, daß er den Deutschen in Klein-Popo jeden möglichen Schutz angedeihen lassen wolle, solange er seine damalige Stellung einnehmen würde. Hierauf erfolgte nun die Freigabe der Geiseln, die sich mit dem aufrichtigsten Danke für die ihnen gewordene gute Behandlung von Bord verabschiedeten. In Klein-Popo nun drückten die dortigen Häuptlinge und solche aus der Umgegend Dr. Nachtigal nochmals ihren Wunsch aus, unter deutschen Schutz gestellt zu werden. Dr. Nachtigal konnte ihnen jedoch eine bestimmte Zusage nicht erteilen. Es blieb ihm nur übrig, die Angelegenheit seiner Regierung zu unterbreiten; diese behielt sich die Entscheidung bis zum Juli 1885 vor, um sich erst mit der französischen Regierung zu verständigen, da französische Interessen ebenfalls dort vorhanden zu sein schienen. Desgleichen hatte man anfangs Bedenken getragen, Porto Seguro in das deutsche Schutzbereich einzubeziehen, da der dortige Häuptling vor mehreren Jahren den Franzosen die Schutzherrschaft und sein Land angeboten hatte; schließlich aber, da man sich von der Nichtigkeit etwaiger französischer Ansprüche überzeugte, die französische Regierung auch das Schutzgesuch des Häuptlings unbeantwortet gelassen hatte, entschloß man sich, die Schutzherrschaft über Porto Seguro anzutreten. Korvettenkapitän Herbig, Kommandant der „Leipzig“, welche im September die Sklavenküste besuchte, schloß mit Mensa, dem Häuptling von Porto Seguro, am 5. September einen Schutzvertrag ab und hißte daselbst die deutsche Flagge.

Von den Engländern schien es, daß sie durch ihr feindseliges Verhalten auch die Franzosen angesteckt hatten; die letzteren nämlich begannen zu der in Rede stehenden Zeit sich im Togoland ebenfalls an den Hetzereien

der Lawsonpartei, die ja im stillen weiterarbeitete, zu beteiligen. Auch sonst suchten die Franzosen für sich zu erlangen, was sie konnten. So hißten sie ihre Flagge am 12. April 1885 in Groß-Popo; in Klein-Popo hatte der französische Konsularagent ebenfalls in offizieller Weise für die französische Schutzherrschaft gearbeitet. Er drohte den Leuten, jeden, der irgendwie gegen die französische Schutzherrschaft agitieren würde, als Verräter zu bestrafen. Die Häuptlinge aber, welche sich verpflichtet hatten, bis zum Juli 1885 auf eine Antwort Deutschlands zu warten, schlugen bis zu diesem Zeitpunkt jede Verhandlung wegen des Protektorats mit anderen Mächten aus. Nichtsdestoweniger wurde nach der Ankunft zweier französischer Kriegsschiffe am 17. April die französische Flagge in Klein-Popo gehißt. Etwa 4—5 Stunden später kam die Korvette „Bismarck“ in Klein-Popo an und dampfte, sobald sie von dem französischen Einschreiten erfahren hatte, nach Porto Seguro ab, um dort das Aufziehen der französischen Flagge zu verhindern. Dort war schon eins der französischen Schiffe anwesend, dessen Kommandant dem auf der „Bismarck“ als dem Komodoreschiff des Geschwaders anwesenden Admiral Knorr Besuch machte und ihm seine Absicht, die französische Flagge in Porto Seguro zu hissen, unterbreitete. Admiral Knorr teilte dem französischen Kommandanten mit, daß der Ort bereits deutsches Gebiet sei, worauf der französische Offizier den Admiral aufforderte, Protest gegen das Hissen der französischen Flagge einzulegen und sich in diesem, wie in dem Schriftwechsel überhaupt, der französischen Sprache als der Diplomatensprache zu bedienen. Admiral Knorr, der sich bei der Erwerbung der westafrikanischen Kolonien hervorragende Verdienste erworben hat und der beste Vertreter deutscher Interessen war, erwiderte ihm hierauf, für einen Deutschen sei die deutsche Sprache die Diplomatensprache. Hierauf ließ Admiral Knorr nochmals die deutsche Flagge in Porto Seguro hissen. Die deutsche Regierung hatte in der

Zwischenzeit mit den konkurrierenden Mächten die nötigen Unterhandlungen gepflogen, insbesondere auch mit Frankreich; dieselben führten zu einem für uns günstigen Resultat. In dem zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen Vertrage nämlich erkannte die Regierung der französischen Republik das deutsche Protektorat über das Togogebiet an und verzichtete auf die Rechte, welche sie hinsichtlich des Gebietes von Porto Seguro und Klein-Popo zuerst geltend gemacht hatte, so daß auch der letztere Ort unter die deutsche Schutzherrschaft kam. Bereits vor Abschluß dieses Vertrages war die kaiserlich deutsche Regierung zur Ernennung der Regierungs-Vertreter in den Schutzgebieten geschritten. Für das Togogebiet wurde der Regierungs-Assessor Falkenthal zum kaiserlichen Kommissar und Konsul ernannt. Der Sitz der Regierung wurde fürs erste Bageida. So waren denn auch an der Sklavenküste die der Begründung einer deutschen Schutzherrschaft daselbst entgegengesetzten Schwierigkeiten aus dem Wege geräumt und der Grund zu einer deutschen Kolonie gelegt.

3. Die Erforschung und Verwaltung von Togoland

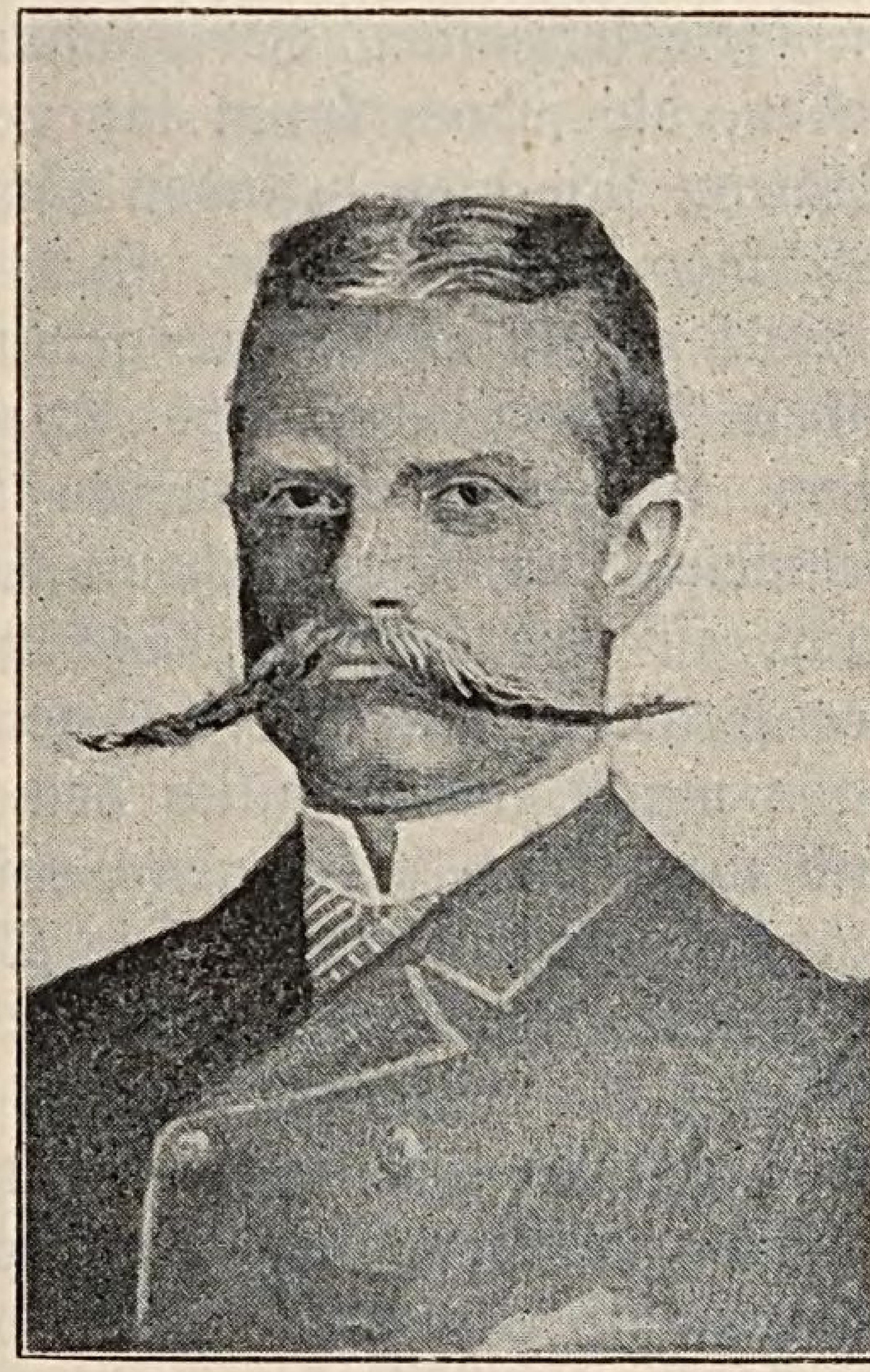
Mehr noch als in den anderen Schutzgebieten mußte es bei der nur durch einen schmalen Küstenstreifen mit dem Meere verbundenen Togokolonie die Aufgabe der Kolonialverwaltung sein, weiter nach dem Innern vorzudringen. Hier war der Erforschung noch ein weites Feld vorbehalten, und es wurde auch die Erkundung des Hinterlandes von der Küste aus mit großer Energie ins Werk gesetzt. Zunächst wurden einige kleinere Vorstöße unternommen durch den Regierungs-Kommissar Assessor Falkenthal, ferner Dr. Henrici, Lieutenant Strensch und andere, denen später größer angelegte Expeditionen folgten. Als Führer von solchen wurden 1888 zwei Begleiter Wissmanns auf seiner Kassai-Reise heraus-

gesandt, nämlich die Herren Stabsarzt Dr. Ludwig Wolf und Hauptmann v. François.

Die Thätigkeit des letzteren war im Togolande nur eine kurze, im wesentlichen zwei Reisen nach Salaga umfassende, auf denen einige Verträge mit Häuptlingen abgeschlossen wurden. François erhielt in Deutsch-Südwest-Afrika ein neues Wirkungsfeld zugewiesen. Sehr bedeutungsvoll hingegen ist das Wirken Wolfs im Togolande.

Stabsarzt Dr. L. Wolf kam in Klein-Popo im Februar 1888 an und brach im März mit 36 Wei-Jungen, 20 Lagos- und 42 Popoleuten nach dem Innern auf. Mitte Mai erreichte die Expedition die Landschaft Adeli, in der die Station Bismarckburg auf einem die Umgegend beherrschenden Hügel angelegt wurde. Über den Zweck der Station, der vornehmlich darin bestand, den Handel des weitern Innern mehr nach dem deutschen Gebiet und unseren Küstenplätzen zu lenken, über die Verhältnisse in jener Gegend und die Stationsanlage selbst berichtet Dr. Wolf seinerzeit folgendes: „Als Platz für die Station ist der dominierende Hügel Adado gewählt, und scheint derselbe allen Anforderungen zu entsprechen. Das Land Adeli soll bis jetzt den Fremden mehr oder weniger verschlossen gewesen sein. Händler wagten sich aus Furcht vor dem hiesigen Fetischkultus nur selten hierher. Durch mein Zusammentreffen mit dem Oberhäuptling Kontu und seinem Priester in Aposso ist nun ein glücklicher Umschlag eingetreten. Es gelang mir, bei dem genannten Oberhäuptling, der ein geistig hochstehender Neger ist und in früheren Jahren vielfache Reisen gemacht hatte, Einfluß zu erhalten und sein anfangs bestehendes Mißtrauen zu beseitigen. Er unterließ dann nicht, die übrigen Häuptlinge und die Bevölkerung zu beruhigen und ebenfalls für die Expedition günstig zu stimmen. Am 20. Mai wurde auf einer großen Versammlung in dem Fetischorte Pereu die Anlage der Station von den Häuptlingen und der Priester-

schaft gebilligt. Die nahen Galeriewälder liefern zum Stationsbau vorzügliche Bauhölzer in reichlicher Menge. Gutes, kühles Trinkwasser giebt der 1—2 m breite Adadia, welcher in einem steinigen Bett am Fuße des Adado von Osten nach Süden in den Jege fließt. Mit der Anlage von Pflanzungen ist ebenfalls bereits begonnen. Außer verschiedenen europäischen Gemüsen, Bohnen, Erbsen, Spinat, Kartoffeln, Gurken, Radieschen, Salat ꝛc., die auffallend schnell aus dem Boden emporwuchsen und zur Zeit sehr gut stehen, sind Anpflanzungen von einheimischen Bodenerzeugnissen, Bohnen, Mais, Reis, Maniok gemacht. Die Fläche der jetzt bebauten Felder beträgt 8623 qm. Baumwolle und liberianischer Kaffee sollen in diesen Tagen angepflanzt werden. Das Reisfeld umfaßt 3652 qm. Auch ist bereits eine Pflanzung von 500 Bananen angelegt, welche noch vergrößert werden soll. Der einheimischen Bevölkerung ist die Verwertung der Bananen zu Hanf nicht bekannt, ebensowenig kennt sie den Wert der Kautschukliane Landolphia, welche hier sehr häufig ist und für den Handel von Bedeutung zu werden verspricht. Ich glaube schon jetzt darauf aufmerksam machen zu müssen, daß nach meiner Ansicht eine Station hierorts einen bleibenden Wert für die Zukunft und Fortentwickelung der vielversprechenden Togokolonie haben wird. Durch dieselbe kann ein



Stabsarzt Dr. L. Wolf

Verkehr zwischen der Küste und dem Innern, den numerisch schwache, räuberische Stämme bis jetzt zu verhindern suchten, mit verhältnismäßig geringen Mitteln geschaffen und gesichert werden. In Aposso hatte man einen meiner Träger, einen Wei-Jungen, welcher mit seiner Last entfliehen wollte, aufgegriffen, beraubt und sofort als Sklaven verkauft. Als ich unter Androhen kriegerischer Maßregeln die Auslieferung verlangte, erfolgte dieselbe ohne weiteres. Zugleich bemühte man sich, die friedfertigsten Versprechungen für die Zukunft zu geben, die jedoch kaum länger gehalten werden, als die Station sich hier befinden wird. Seitdem die Expedition sich hier festgesetzt hat, sind die Sicherheitsverhältnisse bereits wesentlich bessere geworden. Ohne den beschwerlichen Marsch über das Apossogebirge ist es möglich, einen kürzeren, bequemeren Weg nach Klein-Popo zu nehmen. Der Boden scheint fruchtbar zu sein, für Viehzucht ist er geeignet. Die handelspolitische Bedeutung der Station muß darin liegen, daß sie es sich zur Aufgabe macht, vornehmlich den Verkehr aus den nördlich und nordöstlich gelegenen Gebieten nach unseren Küstenplätzen zu vermitteln. Die Möglichkeit hierfür ist, wie es scheint, gegeben."

Mit Dr. L. Wolf zugleich ist der diesem zugeteilte Premierlieutenant, spätere Hauptmann Kling zu nennen, der mehrere Karawanen von der Küste nach Bismarckburg hinaufzuführen hatte und in der Folge bedeutende Reisen im Togo-Hinterlande unternahm. Stabsarzt Dr. Wolf brach Ende des Jahres 1888 von der Station nach dem damals noch gänzlich unbekannten Adjutilande auf, das er wissenschaftlich erforschte, um dann nach Salaga weiterzuziehen. „Salaga ist," so berichtet Dr. Wolf, „der größte und überhaupt wichtigste Ort im Hinterlande von Togo; seine Bedeutung liegt namentlich darin, daß er durch seinen Handel mit dem ganzen Sudan bis an die Ostküste in Verbindung steht. Die Entfernung von Klein-Popo nach Salaga beträgt 23 Marschtage und führt

ausschließlich durch deutsches Gebiet. Von der Station Bismarckburg ab und weiter nach dem Niger zu ist Haussa die wichtigste Verkehrssprache, welche auch in Fasuga und Salaga fast allgemein verstanden wird. Die Stadt Salaga zählt etwa 6000 Hütten, welche aus Lehm gebaut in einzelnen Gruppen zu 6—10 zusammenstehen und unter einander durch eine bis 2 Meter hohe Mauer oder einen Zaun verbunden sind. Eine Hütte dient als Thorweg, durch sie führt der einzige Ausgang nach der Straße. In den engen und winkeligen Gassen, sowie auf den freien Plätzen herrscht ein unbeschreiblicher Schmutz, um dessen teilweise Beseitigung sich eine große Anzahl Geier verdient macht. Alle Bewohner, unter ihnen viele Haussa, sind Händler oder stehen doch zu dem Handel in Beziehung, welcher in den Monaten Dezember bis April lebhaft betrieben wird. In dieser Zeit pflegen Haussa- und Muschi-Karawanen einzutreffen, welche nicht selten bis 500 Personen zählen. Trotz des dichten Gewühles — ich schätzte die Marktbevölkerung auf mehr als 10000, welche sich malerisch aus Eingeborenen, Haussa, Fullah und Angehörigen verschiedener Sudanstämme zusammensetzte — herrschte überall eine musterhafte Ordnung. Die Vorgänge im östlichen Sudan sind auch in Salaga kein Geheimnis mehr. So besuchte mich ein Vollblut-Araber aus Dschеddah, welcher über Suakim durch das Reich des Mahdi, Wadai, Bornu, Sokoto gekommen war, um Kolanüsse zu kaufen. Der Sklavenhandel wird in Salaga äußerst schwunghaft betrieben und nimmt zweifellos dort das meiste Interesse in Anspruch. Mit demselben hängt die ganze Bedeutung Salagas so eng zusammen, daß der etwaige Versuch einer europäischen Macht, ihn unterdrücken zu wollen, leicht zu einem großen Kriege führen könnte, an welchem nicht allein die Haussa, sondern auch der ganze westliche Sudan teilnehmen dürfte. Der englische Handel mit Salaga ist bedeutend. Alle europäischen Waren, mit Ausnahme von Pulver und Branntwein, wie Zeuge,

Garne, Messer, Nadeln, Gewehre, Messingdraht, Lavendel, Spiegel, Zucker, Scheren, tragen englische Fabrikmarken und werden von schwarzen Händlern und Händlerinnen aus allen Teilen der englischen Kolonie von Siera Leone bis einschließlich Lagos feilgeboten. Dagegen habe ich keinen einzigen Händler von unserer Küste angetroffen. Es giebt keine festen Preise in Salaga. Dieselben richten sich nach Angebot und Nachfrage. Während Kattune, Baumwollstoffe, Taschentücher und Perlen kaum 10 Prozent höher im Preise, als an der Küste, einige Muster sogar niedriger stehen, war eine starke Nachfrage nach Messingdraht — etwa von der Dicke einer gewöhnlichen Bleifeder — und nach farbigen Wollgarnen. Es gab mehr als 20 Verkaufsplätze mit europäischen Kattunen und Taschentüchern in allen denkbaren Mustern, dagegen wurden Garne und Messing wenig angeboten. Ich glaube, daß diese beiden Artikel ebenso billig und gut von unserer Industrie als von der englischen geliefert werden können. Kauri-Muscheln bilden die allgemein gangbare Verkehrsmünze und entsprechen, wie auch am Niger, 1000 Stück dem Werte von 1 Mark oder 1 Schilling. Wenn man in Salaga einkaufen will, muß man zunächst die mitgebrachten Waren gegen Kauris einzutauschen suchen, wodurch viel Zeit verloren geht. Im Dezember kostet ein Stück Schlachtvieh 20—30 Mark, ein erwachsener Sklave oder ein starkes Reitpferd etwa 80—100 Mark. Die Preise sollen aber zuweilen bis auf die Hälfte sinken, bei starker Nachfrage erheblich steigen. Die großen Pferde pflegen die Durchschnittsgröße und Stärke der Remonten unserer Ulanen-Regimenter zu haben und sind nicht selten von tadelloser Schönheit. Die kleineren Pferde, mit hohen Fesseln, kleinen Ohren und kurzem Kopf, sind dem Berber- oder Araberpferde verwandt. Schöne und kräftige Esel werden von den Muschi-Karawanen gebracht."

Ende Dezember traf Wolf wieder auf Station Bismarckburg ein. Wolf hat außerordentlich viel für die

Hebung des Handels und die Sicherung des Verkehrs im Innern durch seine Reisen, seinen Einfluß und die Anlage der Station gethan. Die Adeli, in deren Gebiet Bismarckburg angelegt war, hatten früher einen Verkehr zwischen dem Innern und der Küste unmöglich gemacht, weil sie in einem beständigen Kriege mit den südlicher wohnenden Kebuleuten sich befanden. Die Kebu namentlich griffen ohne weiteres alle durch ihr Gebiet ziehenden Karawanen an und beraubten sie, wodurch die Adeli vom direkten Küstenhandel abgeschnitten und sehr geschädigt wurden. Um den Krieg der Adeli und der Kebu zu beendigen und den unerquicklichen Zustand im Innern zu beseitigen, trat Dr. Wolf in Unterhandlungen mit den Kebu, die zunächst auch guten Erfolg versprachen und vorerst zum Abschluß eines Waffenstillstandes führten. Als aber dann Wolf mit einem Adeli-Häuptlinge das Land der Kebu selbst betrat, um den Waffenstillstand in einen dauernden Frieden umzuwandeln, wurde seine Expedition von den Kebuleuten in großer Schar überfallen; doch gelang es, die räuberischen Kebu zu schlagen und die Dörfer der treulosen Häuptlinge zu zerstören. Hierdurch wurden die Kebu derart eingeschüchtert, daß sie, die bis dahin unter einzelnen Häuptlingen gestanden hatten, sich enger und zwar unter einem deutsch-freundlichen Häuptling, Kuaku von Tschaputschi zusammenschlossen, der nunmehr als Ober-Häuptling sämtlicher Kebustämme die Anbahnung eines regeren Verkehrs nach der Küste und dem Innern hin sich angelegen sein ließ. Das Land der Kebuleute, die etwa auf 8000 Mann geschätzt werden, wurde so dem Verkehr erschlossen, wobei von besonderer Wichtigkeit war, daß die Station Bismarckburg landeinwärts der bis dahin deutsch-feindlichen Stämme angelegt war. Abgesehen von ihrer politischen und militärischen Bedeutung war Bismarckburg wichtig, da dort Versuche mit dem Anbau verschiedener Kulturgewächse gemacht und die zur Ernährung der Europäer wie der farbigen Besatzung nötigen Ge-

treidearten des Landes daselbst gebaut wurden. Die Station wurde im Laufe des Jahres 1889 ausgebaut und wohlbefestigt und mit einer Pallisadenmauer umgeben, dazu die nötigen Wirtschaftsgebäude aufgerichtet und vieles Land unter Kultur genommen; in der direkten Umgegend wurden künstliche Straßen hergestellt. Neben Dr. Wolf ist der Erbauer der Station Bismarckburg ehrend zu erwähnen, der Techniker Bugslag, der ursprünglich nur ein einfacher Handwerker in der kaiserlichen Marine als Schiffszimmermann gedient hatte und dann bei den Expeditionen des Majors von Mechow und der Kassai-Reise Wissmanns durch seinen praktischen Sinn, seine Vielseitigkeit und vor allen Dingen durch seine Energie und Treue, sich die Zufriedenheit und das Lob aller seiner Vorgesetzten stets erworben hat. Die Station Bismarckburg hat er nicht nur eigentlich ausschließlich selbst gebaut, sondern auch monatelang als einziger Europäer gehalten. 1891 starb Bugslag auf Urlaub in Deutschland, nachdem seine Gesundheit durch den langen Dienst in den Tropen total erschüttert war. Recht hervorragend wirkte bei der Erschließung der Umgebung von Bismarckburg Hauptmann Kling. Er begab sich im Juli 1889 in das südwestliche Adeli, um dort den obersten Fetischpriester Jaopura in Dadiassi und den Häuptling Kodjo in Dutukpenne zu besuchen; auf dieser Reise passierte er Pereu und andere von Fetischpriestern bewohnte Dörfer im dichten Urwald, der nach manchen Mühseligkeiten durchschritten wurde. Über den Empfang bei Kodjo in Dutukpenne berichtet Kling folgendes: „Der Häuptling Kodjo, von meiner Ankunft unterrichtet, empfing mich, umgeben von sämtlichen Ältesten, würdevoll. Er zeigte sich über meine Ankunft hocherfreut und sagte, daß er mich bereits seit drei Monaten erwarte. Kodjo ist ein lustiger, ungemein gesprächiger Herr von ungefähr 55 Jahren. An seine, sich unmittelbar an das Rathaus schließende Wohnung mit Vorhof reihen sich halbkreisförmig, den großen Platz umschließend, die Hütten

seiner Weiber an, von denen jede eine bewohnt. Am Abend ließ er mir zu Ehren eine große Tanzvorstellung aufführen. Der Tanzmeister zog mit den Musikanten durch das Dorf, um die Tanzlustigen zum Tanze zu rufen. Dicht bei meinem Zelt, vor welchem ich mit Kodjo und seinem ersten Minister Platz genommen hatte, wurden die Trommeln aufgestellt, deren betäubender Ton mir wohl das Zwerchfell erschütterte, Kodjo's Redefluß aber keine Minute unterbrach. Die Trommler, welche entweder neben ihren mannslangen Instrumenten standen oder dieselben rittlings bearbeiteten, während andere die kleinen saitenumspannten Trommeln über die Schulter gehängt hatten, leiteten unter Begleitung von Händeklatschen und Sologesang des Vortänzers den Tanz ein. Aus dem schnell gebildeten, meist aus händeklatschenden, einen eintönigen Gesang anstimmenden Weibern bestehenden Kreise sprangen der Reihe nach Solotänzer heraus, welche sich eine Zeit lang unter Körperverrenkungen und Wirbeln herumdrehten und dann mit einem hohen Luftkehrtsprung auf ihren Platz begaben, um sofort durch andere ersetzt zu werden. Die nackten, schwarzen, von Schweiß glänzenden Körper der Tanzenden, unter denen besonders einige Weiber mit ihren auf dem Rücken hin- und herbaumelnden Kindern auffielen, gewährten bei dem trüben Lichte der Palmöllampe einen fast dämonischen Anblick."

Ebenfalls gut wurde Kling von Jaopura aufgenommen, von dem aus er noch eine Reihe von Ausflügen zu anderen Häuptlingen und Fetischpriestern unternahm, durch deren Gewinnung er uns die dortige Bevölkerung näher brachte. Stabsarzt Wolf unternahm während dieser Zeit eine größere Reise nach Dahome. Vor Antritt dieser Reise hatte Wolf gewissermaßen als Rekognoscierungstour, welche die Aufklärung der Verhältnisse an der Nordwestgrenze von Dahome bezweckte, im März 1889 einen kurzen Ausflug nach Pessi unternommen. In Pessi fand der Reisende einen dicht zusammenliegen-

den Dörferkomplex, mit teilweis sogar zweistöckigen Häusern, die wie der Rinderreichtum von der Wohlhabenheit seiner Bewohner Zeugnis ablegten; es lebten dort bereits zahlreiche Dahomeleute unter einem besonderen Häuptling.

Bei Wolfs Ankunft litten die Pessileute unter den dort grassierenden Pocken und großem Regenmangel. Da sollte nun der Reisende in erster Linie Regen veranlassen; dies gelang ihm auch in den Augen der Leute vorzüglich, da bald wirklich ein heftiger Gewitterregen eintrat, den man natürlich dem Einfluß Wolfs zuschrieb, infolge dessen die Freude und Dankbarkeit der Pessileute eine große war. Nach freundschaftlichem Abschied trat Wolf den Rückweg nach Bismarckburg an, wo er am 29. März eintraf. Obgleich Wolf festgestellt hatte, daß von Pessi aus ein sechstägiger Weg nach Abome, der Hauptstadt von Dahome führte, so hielt er es bei Antritt seiner neuen Reise nach Dahome doch nicht für zweckmäßig, den direkten Weg über Pessi zum Beherrscher von Dahome einzuschlagen und zwar sowohl aus geographischen Gründen, diese Reiseroute bot dem Forscher zu wenig Neues, wie aus politischen Erwägungen, die Dahomeleute lebten mit den an jener Grenze wohnenden Nachbarstämmen in Feindschaft, ein Umstand, der den Expeditionsführer mindestens bei einer der beteiligten Parteien in Mißkredit bringen mußte. So beschloß denn Wolf, in einem weiten Bogen von Nordosten her nach Dahome vorzudringen, um bei dieser Gelegenheit auch die unbekannte Nordgrenze dieses Landes zu bereisen. Der Aufbruch erfolgte am 22. April 1889 von Bismarckburg mit einer Karawane von 32 Mann. Der Weg führte fast durchweg durch mohammedanische Länder, die einen großen Pferde- und Viehreichtum aufweisen. Die Bevölkerung derselben, perfekte Reiter, zeigte sich überaus kriegerisch veranlagt. Ihre Hauptbeschäftigung bestand in Sklavenraub und im Überfallen der von Lagos nach Salaga und den Nigerstaaten ziehenden

Karawanen, indes fand hier Wolf überall ein ziemlich freundliches Entgegenkommen, da die Bevölkerung eigentlich nur äußerlich dem Islam zugethan war und der Reisende mit den mohammedanischen Priestern stets freundliche Beziehungen zu unterhalten verstand. Die von Wolf auf seiner Reise berührten Stämme waren die Tschautscho, die Sugu und Barbar. Im Lande der letzteren ereilte den Forscher der Tod, ehe er das Ziel seiner Reise Dahome betreten konnte. Schon am 7. Juli war der Stabsarzt auf dem Marsche mit dem Pferde über einen Baumstamm gestürzt und bei diesem Fall auf die rechte Schulter zu liegen gekommen. Ob diesem Unfall ein direkter Einfluß auf den Tod des Forschers zuzuschreiben ist, läßt sich nicht genau sagen. Der Reisende selbst, welcher in seinen Tagebüchern über sein Befinden eingehende Aufzeichnungen gemacht hat, scheint dem Vorfall eine besondere Achtung nicht geschenkt zu haben. Zwei Tage nach dem Unfall wurde der Reisende auf dem Marsche von einem perniziösen Fieber befallen, das ihn zwang, einen fünftägigen Aufenthalt in dem elenden, nur 50 Hütten zählenden Dorfe Dodua zu nehmen. Darauf wurde die Reise nach dem Dorfe Bori fortgesetzt, wo Wolfs Zustand sich wieder verschlimmerte. Die Expedition marschierte trotzdem weiter; der Führer, der so schwach geworden war, daß er sich nicht mehr auf dem Pferde halten konnte, ließ sich in der Hängematte tragen, bis man am 25. Juni den Ort Dabari erreichte. Bis zuletzt noch hatte der Forscher freilich mit ganz zitternder Schrift mit größter Gewissenhaftigkeit kurze Aufzeichnungen über die Reise in seinem Notizbuch eingetragen. Der Tag nach der Ankunft in Dabari, der 26. Juni, den Wolf noch als „Ruhetag in Dabari“ in seinem Notizbuch eingetragen hat, sollte ihn zur ewigen Ruhe hinüberführen. Dr. Ludwig Wolf verstarb an diesem Tage inmitten einer wenig teilnahmsvollen farbigen Begleitung, ohne der Pflege und Fürsorge eines fühlenden Freundes teilhaftig zu werden. Der Reisende

hatte seinen Zustand genau erkannt und den Dolmetscher beauftragt, ihn nach seinem Tode in die deutsche Flagge zu hüllen, eine Salve über seinem Grabe abzugeben und die Mannschaft sicher zur Station Bismarckburg zurückzubringen und dort die Tagebücher und Aufzeichnungen dem Hauptmann Kling zu übergeben. Die letzten Befehle Wolfs wurden ausgeführt. Nach seinem Tode war es das Bestreben des Hauptmanns Kling, auf den wissenschaftlichen Resultaten der Wolfschen Reisen weiterzubauen und mit den eingebornen Stämmen Handelsverträge abzuschließen.


Hauptmann Kling

So marschierte Kling von der Küste aus über Salaga und Bismarckburg nach Tschautscho, mit dessen Sultan bereits Dr. Wolf und Dr. Büttner Beziehungen angeknüpft hatten, derart, daß dieser unter deutschen Schutz gestellt wurde; hier nun überbrachte Kling Geschenke des deutschen Kaisers. Von Tschautscho marschierte Kling über Sugu in nördlicher Richtung weiter, um womöglich das feindselige Barbar gänzlich zu durchschreiten und über die Todesstätte Dr. Wolfs zurückzukehren, doch mußte der Reisende vor Kuande, der Hauptstadt Zentral-Barbars, umkehren, da es ihm nicht gelang, mit den feindselig gesinnten Eingebornen sich über einen friedlichen Weitermarsch der Expedition zu verständigen. Nur mit Mühe entging der Reisende einem für die Expedition sicher verderblichen Kampf in Zentral-Barbar. Im übrigen waren, obgleich es Hauptmann Kling trefflich verstand, sich im guten mit den Eingebornen zu einigen, Kämpfe für ihn unvermeidlich. Wiederholt wurde auf dem Rückwege, den die Expedition von Sugu aus nach Salaga antrat, diese von den Eingeborenen überfallen. Von Salaga kehrte

Kling über Bismarckburg zur Küste zurück. Von dort suchte der an schwerer Dysenterie erkrankte Forscher zu seiner Erholung die deutsche Heimat auf, doch war es auch für ihn zu spät, er verstarb bald nach seiner Rückkehr in Berlin.

Im Laufe des letztvergangenen Jahres ist die Station Bismarckburg als Europäerstation aufgegeben worden, weil sie neuerdings den gehegten Erwartungen, den Handel aus dem Innern an sich zu ziehen und nach der Küste zu leiten, nicht entsprochen hat; es ist dafür die Anlage einer Europäerstation im Westen des Schutzgebiets, in Kete-Kratji, einem der wichtigsten Verkehrszentren, beschlossen worden.

Weiterhin ist im Togolande die von Lome aus auf sicheren Wegen in fünf Tagen zu erreichende Station Misahöhe vom Lieutenant Herold (jetzt Hauptmann in der preußischen Armee) in zweckentsprechender Weise ausgebaut. Herold seinerseits hat ebenfalls mehrfache Reisen im Hinterlande des Schutzgebietes unternommen und dadurch zur besseren Kenntnis desselben erhebliche Beiträge geliefert.

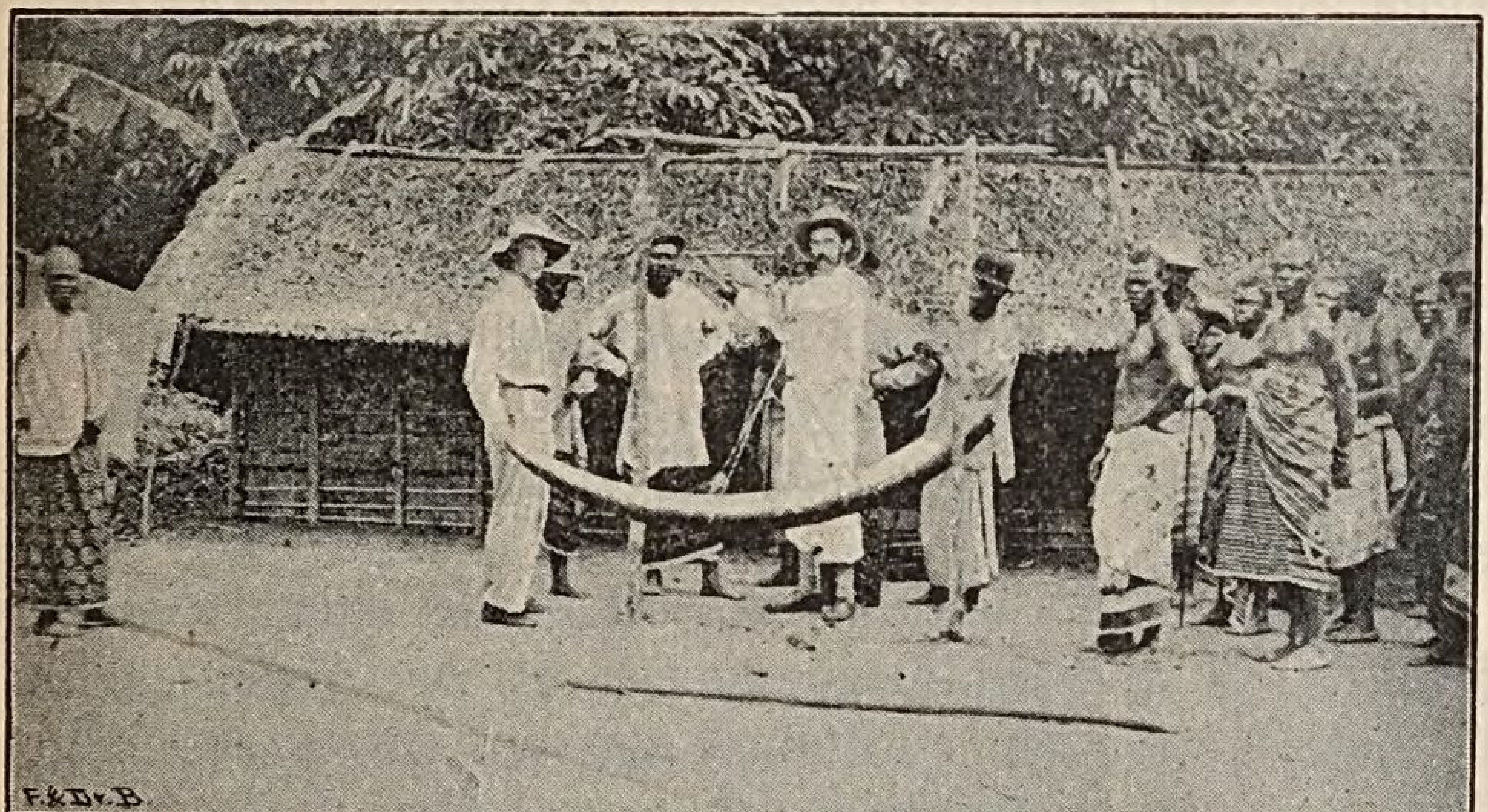
Von besonderer Wichtigkeit ist eine im vergangenen Jahre ausgesandte Expedition unter Führung der Herren Dr. Gruner und von Carnap, von der man erhofft, daß sie günstige Grundlagen für eine Ausdehnung unserer Kolonie nach Norden hin schaffen wird.

* * *

An die Spitze der Verwaltung des Schutzgebiets Togo ist ein Landeshauptmann gestellt, dessen Funktionen lange Zeit von dem in Westafrika viele Jahre thätigen, wohlerfahrenen Herrn von Puttkamer versehen worden sind, der neuerdings, wie wir wissen, nach Kamerun berufen ist. Dem Landeshauptmann zur Seite stehen außer den notwendigen Bureaubeamten, ein Arzt, der bereits früher erwähnte Stabsarzt Dr. Wicke, mehrere

Zollbeamte, Stationschefs in den angelegten Stationen, ein Kommandeur der Polizeitruppe, welche man in Togo bereits früher als in Kamerun aus der einheimischen Bevölkerung errichtet hat. Dazu treten Postbeamte, Lehrer, Unteroffiziere, Lazarettgehilfen und Dolmetscher. Die Einnahmen der Kolonie bestehen hauptsächlich in den Zöllen und anderen von den Eingeborenen erhobenen Abgaben, die in Togo eine derartige Höhe stets erreicht haben, daß die Ausgaben dieses Schutzgebietes aus den Einnahmen vollauf gedeckt werden konnten. Die Rechtspflege unter den Eingeborenen des Schutzgebietes wird vom Landeshauptmann zweckmäßigerweise derart ausgeübt, daß die vorkommenden Streitigkeiten unter der Aufsicht der Regierung durch die eingeborenen Häuptlinge selbst geschlichtet werden. Größere Zwistigkeiten werden durch den Schiedsspruch der Amtsvorsteher in Klein-Popo und Lome, sowie der Stationsleiter geregelt; erst dann, wenn sich die Parteien dem Spruch dieser Beamten nicht unterwerfen, gelangen sie vor den Landeshauptmann. Die Überweisung geringfügiger Streitigkeiten an die Häuptlinge, deren Urteil sich die Parteien in den meisten Fällen fügen, hat den Vorteil, daß die Gebräuche der Eingeborenen berücksichtigt werden, und daß die Regierung an Personal spart, ohne an Einfluß zu verlieren. Die praktische Ausnutzung des Schutzgebietes hat, was die Kultur des Bodens und den Handel anlangt, seit Begründung der Kolonie recht bedeutende Fortschritte gemacht. Bezüglich der Plantagen müssen wir in Togo besonders hervorheben, daß auch die Eingeborenen für diese ein reges Interesse zeigen. Sie pflanzen insbesondere Kakao, Kaffee und Kokosnüsse und zwar in recht umfangreichen mit Verständnis angelegten und unterhaltenen Pflanzungen. Baumwolle und Tabak, deren Anbau große Rentabilität verspricht, finden wir bislang nur in den Plantagen der Europäer, besonders auch in den von der Regierung angelegten Pflanzungen. Europäische Gemüse werden

von den deutschen Beamten und Kaufleuten in großer Auswahl und Masse angebaut und gedeihen vorzüglich. Der Wert der insgesamt ausgeführten Waren aus dem Schutzgebiet ist in den letzten Jahren stetig gestiegen und beziffert sich nunmehr auf fast $3^1/_4$ Millionen Mark, dasselbe gilt von der Gesamteinfuhr in das Schutzgebiet, deren Wert über $2^1/_2$ Millionen Mark beträgt. Die hauptsächlichsten Ausfuhrartikel sind Palmöl, Palmkerne, Gummi, daneben noch Mais, Elfenbein, Piassava, Häute, Kopra, Erdnüsse und verschiedene Holzsorten. Bei diesem



Ein 140-Pfünder. Nach einer Photographie von Hauptmann Morgen

stetig sich steigernden Handel und den erfreulichen Fortschritten in der Kultivierung des Grund und Bodens ist natürlich mit Ernst an die Schaffung von Verkehrswegen gedacht worden. Es ist zunächst damit im Umkreise der Stationen und an der Küste begonnen worden; eine allmähliche, aber stete Ausdehnung und Erweiterung derselben steht aber auf dem Programm der Regierung, welche sich der berechtigten Hoffnung hingiebt, daß durch die verbesserten Verbindungen mit der Küste, nicht nur der Handel befördert, sondern auch der Einfluß der Regierung auf die Stämme des Hinterlandes gesteigert werden wird. Das bedeutendste und

für das Schutzgebiet wichtigste derartige Unternehmen ist die Anlage von Straßen im Westen und Osten des Schutzgebietes, die in die großen Ölpalmendistrikte des Inneren und darüber hinaus bis zu den großen Handelszentren weitergeführt werden sollen. Bislang ist hiervon die westliche Straße bis zu dem 55 km im Innern gelegenen Ort Kewe, die Oststraße bis 16 km ins Innere herein fortgeführt. Die Wege werden sämtlich in einer Breite von 4 m angelegt; von 6 zu 6 km sind Wegewärter angestellt, welche die Straßen überwachen und reinigen. Ein weiteres von der Verwaltung des Schutzgebietes in Angriff genommenes Unternehmen ist die Reinigung und Schiffbarmachung des Sioflusses, der in seiner ganzen Länge die fruchtbarsten Landstraßen und Öldistrikte durchläuft, in denen große Massen von Landesprodukten aus Mangel an Transportmitteln verkommen. Sobald dieser Wasserlauf für große Boote fahrbar gemacht ist, muß er eine große Bedeutung für den Handel gewinnen.

Unsere Postverwaltung ist, wie in den anderen Schutzgebieten, so auch in Togo wacker an der Arbeit. Der Geschäftsbetrieb der zu Klein-Popo und Lome errichteten Postagenturen vergrößert sich von Jahr zu Jahr und erstreckt sich auf sämtliche Geschäftszweige des heimischen Betriebes, mit Ausnahme der Beförderung von Wertbriefen und Wertpaketen. Diese erscheint infolge der schwierigen Brandungsverhältnisse der Küste ausgeschlossen. Von eminenter Wichtigkeit für Handel und Verkehr ist die seit Januar vorigen Jahres im Betriebe befindliche Telegraphenanlage, die das Togogebiet in sich und mit der englischen Nachbarkolonie und dadurch per Kabel mit Europa verbindet. Auch nach der benachbarten französischen Kolonie ist der telegraphische Anschluß gesichert. Deutscherseits ist der Bau schon bis zur französischen Grenze vorgeschritten, und die französischen Behörden sind ebenfalls am Werk, so daß die Togokolonie bald im Osten und Westen durch Kabel mit

Europa verbunden sein wird; vom Hauptplatz der französischen Nachbarkolonie Kotonu aus ist ebenfalls ein solches nach Europa gelegt. Allgemeine Sensation hat bei den Eingeborenen der für den inneren Verkehr im Schutzgebiet eingerichtete Fernsprechbetrieb hervorgerufen. Die Anlage, ebenso wie der Telegraph, wird außerordentlich stark von Weißen sowohl wie von Schwarzen benutzt. Bemerkenswert ist die Thatsache, daß das verhältnismäßig kleine Togogebiet die einzige Kolonie an der Westküste ist, welche sich einer Fernsprechanlage erfreut, abgesehen von einer kleinen Linie in dem französischen Nachbargebiet, die zu militärischen Zwecken den Strandplatz Weidah mit der Stadt verbindet.

Dreimal im Monat bringen nach Togo deutsche Postdampfer europäische Post; weitere dreimal im Monat erhält das Schutzgebiet solche von englischen Dampfern, die in Kotonu an Land gesetzt und von dort durch zweimal in der Woche gehende regelmäßige Überlandposten nach Togo befördert wird. Gleich günstig ist die Postverbindung nach der Heimat.

Die Entwickelung des Schutzgebietes ist im großen und ganzen eine zu bedeutenden Hoffnungen berechtigende; eine stetige Steigerung der Einnahmen ist zu erwarten. Die sich ergebenden Überschüsse kommen dem Schutzgebiete zu gute, indem sie im Interesse desselben von der Regierung verwandt werden und somit einen weiteren Anstoß zu kulturellen Unternehmungen in der Togokolonie geben.

Drittes Kapitel

Deutsch-Südwestafrika

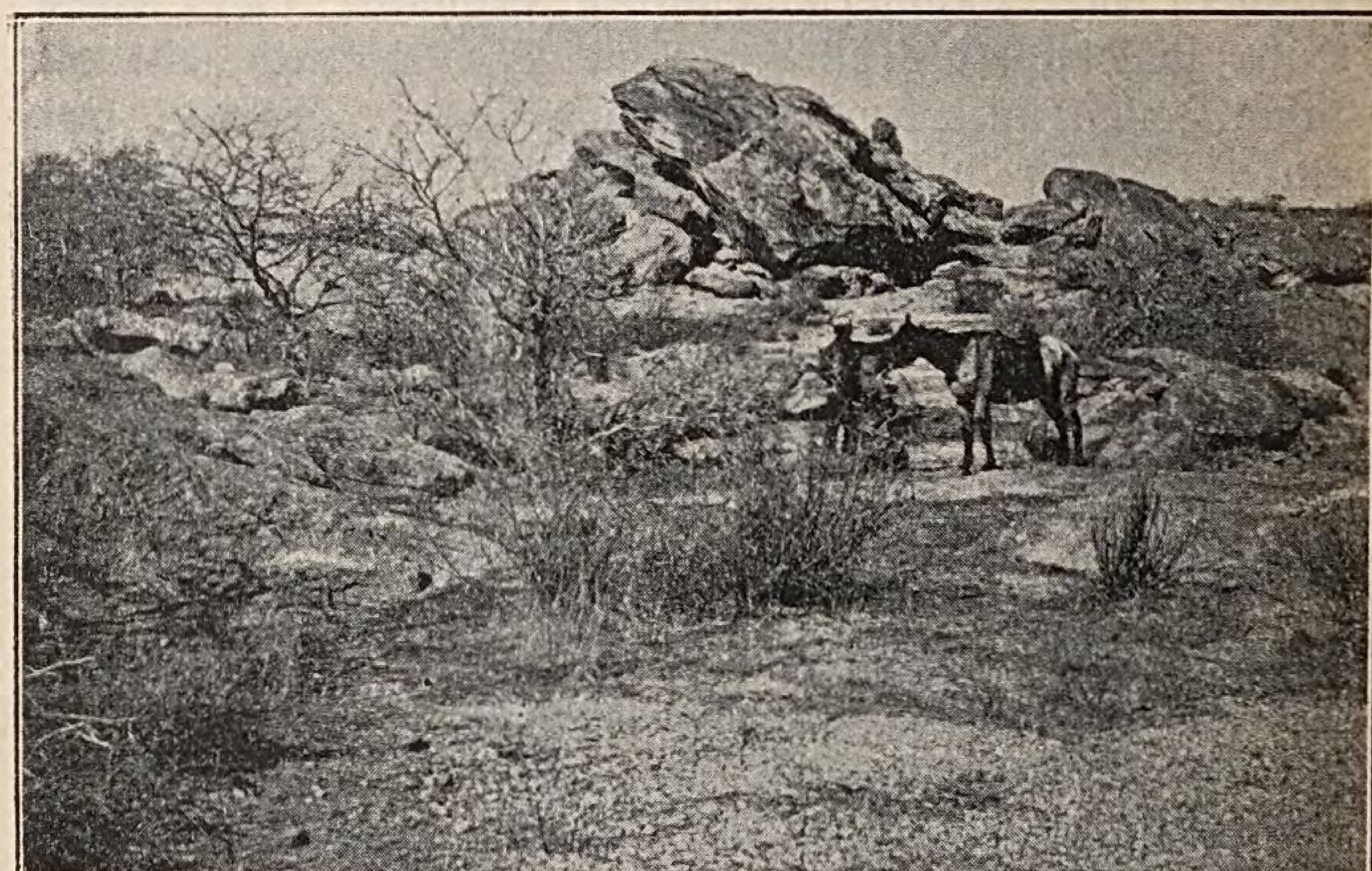
1. Die geographische und wirtschaftliche Lage

Im südlichen Teile der Westküste Afrikas, mit der nördlichsten Grenze an die tropische Zone heranreichend, liegt Deutsch-Südwestafrika, hervorgegangen aus Deutschlands erster Kolonie Angra-Pequena, ein Name, der seit 1884 in aller Munde ist und „kleine Bucht" bedeutet. Die jetzige Größe dieses Schutzgebietes, welches das Deutsche Reich fast um $^2/_3$ seines Flächeninhalts überragt, beträgt 835 000 qkm, die Küstenausdehnung 1350 km. Die Bevölkerungsdichtigkeit aber in dieser Kolonie ist eine ungeheuer geringe. Genaue Angaben lassen sich nicht machen, indes dürfte sich die Einwohnerzahl keinesfalls über 300 000 belaufen. Die Grenzen der Kolonie werden dem Leser aus der dem Buche beigefügten Karte ersichtlich. Im Norden reicht Deutsch-Südwestafrika an portugiesisches Schutzgebiet heran, während uns im Süden die englische Kapkolonie benachbart ist. Zu der letzteren gehört auch das um den 23. Breitengrad herum sich ausdehnende Gebiet der Walfisch-Bai, welche bis vor kurzem noch als die beste Bucht der ganzen Küste galt, außerdem eine Reihe von Inseln, die der deutschen Küste vorgelagert sind. Es sind dies von Norden an gerechnet, die Hollams Bird, die Merkury, Ichaboe, Halifax, Long, Possession, Pomona, Plum Pudding und Roast Beef Islands. Die deutschen

Besitzungen umfassen das Groß-Namaland, das Damaraland und einen Teil des Ovambolandes. Die Beschaffenheit der Küste ist eine trostlose. Der Mangel an Gliederung derselben, sowie die gefährliche Brandung des Meeres im Verein mit vielen Untiefen, haben von jeher eine Landung den jenen Teil des Atlantischen Oceans befahrenden Schiffern nicht gerade wünschenswert erscheinen lassen. Ab und zu waren durch Errichtung von Landmarken die wenigen an der Küste vorhandenen Buchten den Schiffern kenntlich gemacht. Die ganze Küste stellt sich als eine nur hie und da durch hohe und kahle Felsen unterbrochene Sandwüste dar, die nur vereinzelt Wasser bietet und auch von den Eingeborenen zumeist gemieden worden ist; denn auch diese haben längs der Küste nie gewohnt. Die noch jetzt vorhandenen Reste primitiver Hütten, die aus Schwemmholz und Walfischrippen hergestellt waren, rühren aus einer Zeit her, wo an der Küste der Walfischfang betrieben wurde, und auch dort sprechen die vielen angespülten Schiffstrümmer noch deutlich von den vielen Opfern, die das brandende Meer von den Walfischfängern verlangte. Die Flüsse Deutsch-Südwestafrikas erreichen mit wenigen später zu erwähnenden Ausnahmen das Meer nur in der Regenzeit. Der sich an der südwestafrikanischen Küste hinziehende Sandstrich hat eine Breite von durchschnittlich vier deutschen Meilen. Der an den Ozean stoßende Teil dieser Sandwüste ist infolge der starken dort herrschenden Winde einer steten Veränderung unterworfen; einige Kilometer landeinwärts aber ist der Sand zu festerer Gestalt gelagert.

Die wichtigsten Buchten sind außer der in englischem Besitz befindlichen Walfisch-Bai: Angra-Pequena, welches zum Andenken an den verschollenen, für tot zu erachtenden Erwerber der Kolonie Lüderitz, den Namen Lüderitz-Bucht erhalten hat, ferner der Sandwichhafen, die Croßbai und die Swakopmündung. Die Bucht von Angra Pequena bildet einen guten Zugang zum Groß-Nama-

lande. Die Bucht ist sehr weit und durch die davorliegenden Guano-Inseln geschützt. Ursprünglich machte diesen Hafen mit den vorgelagerten Inseln der bedeutende Gewinn, der aus dem Guano erzielt wurde und der sich häufig pro Jahr auf 300000 Mark belief, sowie der Robben- und Fischfang wertvoll. Der Guano rührte von den massenhaften Vogelscharen her, die jene Inseln belebten und denen die Fische des Meeres reichliche Nahrung boten. Es waren besonders die Bewohner der



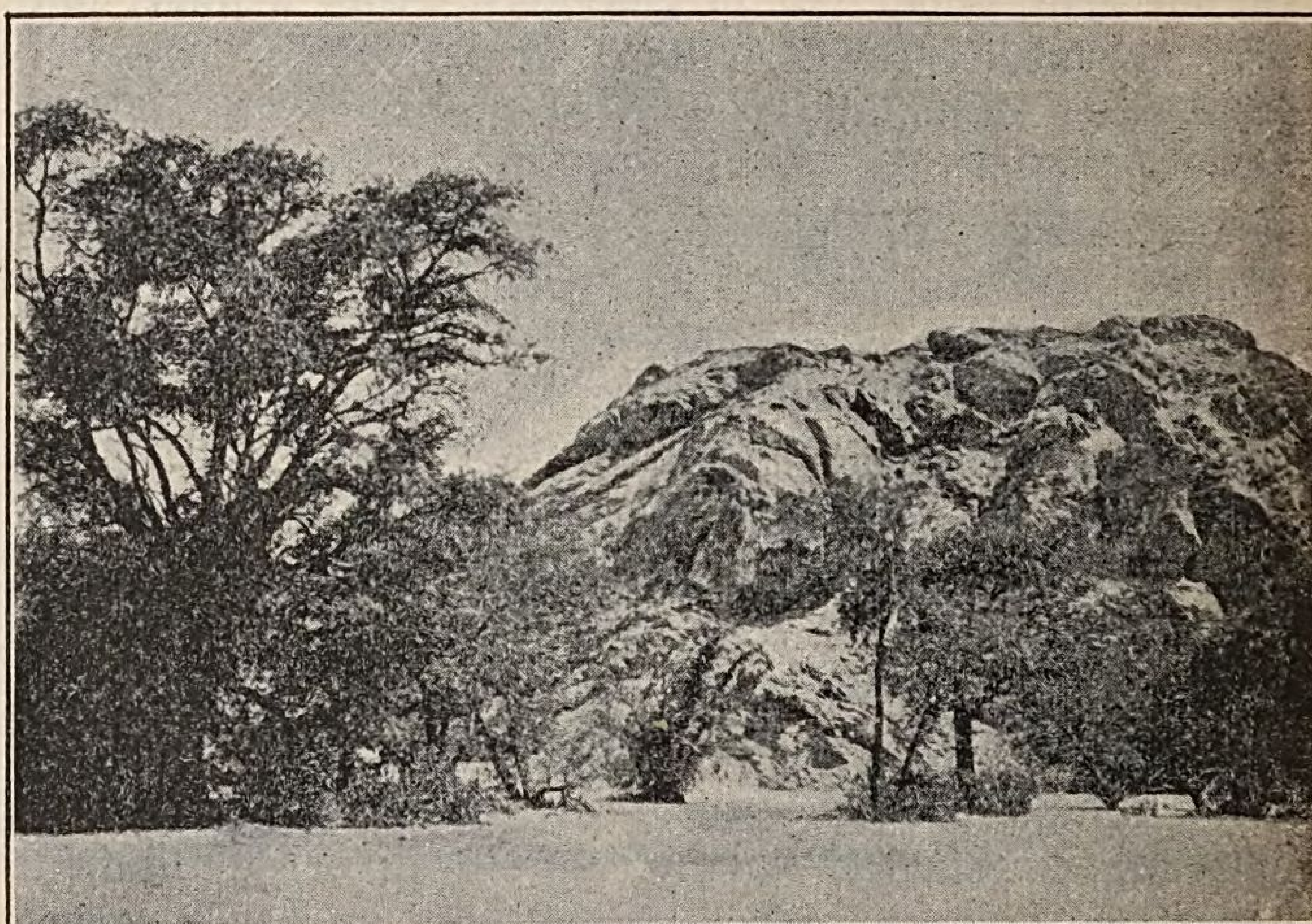
Felspartie östlich Otyimbingue. Nach einer Photographie von Dr. Gürich

Kapkolonie, welche jene Gegenden aufsuchten und aus den genannten Artikeln für sich Nutzen zogen. Ein großer Nachteil der Bucht von Angra-Pequena ist ihre Wasserarmut. Man ist genötigt, das Wasser aus dem Innern des Landes zu holen, und zwar ist die nächste Wasserstation „Aus" immer noch über zehn deutsche Meilen von der Küste entfernt. Kaum wertvoller als die Lüderitzbucht ist der Sandwichhafen, denn auch zu diesem ist die Einfahrt schwierig, indem hinzugetriebene Sandmassen dort die Entstehung vielfacher

Untiefen verursacht haben, wie auch für den Schiffer an der ungegliederten, eintönigen Küste dieser Hafen vom Meer aus schwer zu erkennen ist. Die oben angeführte Croßbai hat ihren Namen von einem Kreuz, das im Jahre 1486 von den Portugiesen hier errichtet und vor zwei Jahren von einem deutschen Kriegsschiff wieder aufgefunden worden ist; aber auch zur Croßbai ist die Einfahrt ziemlich schmal und nicht ungefährlich. Um so erfreulicher ist für uns, besonders in Anbetracht dessen, daß die Walfischbai sich in englischem Besitz befindet und auch, nebenbei bemerkt, allmählich der Versandung entgegengeht, die Auffindung einer guten Landungsstelle direkt nördlich von der Walfischbai in unserem Gebiet an der Swakopmündung. Die nach Südwestafrika abgegangenen Transporte an Truppen und Materialien haben daselbst verhältnismäßig gut gelöscht werden können, und auch die sonstigen Verhältnisse des Landes, besonders das stete Vorhandensein von Trinkwasser, von Weideland für das Vieh und der Umstand, daß ein verhältnismäßig guter Verkehrsweg von der Bucht in das Hinterland hineinführt, machen die Swakopmündung zu einer wertvollen Bai, die noch durch künstliche Bauten wesentlich verbessert werden kann und wird. Nach ihr hat sich bereits infolge der für den Hafen zu erwartenden Entwickelung ein starker Verkehr auf Kosten der Walfischbai hingezogen. Die günstigen Verhältnisse an der Swakopmündung bilden mit eine gute Vorbedingung für vorteilhafte Entwickelung unseres Schutzgebietes. Überhaupt muß man sagen, daß die Ansichten in der großen Masse des Volkes über Südwestafrika und besonders über die dortige Küste lange Zeit viel zu ungünstig gewesen sind. Im Nachstehenden bemühen wir uns an der Hand älterer und neuester Quellen, besonders der in der letzten Denkschrift des Auswärtigen Amtes veröffentlichten Berichte der Herren Dr. Hindorf, Dr. Dove und Dr. Sander ein objektives, von Schönfärberei und Schwarzmalerei freies Bild dem Leser nicht nur von den geographischen, sondern

auch von den außerordentlich wichtigen wirtschaftlichen Verhältnissen dieser Kolonie zu geben.

Der wirtschaftliche Wert des Schutzgebietes hängt natürlich in einem ganz besonders hohen Maße von den hydrographischen Verhältnissen des Landes ab, die man sich bei uns häufig schlechter vorstellt, als sie in Wirklichkeit sind. Die einzigen Flüsse allerdings, welche zu jeder Jahreszeit Wasser führen, sind der Orange-, der Kunene- und



Sandwald im Swakop. Nach einer Photographie von Dr. Gürich

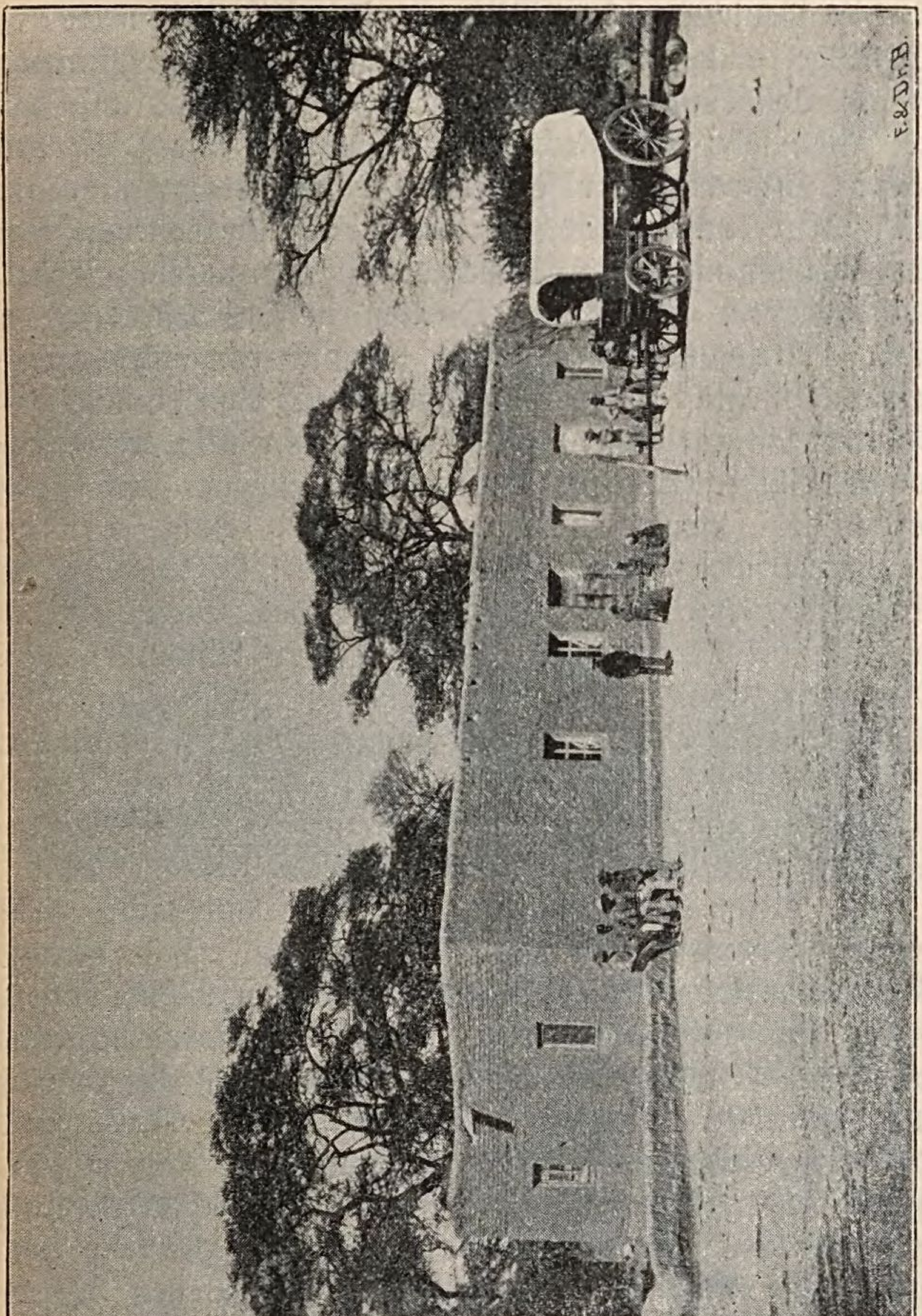
der Okavango- oder Ombuengefluß. Für die Schiffahrt sind die beiden ersterwähnten Grenzflüsse, der Orange im Süden und der Kunene im Norden, von keiner Bedeutung, da sie durch viele Wasserfälle unmöglich gemacht wird, und auch vorgelagerte Sandbänke die Einfahrt in den Fluß erschweren, aber die drei genannten Flüsse führen recht bedeutende Wassermassen mit sich, selbst in der trockenen Zeit bei niedrigstem Wasserstande. Der Ombuenge fließt, aus dem Nordwesten

kommend, in den außerhalb der deutschen Interessensphäre gelegenen Ngamisee und hat auch aus diesem wieder mehrere Abflüsse. Ferner kann später von großer Wichtigkeit für unser Gebiet der sich bekanntlich in den Atlantischen Ozean ergießende, mächtige Sambesi werden. Außer den genannten Flüssen giebt es eine Reihe von Rinnsalen, die nur zur Regenzeit Wasser führen, die ganze andere Zeit des Jahres aber trocken sind. Immerhin sind diese Flüsse von der größten Bedeutung für die Kultivierung Südwestafrikas, da sie zu gewissen Zeiten im Jahre ganz bedeutende Wassermassen bergen, die mit ungeheurer Gewalt teils nach Westen, teils nach Osten hinfließen. Es ist nur zu bedauern, daß diese Flüsse trotz ihrer großen Wassermassen meist sehr bald versiegen und nur selten die Küste erreichen. Bei den sehr plötzlich eintretenden Regenfällen sind solche Flüsse für die in oder an den Flüssen sich fortbewegenden Züge von Ochsenwagen nicht ungefährlich, da die Wassermassen häufig mit einer Vehemenz ankommen, daß ein rechtzeitiges Entweichen, trotzdem man das Tosen des heranbrausenden Wassers vernimmt, mitunter unmöglich ist. Bei der enormen Gewalt des heranstürzenden Schlamm- und Wasserstromes, der mehrhundertjährige Bäume wie Streichhölzer knickt, können auch die von der grellen Sonne an der Oberfläche mürbe gewordenen Felsen nicht widerstehen, und Jahr um Jahr schneidet der Fluß sein Bett tiefer ein. Bald aber versiegen die so plötzlich gekommenen Wasser im Sand der Flüsse und bilden von hier aus die Grundbedingung für eine üppigere Entwicklung der Vegetation an den Flußläufen. Einer dieser Flußläufe, in Südwestafrika Omiramba genannt (Singular Omuramba), ist der bereits erwähnte Swakopfluß. Über das Anlaufen desselben möge hier eine Schilderung durch Dr. Pechuel-Lösche Erwähnung finden:

„Am 21. und 22. Oktober 1884, so wird erzählt, entluden sich einige Wetter über der Wasserscheide des Swakop und Nasob. Am 23. vormittags 4 Uhr sahen

wir zum Otyimbingue das Wasser im Flußbette herannahen im Grunde etwa so, wie Flüssigkeiten in Rinnsteinen von Städten. Kotig und dickflüssig von Staubmassen, Rindermist, Grasspreu, Blattwerk u. s. w. wälzte es sich zunächst über die tiefsten Stellen des Bettes, jedoch so schnell, heran, daß übermütige Knaben sich nur in vollstem Laufe vor ihm halten konnten. Binnen einer Stunde strömte der Fluß an einer 220 Meter breiten Stelle 1—1,5 m tief mit großer Gewalt bis zum nächsten Vormittag, fiel dann ein wenig, stieg aber nachmittags nochmals zu größerer Höhe und ließ dann stetig nach, bis am 26. Oktober der Kotstrom aufhörte und nächsten Tages das Bett trocken lag, wie zuvor. Um festzustellen, wie weit die bedeutenden Wassermassen gelaufen waren, folgten wir dem Bette. Es fanden sich überall nur noch geborstene Schlammanlagen."

Die Zahl solcher Omiramba ist eine überaus große; die in ihnen angesammelten Wassermengen sind groß genug, um nicht nur in den Hauptflüssen, sondern auch in vielen der kleineren Nebenadern einen das ganze Jahr hindurch unter der Oberfläche langsam fließenden schwachen Wasserstrom unterhalten zu können. Beim Nachgraben in den Wasserläufen erreicht man daher häufig schon in geringer Tiefe einen oder einige Fuß unter der Oberfläche Wasser; an anderen Stellen muß man allerdings zu bedeutender Tiefe herabgehen, ehe man auf Wasser stößt. Von dem Omuramba hat man in Südwestafrika die Vley zu unterscheiden; unter dieser versteht man dort eine ganz flache, beckenartige, abflußlose Senkung im Gelände, wo das sich sammelnde Regenwasser infolge geringer Durchlässigkeit des Bodens sich eine Zeit lang, unter günstigen Umständen Monate lang hält, während in langer Trockenzeit die Vley austrocknet, und dann meist frisches reichliches Gras aus dem Boden derselben hervorsprießt; am Rande einer solchen Vley ist meist ein kräftiger Baumwuchs zu finden; leider ist die Ausdehnung der Vleys in der Regel nicht bedeutend.



Barmen. Nach einer Photographie von Missionsdirektor Dr. A. Schreiber

Noch etwas anderes als die Omiramba und die Vley stellen die Pfannen Südwestafrikas dar, die freilich mit den ersteren gar nicht zu verwechseln sind. Ihr Wasser hat einen starken Salzgehalt, die Pfannen sind als Überbleibsel früherer Brackwasserseen anzusehen. Daher

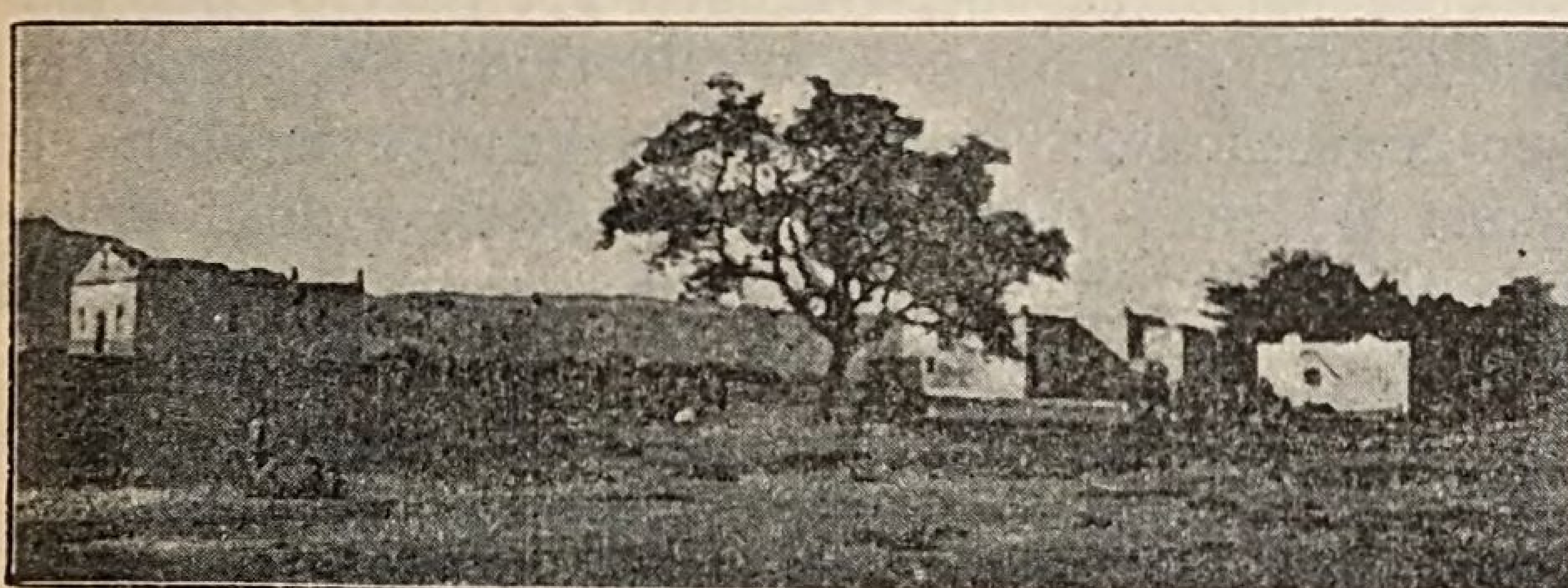
ist die Benutzung der Pfannen für Ackerbauzwecke in der Regel ausgeschlossen. Die Umgebung der Pfannen ist als Weideland wertvoll, da dort reichliches und für das Vieh sehr gedeihliches Futter wächst, wie z. B. am ganzen Südrande der sehr bedeutenden Etosapfanne im südlichsten Ovamboland, wo die weiten Grasebenen mit Rudeln allen möglichen Wildes dicht besetzt zu sein pflegen. Die Zahl der natürlichen Quellen in Südwestafrika ist nicht so klein, als man bisher bei uns gemeinhin anzunehmen pflegte, aber im Verhältnis zur Ausdehnung des Gebietes ist ihr Vorkommen doch beschränkt; wildsprudelnde Bäche entstehen aus solchen Quellen nur ganz vereinzelt. Bemerkenswerterweise sind einige der zu Tage tretenden Gewässer heiße Quellen; sie kommen im nördlichen, wie im südlichen Teil des Schutzgebietes vor: so die Quelle von Rehoboth, von Windhoek, von Otyikango, von Otyikango-Okatiti, von Omapiu und von Omburo. Die Temperatur derselben bewegt sich zwischen 50 und 70° C. Für den Ackerbau, die Viehzucht und besonders auch den Verkehr sind die gewöhnlichen Wasserstellen von weitaus größerer Bedeutung.

An diesen Wasserplätzen und den Omiramba zieht sich in Südwestafrika der Verkehr hin. Das einzige Verkehrsmittel bilden die südafrikanischen Ochsenwagen, zwar sehr unförmige, aber für die Landesverhältnisse praktische Gestelle, die aus starken Planken hergestellt, mit doppelten Planen aus Segeltuch überdeckt und von außerordentlich solide konstruierten Rädern getragen sind. Diese Wagen werden von 10 bis 12, auch mehr Ochsen gezogen und müssen den Verkehr auf zum Teil gänzlich ungebahnten, häufig steilen Wegen unterhalten. Im Innern sind diese Wagen für den Gebrauch der Europäer so bequem wie möglich eingerichtet, da sie ihm auf Reisen zugleich als Wohnung und Lager dienen.

Die Gegenden um die Wasserplätze sind natürlich für Ansiedelungszwecke von den Eingeborenen besonders in

den wasserärmeren Gebieten außerordentlich begehrt und haben schon die Ursache zu mancher Fehde gebildet. Heutigen Tags freilich wissen sich auch die Eingeborenen selbst in den Gegenden, wo das Wasser nicht offen zu Tage tritt, ganz gut zu helfen. Über die Art und Weise, wie dies in den wasserärmeren Gebieten auf der Hochfläche des Damaralandes geschehen ist, und wie man der durch Wasserarmut an manchen Stellen verursachten Kalamität begegnen kann, berichtet Dr. Hindorf:

„Die Herero haben in ihrem Bedürfnis, für ihre großen Viehherden immer weitere Weidegebiete sich zu erschließen, mit Geschick und Erfolg immer nach neuen



Groß=Barmen (Otykango)

Stellen Umschau gehalten, wo durch Anlage von Brunnen Wasser zu erreichen wäre. Im Laufe der Jahre haben sie eine ganz ansehnliche Zahl von Brunnen auf den an Wasserstellen armen Hochflächen gegraben, oft mit großer Mühe, und sie haben auf diese Weise große Strecken Landes als Weide nutzbar gemacht, die hierfür früher, trotz reichlichen Futters, des mangelnden Trinkwassers wegen kaum in Betracht kamen. Die Zahl der Stellen in dem Roterdegebiet, wo in verhältnismäßig geringer Tiefe unter der Oberfläche Wasser zu finden ist, ist überraschend groß, und es unterliegt keinem Zweifel, daß die Anzahl der Brunnen noch sehr vermehrt werden könnte, da solche noch lange nicht überall angelegt sind, wo nach der Bodenkonfiguration, der Vegetationsdecke und nach

anderen Anzeichen mit Sicherheit Wasser im Untergrunde zu erwarten ist. Über die durch solche Brunnen zu erschließenden Wassermengen liegen keine ausreichenden Daten vor. Sicher ist, daß die Herero das ganze Jahr hindurch Hunderte und Tausende von Rindern an einzelnen dieser Brunnen tränken; ob der Wasservorrat derselben auch für Bewässerungszwecke ausreicht, bedarf noch näherer Feststellung.

Durch Vertiefung und Ausmauerung der Brunnen und durch Anlage von Pumpen, eventuell mit Windmotoren- oder anderem Maschinenbetrieb, kann hier übrigens noch manches verbessert werden, denn die jetzigen offenen Wasserlöcher oder Brunnen der Herero und ihre primitive Schöpfmethode sind keineswegs mustergültig. Außer der Neuanlage gewöhnlicher Brunnen werden wir auch die Bohrung artesischer Brunnen in Deutsch-Südwestafrika vielerorten mit bestem Erfolge vornehmen können.

Außerordentlich viel kann dann ferner im ganzen Lande durch Anlage von großen Sammelbecken mit Hilfe von Fangdämmen und Thalsperren geschehen, für die sich sozusagen überall günstige Örtlichkeiten finden lassen. Das Bestreben muß natürlich dahin gehen, diese Dämme an solchen Stellen anzulegen, wo durch verhältnismäßig geringe Erdarbeiten ein möglichst großes Sammelbecken geschaffen wird, und ferner ist es wichtig, bei der Auswahl des Platzes darauf zu achten, daß auch oberhalb des Dammes ein genügend großes Entwässerungsgebiet liegt, dessen oberirdisch abfließende Regenwässer dem Sammelbecken zuströmen. Denn sonst kann es vorkommen — und ich habe solche Fälle in Südafrika kennen gelernt —, daß ein schöner Damm und ein großes Sammelbecken wenig zur Geltung kommen, weil die ihm zufließenden Wassermengen nicht ausreichen, um das Becken zu füllen, so daß es stets nur zu einem kleinen Teile ausgenutzt wird. Überall in Deutsch-Südwestafrika, selbst in dem regenarmen Küstengebiet, sind die dort fallenden

Regenmengen groß genug, um Sammelbecken selbst mit sehr großer Fassungskraft, wenn sie nur richtig angelegt sind, bald zu füllen.

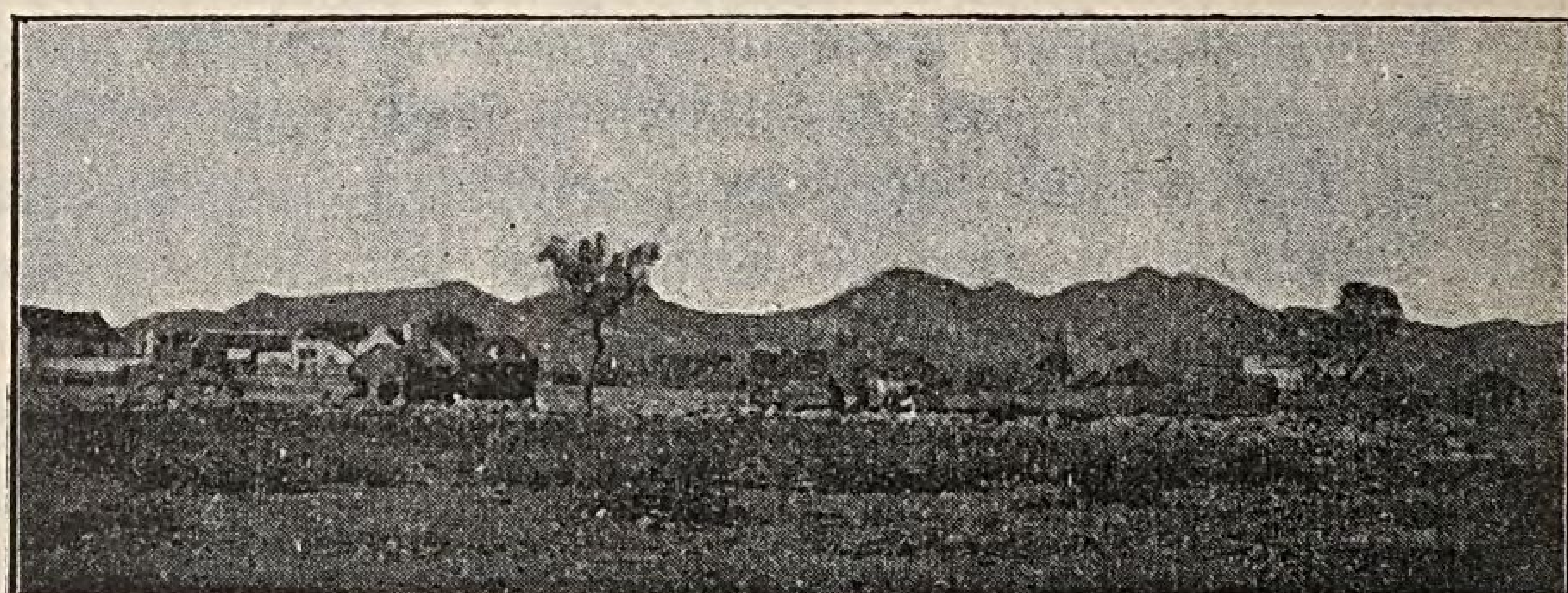
Das Material für den Bau der Dämme ist überall vorhanden, und wenn dasselbe sowie der Boden in dem Sammelbecken anfangs auch etwas durchlässig ist, so werden doch erfahrungsmäßig solche Becken bald genügend dicht. Die Verluste durch Versickern des Wassers werden dann unerheblich. Auch durch Verdunstung des Wassers geht nicht so viel verloren, daß dadurch der Nutzeffekt der Anlage in bedenklicher Weise geschmälert würde, wofern nur das Becken an sich genügend groß ist und besonders das Wasser ziemlich tief darin steht im Verhältnis zu seiner Oberflächenausdehnung. Gute Sammelbecken, in der Regenzeit gehörig gefüllt, pflegen die ganze lange Trockenzeit hindurch bis zur nächsten Regenzeit reichlich Wasser zu führen, und der Vorrat reicht bei einigermaßen großen Becken nicht nur zur Tränkung der Herden, sondern auch zur Bewässerung großer Felder aus.

Sicherlich hat keine Wasserbeschaffungs- und Bewässerungsanlage eine so große Bedeutung und Zukunft für Deutsch-Südwestafrika als diejenige durch Fangdämme, und hauptsächlich mit ihrer Hilfe wird es uns gelingen, im Laufe der Zeit unser ganzes weites Gebiet dort landwirtschaftlich mehr oder minder intensiv auszunutzen und es überall europäischer Besiedelung zu erschließen."

Von der größten Bedeutung für die Zukunft des Schutzgebietes sind die klimatischen Verhältnisse desselben. Hinsichtlich dieser hat man in Südwestafrika infolge der Ausdehnung des Gebietes zu unterscheiden zwischen den nördlichen in die Tropen hineinreichenden Landstrichen und den übrigen teils in den Subtropen, teils schon in der gemäßigten Zone gelegenen Gebieten, ferner zwischen dem Klima der Küstenzone und dem der höheren Gebiete des Innern.

Für das Küstenklima ist besonders charakteristisch eine verhältnismäßig niedrige Temperatur, die den Auf-

enthalt daselbst keineswegs zu übermäßig heiß erscheinen läßt, und eine sehr bedeutende Regenarmut. Als der heißeste Monat gilt im allgemeinen der Februar mit einer mittleren Temperatur von ungefähr 20° C., als der kälteste der August mit 14°. Die größten Wärmedifferenzen treten im Monat Juli ein, wo dieselben etwa 32° betragen. Kältegrade kommen an der Küste Südwestafrikas selten oder gar nicht vor. Regen wird im Jahre nach den vorliegenden meteorologischen Beobachtungen an durchschnittlich 13 Tagen bemerkt, doch ist der Regenfall dann ein so schwacher, daß er gar nicht zu messen ist. Die Regenarmut des Küstengebietes ist um so merkwürdiger, als sie in einem scheinbaren



Rehoboth

Gegensatz zu der großen Feuchtigkeit in der untersten Luftschicht steht, von welcher die häufige Nebelbildung Zeugnis giebt. Fast die Hälfte der Tage des Jahres hat so starke Nebelbildung, daß Niederschläge die Folge des Nebels sind und auch in der übrigen Zeit kommen ziemlich starke Nebelentwickelungen vor, besonders in den Morgenstunden, wo zumeist erst gegen 9 Uhr die Sonne durch ihre Strahlen den Nebel zerstreut. Der scharfe sehr häufig wehende Wind trägt aber zumeist die Nebel von der Küste hinweg. Der Südwestwind ist in den Mittags- und Nachmittagsstunden an der Küste den größten Teil des Jahres vorherrschend. In den Monaten Mai bis August sind leichte nordöstliche Winde vor-

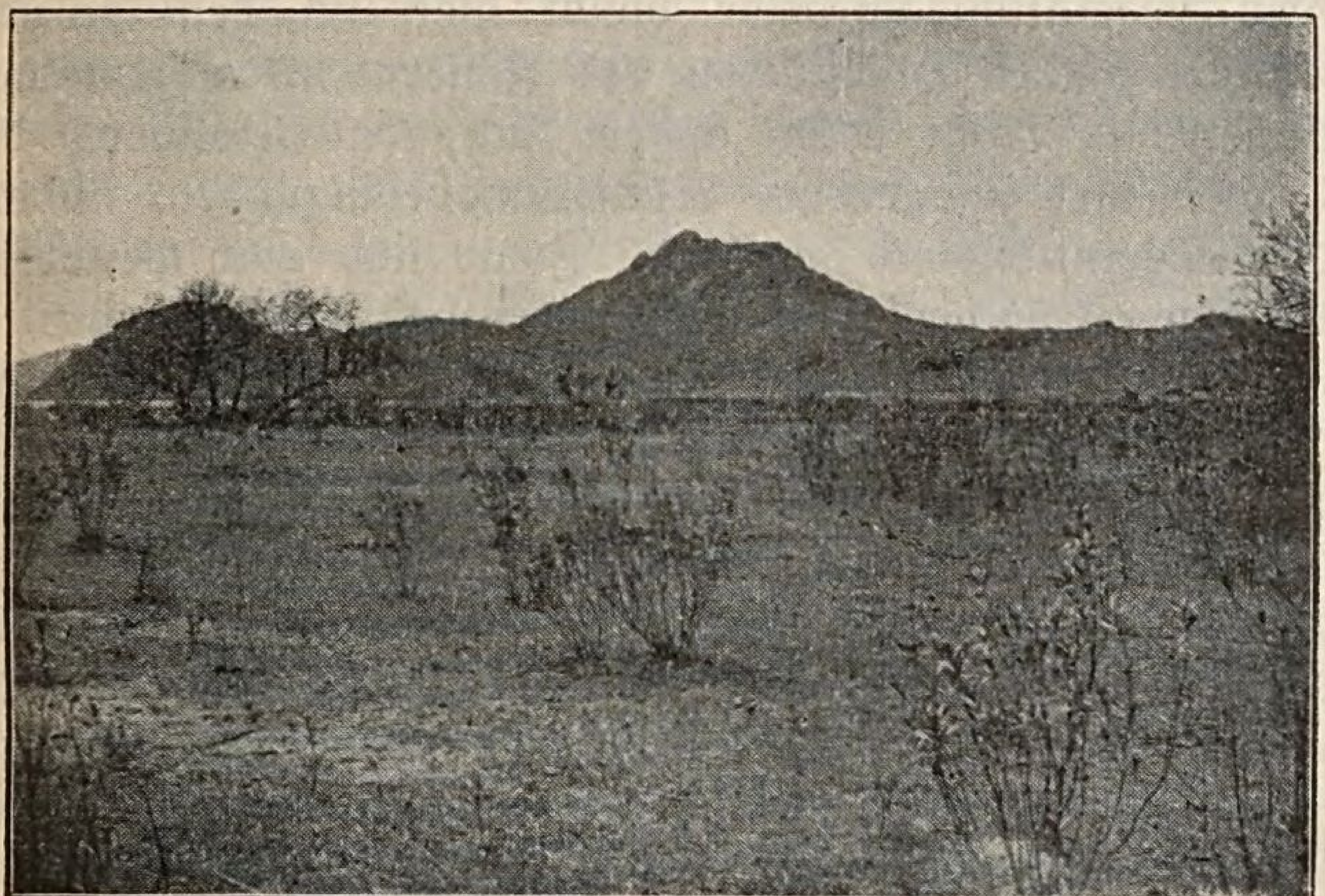
wiegend, welche so über das Innere des Landes fegend, eine heiße Luft über dem Küstengebiet ausbreiten und in dieser Zeit dort den Aufenthalt zu einem unangenehmeren gestalten. In den Abendstunden und zur Nachtzeit herrscht gewöhnlich Windstille, die mit Veranlassung zu starken Nebelbildungen giebt. Die infolge des Nebels entstehenden, wenn auch ganz geringfügigen Niederschläge sind immerhin von großem Wert für die spärliche Vegetation an der Küste, denn die durch diese Niederschläge verursachte Feuchtigkeit ist die Grundbedingung für das Fortkommen einiger Pflanzen in der Dünenregion, deren weit in die Tiefe gehenden Wurzeln dort das Wasser aufnehmen und sogar Früchte erzeugen, welche die Nahrung für die wenigen armen Bewohner des Küstengebietes liefern. Ein ganz verändertes Klima hat das Hinterland aufzuweisen, wo im Gegensatz zum Küstengebiet sehr große Temperaturdifferenzen vorkommen. Man unterscheidet daselbst zwei Jahreszeiten, eine heiße Regenzeit, welche etwa die Monate Oktober bis April umfaßt, und eine kalte Trockenzeit vom Mai bis September. Die Temperaturen sind naturgemäß im Norden, der Mitte und dem Süden des Schutzgebiets verschieden. Die mittlere Temperatur während der heißen Zeit beträgt im Süden ungefähr 23° C., im nördlichen tropischen Gebiet 25—26° und in der kühlen Trockenzeit in der ersteren 16°, in der letzteren 24—25°. Im tropischen Gebiet kommen selten während der Nächte Kältegrade vor, während in den südlichen Strichen, das Thermometer in den kühlsten Monaten bis auf minus 7° fällt; die Maxima betragen zu jener Zeit um Mittag häufig 35—40°. Da kommt es im Inlande vor, daß der glühende Sonnenbrand die äußersten Schichten der Felsbildungen derart erwärmt, daß sie in den kühlen Nächten mit lautem Geknatter in Stücke zerspringen. Im Innern herrschen während der Monate Oktober bis Dezember westliche, während der übrigen Zeit des Jahres bald westliche, bald östliche Winde am Tage

vor. Daneben kommen im ganzen Schutzgebiet nicht selten Wirbelwinde vor, welche häufig Sandhosen erzeugen, die durch das Plötzliche ihres Auftretens, die gewaltige Schnelligkeit ihrer Verbreitung und die Kraft, mit der sie über die mit niedrigem Gestrüpp bedeckten Sandflächen dahinwehen, den Karawanen gefährlich werden können. Die Niederschläge sind im Norden stärker als im Süden des Schutzgebietes; hier bleiben die Regenzeiten in einzelnen Strichen mitunter ganz aus; dort sind anhaltende Landregen durchaus nicht ungewöhnlich.

Gewitter kommen im allgemeinen nur in der an das deutsche Gebiet anstoßenden Kalahari-Wüste vor. Nebel sind im Inland ebenfalls häufig und des öfteren von Niederschlägen begleitet. Hagel und Reif sind im südlichen Gebiet nicht selten, wie auch hier das Wasser an den Wasserplätzen während der kalten Monate öfters gefriert.

Das Klima Südwestafrikas ist bekanntlich den Europäern durchaus zuträglich; das in den übrigen deutschen Kolonien häufig in recht starkem Maße vorkommende Malariafieber tritt in Südwestafrika gar nicht oder doch selbst im tropischen Gebiet der Kolonie nur ganz schwach auf. Auch die hohen Mittagstemperaturen sind für den Europäer nicht so unangenehm zu ertragen, wie beispielsweise die heißeste Sommerzeit bei uns in einer großen Stadt. Die Europäer der Schutztruppe und die Ansiedler, welche sich täglich sehr großen Anstrengungen unterziehen, bedeutende Märsche machen und recht tüchtig selbst im Freien arbeiten, verspüren keineswegs unangenehme Folgen der Wärme oder des Klimas. Günstig wirkt ja in dieser Beziehung die außerordentliche Trockenheit der Luft, zu der in vielen Gegenden, wie in Windhoek, den Auasbergen, den Gebirgen von Hornkrans &c. noch der vorteilhafte Einfluß der hohen Lage kommt, so daß man das Klima Südwestafrikas nach dem Urteil des Dr. Dove als eines der gesündesten der Erde bezeichnen kann. Auch die in manchen Gegenden und zu

manchen Jahreszeiten vorkommenden starken und anhaltenden Regenfälle haben den gesundheitlichen Zustand der Europäer und der Bevölkerung in keiner Weise beeinträchtigt. Epidemische Krankheiten kommen in Südwestafrika selten vor. Die klimatischen und vorhin erwähnten meteorologischen Verhältnisse des Inlandes bilden die Ursache für eine im Vergleich zum Küstengebiet erheblich bessere Vegetation des Innern. Im



Kaiser Wilhelmsberg bei Okahandya
Nach einer Photographie des Missionsdirektors Dr. A. Schreiber, Barmen

Damaraland beginnt etwa 50 km von der Küste entfernt das Gebiet, wo der Reisende für gewöhnlich etwas, wenn auch sehr spärliches Gras und sonstiges Futter für seine Zugtiere findet. Hier zieht sich in einigem Abstand von der Küste ein Landstrich hin, der nach Dr. Hindorf, dessen dem Auswärtigen Amt erstatteten Bericht wir hier folgen, durch Haltung besonders von Wollschafen ausgenutzt werden kann, da für Rindvieh dies Gebiet, als zu futterarm, weniger geeignet ist. Nach dem Innern fortschreitend wird dann die Pflanzen-

decke allmählich dichter und formenreicher. Verschiedene Dornbüsche, an denen das Land so überreich ist, der größten Mehrzahl nach Akazienarten, treten hier zuerst selten, dann immer häufiger auf; auch einzelne Bäume, ebenfalls meist Akazien, stellen sich ein, Gras und allerlei Kräuter werden reichlicher und somit die Verhältnisse für Viehhaltung etwas günstiger. Hier findet man denn auch schon größere Rindviehherden der Herero, die die besseren Striche dieses Gebietes besetzt halten. Der Vegetationscharakter bleibt hier auf dem ganzen Anstieg zu den Hochflächen des Innern im allgemeinen derselbe. Dann aber ändert sich, da besonders die Gräser viel zusagendere Wachstumsbedingungen finden, das Vegetationsbild merklich. Zwar sind auch weiterhin die Dornsträucher noch außerordentlich häufig, aber es sind zum Teil andere Arten, mit kräftigerem Wuchs, daneben kommt auch anderes Strauchwerk etwas mehr zur Geltung, und die kräftigen hohen Bäume mehren sich. Während bisher nur einzelne schwache Grasbüschel einen Teil des Bodens mit Grün überkleideten, und dazwischen mindestens drei Viertel des Bodens frei ließen, ist nunmehr der Boden in der Regel mit üppigem, gutem Futtergrase ziemlich dicht bestanden. Es finden sich hin und wieder größere zusammenhängende Flächen, die entweder nur Gras oder Gras mit einzelnen hohen Bäumen in weiten Abständen tragen, und zwar sind es durchgängig die Strecken mit dem verhältnismäßig besten Boden, mit gutem, tiefgründigem Lehm, der diese Vegetation trägt. Diese Hochflächen des Damaralandes sind nun vortrefflich für Viehzucht geeignet, und in zahlreichen Dörfern wohnen über die Flächen zerstreut die Herero, welche hier Tausende und aber Tausende von Rindern halten, und daneben zahlreiche Ziegen und Fleischschafe. Futter ist hier fast überall in Hülle und Fülle vorhanden, und nur dort, wo die Eingeborenen etwas gedrängt zusammenwohnen, wird das Futter zuweilen knapp. Zur Zeit ist freilich höchstens ein Drittel des Weide-

landes in Damaraland mit Vieh besetzt, so daß dort noch Raum genug für weitere Ausdehnung ist.

Die in Deutsch-Südwestafrika verbreiteten Gräser sind fast alle ein dem Vieh willkommenes und gedeihliches Futter. Allerdings kommen auch einige Grasarten vor, die ein ungeeignetes oder geringwertiges Futter liefern, aber diese sind doch wenig verbreitet; auffallenderweise finden sie sich fast immer in geschlossenen Beständen von kleinerer oder größerer Ausdehnung. Andere Futterpflanzen als Gräser kommen bis jetzt in Deutsch-Südwestafrika wenig in Betracht, wie denn überhaupt krautartige Pflanzen und Stauden auf den Hochflächen des Landes nicht sehr hervortreten; das Laub der Dornsträucher wird nur im Notfalle vom Vieh in größeren Mengen gefressen. Das während der Regenzeit üppig gewachsene Gras ist auch später, nachdem es in der Trockenzeit auf dem Halme getrocknet ist, ein nahrhaftes Futter, und es genügt nicht nur bis zur nächsten Regenzeit völlig für das Vieh, sondern es bietet im Notfalle auch über die nächste Regenzeit hinaus, wenn diese nämlich nicht ergiebig war und wenig neues Futter erzeugt hat, durch die zweite Trockenzeit hindurch dem Vieh willkommene und ausreichende Nahrung dar.

Einen ähnlichen Vegetationscharakter wie die Hochflächen des Damaralandes zeigt auch die angrenzende ungeheure Hochebene der nördlichen Kalahari; nur wird hier der Pflanzenwuchs noch kräftiger und üppiger. Da kommt sowohl ziemlich dichter kräftiger Buschwald in mehr oder minder großer Ausdehnung vor, wie auch weite fruchtbare Grasebenen, denen Baum und Strauch vollständig mangelt, das Auge des Reisenden erfreuen. Die fruchtbaren Weideländer der Kalahari — auch der Buschwald derselben wird zum Teil ebenfalls durch Viehzucht ausgenutzt werden können — werden bis jetzt gar nicht verwertet, aber die Scharen von Wild, welche jene weiten Flächen beleben, beweisen deutlich, wie sehr sich das Land für Viehhaltung eignet, so daß sich dort

landwirtschaftlichen Unternehmungen nach verschiedenen Richtungen hin recht gute Aussichten eröffnen.

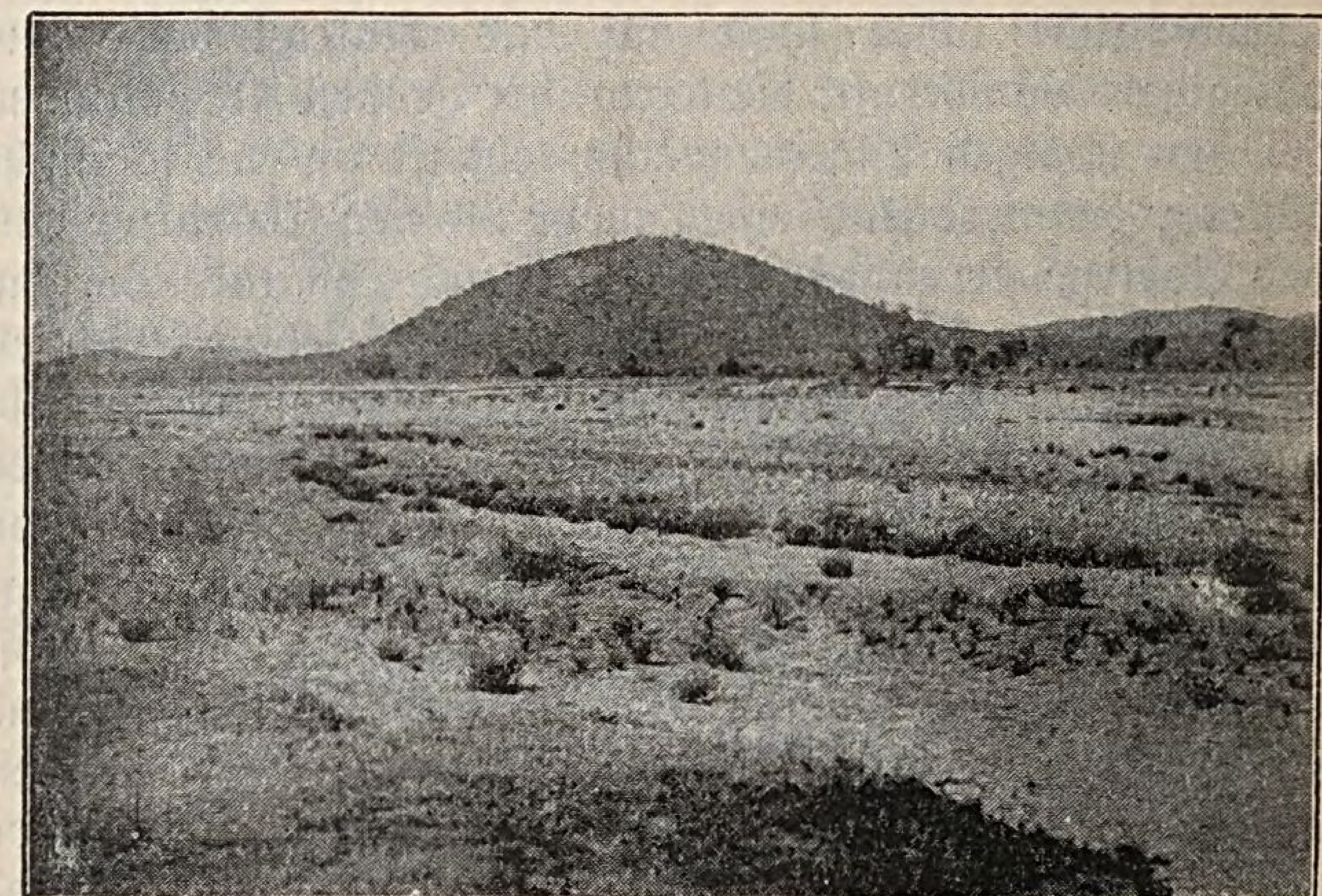
Bezüglich der Gebirge des Landes darf man nicht dieselbe Zuversicht hegen; denn diese dürften für Pflanzungszwecke im allgemeinen nicht verwertbar sein, sondern nur nach dem Urteil Dr. Hindorfs hier und da für Obst- und andere Baumkulturen, wie in beschränktem Maße für Viehhaltung und zwar besonders für Angoraziegen. Denn die sämtlichen Gebirge des Landes sind mehr oder minder felsig, und Berge, welche mit einer tiefen Schicht guten Bodens bedeckt sind, kommen überhaupt nicht vor. Nur hier und da zwischen den Felstrümmern findet sich eine dünne Schicht besserer Erde vor; dementsprechend hat sich dort auch die Vegetation entwickelt. Manche Berge oder Gebirgszüge sind fast vollständig kahl oder tragen doch nur vereinzelt etwas Strauchwerk oder einige Kräuter und Gräser. Die Vegetationsdecke ist nur in seltenen Fällen so dicht, daß sie die Berge mit einem grünen Kleid überzieht; in der Regel sieht man aus einiger Entfernung neben dem Grün überall die Farbe des Bodens durchscheinen.

Von den in verschiedenen Strichen Südwestafrikas einheimischen Gewächsen sind nur wenige für den Genuß wenigstens des Kulturmenschen geeignet; der Eingeborene freilich steht infolge der kümmerlichen Bewachsung einzelner Gebiete, so besonders der Küstenzone, mit seinen Ansprüchen auf sehr niedriger Stufe. Die im Lande hauptsächlich wachsenden Pflanzen sind Kürbis-, Gurken-, Melonen-, Zwiebel-, Schotenarten. Der Baumwuchs des Landes hingegen liefert ein leidlich brauchbares Nutzholz; ein solches z. B. geben der Aru, der Kameldorn, Dornbaum, Ebenholzbaum und diverse Akazienarten. Von Kulturpflanzen sind allgemein gebaut: Kürbisse, Wassermelonen, Mais, Weizen und Tabak; außerdem sind besonders von den Missionaren und den europäischen Ansiedlern eine Reihe von Kohlarten, europäischen Gemüse- und Getreidearten, Fruchtbäumen, wie

vor allen Dingen Wein in von ihnen angelegten Gärten gebaut, welche sämtlich zur Zufriedenheit gedeihen.

Wie aus dem bereits Erwähnten zum Teil schon hervorgeht, steigt in Südwestafrika das Land von der Küste nach dem Innern zu rasch an. Das Plateau, welches wir dort finden, weist Höhen von 1300—1600 m auf. Im Groß-Nama-Lande sind diesem Plateau keine weiteren Höhenzüge aufgesetzt, dasselbe geht in mehr wellenförmiges Terrain über, dessen Senkungen in der Richtung von Norden nach Süden verlaufen. Im Herero-Lande indes folgt auf das Plateau bald eine gebirgigere Landschaft, die durch ihre großen Formationen und den üppigen Pflanzenwuchs lebhaft an die sächsische Schweiz erinnert und einen mehr alpinen Charakter hat. Das Gebirge erreicht in den Auas- und Omatako-Bergen, welche Höhen von 2300 m aufweisen, seine höchsten Erhebungen. Von da an beginnt ein allmählicher Abfall nach Osten. Die Formationen des Gebirges bilden Gneis, Granit, Sandstein, Schiefer und Kalkstein. Von Mineralien, welche in Südwestafrika für eine bergmännische Ausbeutung in Betracht kommen, sind daselbst bislang neben geringeren Gesteinen Gold, Kupfer und Blei gefunden worden. Das Gold kommt zum Teil in festem Gestein vor, zum Teil ist solches in dem Sande der Flußläufe entdeckt worden. Die bisherigen Funde sind indes noch so verstreut und begrenzt, daß die großen Aufwendungen, welche die Einrichtungen von Bergwerken oder größeren Unternehmungen verlangen, von deutscher Seite noch nicht unternommen worden sind. Ein Gleiches ist bezüglich der Blei- und Kupfererzstätten zu sagen, doch giebt man sich der Hoffnung hin, daß die nähere Durchforschung des Gebietes, welche mit Eifer vorgenommen wird, das Vorhandensein von günstigen Vorbedingungen bezüglich der bergmännischen Ausbeutung unseres Gebietes rechtfertigen würde. Vorläufig hat Südwestafrika seinen Hauptwert in den guten Vorbedingungen, die an den meisten Plätzen des Landes das

Betreiben einer aussichtsvollen Viehzucht in großem Maßstabe wie zum Teil auch von Acker- und Gartenbau ermöglichen. Besonders das Rindvieh und das als Schlachttier wertvolle Fettschwanzschaf, sowie die Ziege gedeihen daselbst vorzüglich und vermehren sich außerordentlich schnell. Auch die Versuche, welche mit der Einführung neuer Viehsorten, z. B. mit der von Wollschafen angestellt wurden, sind günstig ausgefallen. Die Pferdezucht erscheint freilich noch als ein bedeutendes



Landhaus bei Otyosasu
Nach einer Photographie des Missionsdirektors Dr. A. Schreiber, Barmen

Wagnis, da Pferdeseuchen periodisch auftreten und man bis jetzt noch keine Mittel zu ihrer wirksamen Bekämpfung gefunden hat. Dagegen liegen die Verhältnisse günstig für die Straußenzucht. Für die Viehzucht sind im ganzen Lande noch genügend Weideplätze frei, da die Eingeborenen ja nur einen geringen Teil der Weideflächen des Landes zur Zeit benutzen.

Vor einigen Jahrzehnten noch bildete Deutsch-Südwestafrika wegen seines reichen Tierbestandes ein Eldo-

rado für den Jäger und war das Ziel großer Jagdzüge von Seiten der Eingeborenen und Europäer. Der Import von Feuerwaffen im großen Maßstabe und die Einführung des Pferdes, das man zur Jagd verwandte, sind jedoch zunächst die Ursache gewesen, daß der Tierbestand in starkem Maße dezimiert wurde, so daß die heutige Fauna Deutsch-Südwestafrikas, wenn wir von dem nördlichsten Gebiet, von den an die Kalahari-Wüste grenzenden Gebieten absehen, nur noch ein äußerst schwacher Abglanz des früheren Wildreichtums im Lande ist. Die letztgenannte Gegend und die sumpfigen Niederungen am Sambesi und Kunene, die indes sehr schwer zugänglich sind, bilden freilich auch heute noch mit den weiter im Innern gelegenen Gebieten ein Paradies des Jägers; im übrigen aber haben sich wenigstens die größeren Tiere vor den Büchsen der jagdkundigen Eingeborenen und der europäischen Nimrode, die zum Teil unter dem Wildbestand geradezu gewütet haben, aus unserem Gebiet zurückgezogen. Die Flußpferde sind im allgemeinen aus den Flüssen des Landes verschwunden, nur im Oranjefluß wird noch vereinzelt einmal ein Exemplar beobachtet. Der Elephant dringt in kleineren Trupps nur zur Regenzeit noch in das Innere unseres Gebietes vor; der Büffel und das Rhinoceros sind ebenso fast gänzlich verschwunden. Von einem Vorkommen von Giraffen, die wohl bisweilen Züge in unser Gebiet unternehmen, aber ihre Standplätze in der Kalahari haben, kann auch kaum gesprochen werden. In der letzteren befindet sich ebenfalls das eigentliche Jagdrevier der größeren Raubtiere, des Löwen, des Leoparden und des Geparden, obgleich diese Tiere hin und wieder auch im Groß-Nama- und Damara-Lande vorkommen. Die Hyäne ist mit ihren beiden Arten, der gefleckten und der gestreiften Hyäne, vertreten. Schakale und wilde Hunde sind ebenso in großer Zahl vorhanden. Den Pavian finden wir in außerordentlicher Größe in den Gebirgen Südwestafrikas, wo er auch den Menschen nicht

selten gefährlich wird. Das Zebra und das Quagga tritt in starken Rudeln auf. An Antilopen kommen vor: der Springbock, Steinbock, Hartebeest, Riedbock, die Elennantilope, das Kudu, die Pala und andere Arten; das Wildschwein ist durch Warzenschweine in Südwestafrika vertreten, wie auch zahme Schweine dort in großer Zahl eingeführt sind. Am Strande ist das einzige dann und wann noch vorkommende Säugetiere der Seehund. An Vögeln des Schutzgebietes sind anzuführen: Perlhühner, Rebhühner, Tauben, Enten, Störche, kleine grüne Papageien, Krähen, Raben, Kraniche, Ibisse, Sperlinge und eine Reihe von Singvögeln. Das größte Tier aus der Vogelwelt, der Strauß, der früher in großen Scharen alle Teile des Landes belebte, ist jetzt durch die rücksichtslose Verfolgung seitens der Jäger etwas zurückgedrängt worden, aber in den minder dicht bewohnten Teilen des Landes kommt der Strauß noch überall vor, und in manchen Gegenden ist er noch jetzt in zahlreichen Herden anzutreffen. Da somit klar ist, daß im südwestafrikanischen Schutzgebiet das Klima und die Ernährungsverhältnisse dem Strauß ungemein zusagen, erhofft man große Vorteile von einer rationell betriebenen Straußenzucht, speziell dann, wenn die letztere mit der Rindviehzucht verbunden wird.

Mit der sonst in Afrika überall von den Eingeborenen in so ausgedehntem Maße betriebenen Geflügelzucht sieht es merkwürdigerweise in der jetzt behandelten Kolonie schlecht aus, merkwürdigerweise deshalb, weil nicht nur Hühner, sondern auch Gänse und Enten gut gedeihen; durch die ins Land gekommenen Europäer ist indes die wenigstens für die eigene Ernährung wichtige Geflügelzucht mehr ausgedehnt worden. Es erübrigt noch der Vollständigkeit halber auch bei Südwestafrika die dort vorkommenden Reptilien zu nennen; es sind dies das Krokodil, das in den meisten Flüssen leider recht häufig vorkommt und nur im Oranjefluß fehlt, ferner mehrere Schildkrötenarten, Eidechsen und Schlangen. Der in

den stehenden Gewässern häufig vorkommende Frosch bildet ein Nahrungsmittel der Eingeborenen, ebenso die in den Flüssen vorhandenen Fische. Von Insekten kommen vor: Heuschrecken, Skorpione, Spinnen, Wespen, Fliegen, Käfer und Schmetterlinge, die beiden letzteren in den mannigfaltigsten Arten.

2. Die Bevölkerung von Deutsch-Südwestafrika

Das südwestafrikanische Schutzgebiet wird im allgemeinen in seinem östlichen Teil von Bantunegern bewohnt, während im südlichen Teil die helleren Südafrikaner das vorherrschende Element bilden. Bei einer Betrachtung der einzelnen Völkerschaften folgen wir im allgemeinen der vortrefflichen und eingehenden Schilderung des Dr. Hans Schinz. Das hauptsächlichste Element in der Bevölkerung des Groß-Namalandes bilden die Nama; sie gehören zum Stamm der Hottentotten, der einst in Südafrika weit ausgebreitet war und die Herrschaft dort in Händen hatte.

Die Hottentotten sind im allgemeinen von niederem Wuchs, selten über 160—162 cm groß; durch ihre schlanke, hagere Figur erscheinen sie zwar meist um vieles größer. Ihre Hautfarbe variiert zwischen aschgelb und graubraun; wenn häufig ganz helle Exemplare angetroffen werden, so ist dies auf eine früher stattgefundene Mischung mit Europäern zurückzuführen. Der Schädel der Hottentotten hat etwa die Form eines auf die Spitze gestellten Eies; ihr Haar ist wollig und verfilzt, die Haarbüschel ragen vom Kopfe vereinzelt empor; die Stirn ist schmal und meist mit tiefen Furchen durchzogen, die Backenknochen treten scharf hervor. Der Mund ist breit und durch dicke, aufgeworfene Lippen eingefaßt, die Nase entweder flach oder sogar sattelförmig nach innen gebogen; die großen Nasenlöcher sind von vorn sichtbar. Die großen Ohren haben nur mangelhaft aus-

gebildete Ohrläppchen; seine geschlitzten Augen lassen den Hottentotten dem Chinesen ähnlich erscheinen, weswegen manche Forscher, wohl aber fälschlicherweise, die Hottentotten als mit den Mongolen verwandt angesehen haben. Die zusammengekniffenen Augen und die faltige niedrige Stirn bewirken, daß der Hottentotte mürrisch und unzufrieden erscheint, ohne daß dieser Ausdruck seinem seelischen Zustande entspricht. Alles in allem ist die Er-



Hottentotten und Bergdamara. Nach einer Photographie von Dr. Gürich

scheinung des Hottentotten eine recht häßliche. Arme und Beine sind dünn, die letzteren ganz ohne Waden, Hände und Füße zwar klein, aber wegen der hervortretenden Knochen doch unschön. Die Brust ist schwach, die männlichen Brüste jedoch zumeist auffallend stark entwickelt. Es wird von den Hottentotten gesagt, daß diesen ein überaus unangenehmer Geruch anhaftet, doch scheint diese Behauptung, die ja im allgemeinen entschieden mit Unrecht bezüglich der Neger überhaupt ausgesprochen

wird, stark übertrieben zu sein. Freilich haftet den Hottentotten ein mehr oder minder unangenehmes Parfum an, aber die Beschreibungen, nach denen die Repräsentanten jenes Volkes die ganze Luft um sich verpesten und als durch und durch stänkrige Gesellen anzusehen sind, scheinen ebenso auf Übertreibung zu beruhen, wie die allzu schwarzen Schilderungen ihres Charakters. Bezüglich des letzteren und des Wesens der Hottentotten überhaupt geben wir nachstehend die Schilderung eines guten, vorurteilsfreien Beobachters, des Dr. Schinz, wieder. Dr. Schinz schreibt:

„Der Hottentotte ist in jeder Beziehung gefällig und seine Bereitwilligkeit, dem Bedrückten und Hilfsbedürftigen beizustehen, beinahe unerschöpflich. Die Gastfreundschaft, die er dem Besucher anbietet, ist unbegrenzt, mag aber allerdings weniger dem Bedürfnisse, überhaupt Gutes zu thun, entspringen, als dem Gedanken, selbst einmal in die Lage zu kommen, die Hilfe des nun bei ihm Anklopfenden in Anspruch nehmen zu müssen. Er teilt jeden Bissen und jede Pfeife Tabak mit seinem Nächsten, verlangt aber von diesem wiederum dieselbe Behandlung. Geiz und Habsucht sind ihm im großen und ganzen fremd. Diesen Tugenden stehen aber große Fehler entgegen, Wankelmut, ja sogar Treulosigkeit, die Sucht, stets den großen Herrn zu spielen, und ein verderblicher Hang zu geistigen Getränken wie zur Unzucht. Die Folgen der beiden letzteren Laster sind es, die die Hottentotten rasch dem unabwendbaren Untergange entgegengeführt haben. Bei dem weiblichen Geschlecht ist die Eitelkeit und der damit verbundene Nachäffungstrieb stark hervortretend. Sie lieben es, sich mit möglichst bunten Tüchern zu schmücken, wissen aber sehr wohl das haltbare, gute Material von dem schlechteren, wohlfeileren zu unterscheiden. In noch höherem Maße als die übrigen südafrikanischen Eingeborenen besitzen sie eine große Fähigkeit, fremde Sprachen zu erlernen, ja die Eitelkeit veranlaßt sie sogar, eine solche der eigenen

Muttersprache vorzuziehen, und nicht selten kann man Zeuge sein, wie sich Hottentotten untereinander ohne Grund holländisch unterhalten. Sie sind große Freunde von Musik, und was die Mission bei den Ovaherero oder den Ovambo umsonst anstrebt, nämlich einen reinen Chorgesang, gelingt ihr bei den Kindern der Hottentotten unschwer. Oft ist man über die scharfe und logische Denkungsweise der Leute erstaunt, wie sie auch trotz der scheinbar unbehilflichen Sprache im allgemeinen gute und logisch denkende Redner sind, was bei Gelegenheit von Ratssitzungen z. B. ganz besonders zu Tage tritt. Das Alter wird in hohem Maße geehrt, wie denn auch die Jugend stets und gern auf den Rat der ergrauten Männer hört, denen überhaupt bei jeder Gelegenheit der Vortritt gelassen wird. Im Hause ist die Frau unbeschränkte Herrin, sie sitzt zur Rechten des Hausherrn, und ohne ihre Erlaubnis darf dieser weder einen Schluck Milch, noch einen Bissen Fleisch zu sich nehmen. Wohl erkennt der Hottentotte rückhaltslos an, daß ihn der Branntwein moralisch und ökonomisch ruiniert hat, aber getragen von dieser Erkenntnis, verachtet er auch den Europäer, der die indirekte Ursache dieses Niederganges ist, und läßt ihn diese Verachtung mit besonderer Vorliebe fühlen, denn überall freut er sich, wenn der Weiße einem Mißgeschick unterliegt und sucht ein solches nach Möglichkeit zu befördern. Darin mag auch der Grund zu suchen sein, daß der Hottentotte im allgemeinen viel schlimmer geschildert wird, als er in Wirklichkeit ist. Wie jedes Volk, so hat auch dieses seine Tugenden und Laster, aber zu deren Beurteilung müssen wir von dem oft künstlichen Piedestal der Kultur heruntersteigen, uns in ihre Vergangenheit, in die umgebende Natur, in ihre Denkungsweise versetzen, und dann dürfen wir erst erwarten, das ungetrübte Bild ihres psychischen Zustandes erfassen zu können. Wer jahrelang in Gesellschaft der Hottentotten gereist ist, mit ihnen gehungert oder gedurstet, Freud und Leid geteilt hat, der entdeckt

sicherlich in der rohen Hülle den guten Kern, lernt ihn kennen und muß gestehen, daß die Lichtseiten die Schattenseiten bei weitem übertreffen."

Die Bekleidung der Hottentotten hat sich, wie wir aus einem Vergleich der neuesten Reisebeschreibungen mit den älteren ersehen, sehr verändert und ist der Mode unterworfen. Nach früheren Berichten hielten die Hottentotten beiderlei Geschlechts jedwede Bekleidung für überflüssig, heutigentags aber ziehen die Männer Hosen und Jacken an, die sie entweder selbst aus Ziegen- oder Antilopenfellen herstellen oder von Händlern kaufen, ferner selbstgefertigte Schuhe, während als Kopfbedeckung alte Hüte der verschiedensten Modelle dienen. Die Frauen tragen weite Oberröcke aus deutschen oder englischen Buntdruckzeugen und darunter zumeist Unterkleider. Den Kopf umwinden sie mit bunten Tüchern in der Weise, daß die Stirn gänzlich verhüllt ist. Daneben werden verschiedene Schmuckgegenstände getragen, Kupfer-, Messing- und Eisenringe, seltener heutigentags Elfenbeinschmuck. Männer und Frauen reiben den ganzen Körper zum Schutz gegen die heißen Sonnenstrahlen mit einer Salbe aus Ocker und Fett ein. Tätowierung kommt bei ihnen selten vor. Die Wohnungen der Hottentotten bilden zumeist bienenkorbartige Hütten. Neuerdings treibt den Hottentotten freilich seine Nachäffungssucht dazu, sich wie die später zu erwähnenden Bastards Lehmhäuser zu bauen, aber neben denselben befindet sich doch immer das ursprüngliche Hüttenmodell, da sich der Hottentotte in diesen Hütten mit Vorliebe aufhält, darin schläft und seine Mahlzeiten einnimmt, während die Lehmhütten gewissermaßen nur zum Staat erbaut sind. War früher der Hottentotte sehr sorgfältig im Bau solcher Hütten und beobachtete er hierbei große Sorgfalt und Kunstsinn, so ist er heutigentags darin liederlich. Zu den Hütten führen zwei Eingänge, die nach der meist herrschenden Windrichtung im Osten und Westen angebracht sind, so daß die Hütte stets gut gelüftet werden kann.

Der Fußboden in der Hütte, der ungefähr in der Mitte eine als Feuerherd dienende Vertiefung hat, wird mit Blut und Ochsenmist bestrichen. Während früher der Hottentotte in einer eigens dazu hergerichteten bettenartigen Grube schlief, wählt er heute einen rechteckigen quer und längs mit Ochsenriemen straff überspannten Holzrahmen, der auf vier, etwas über dem Boden erhöhten Pflöcken liegt, das sogenannte Wagenbett, welches freilich nur dem Familienoberhaupt zur Verfügung steht. Das übrige Familienpersonal, die unverheirateten Kinder, Gäste und häufig noch die Dienerschaft schlafen um das die ganze Nacht hindurch glimmende Feuer herum. Unter Umständen umgiebt der Hottentotte sein Heim noch zum Schutz gegen Raubtiere mit einem Dornverhau. Die Zahl der Bewohner einer Hütte beläuft sich auf 8—12 Personen im Durchschnitt. Eine Anzahl von Hütten, etwa 10—15, sind bei den Hottentotten zu einem Krahl, einem Dorf, in der Weise vereinigt, daß die Hütten in der Mitte einen freien Raum lassen, an dem der Haupteingang zur Wohnung ist. Auf diesen freien Raum wird in der Nacht das Vieh getrieben. Der Hausrat der Hottentotten ist sehr bescheiden und in seinen meisten Stücken europäischen Ursprungs. Die früheren irdenen Töpfe und hölzernen Löffel werden jetzt durch gußeiserne Koch- und Eßgeschirre und zinnerne Löffel ersetzt. Zum Aufbewahren von Vorräten dienen aus Häuten gefertigte Gefäße und mit Leder bezogene Hornbehälter, wie Schildkrötenbüchsen. Als Wassergefäße dienten früher leere Straußeneierschalen, die aber heutigentags durch die Blechbecher der Europäer verdrängt worden sind. Auch sonst findet sich eine Reihe europäischer Gegenstände in dem Haushalte der Hottentotten vor.

In steter Begleitung des vornehmen Hottentotten findet man den Schweißwischer, das ist ein über einen dünnen Stab gezogener Schakalschwanz, der sowohl zum Abtrocknen des Schweißes wie zum Verscheuchen der

Fliegen dient. Was die Bewaffnung der Hottentotten anlangt, so kann jetzt als einzige Waffe nur das Gewehr angeführt werden, da dieses massenhaft ins Land eingeführt worden ist und ihm Bogen und Pfeile, Speer und Schild längst gewichen sind. Sofern der Hottentotte den Preis für ein Gewehr nicht erschwingen kann, zieht er es vor, ganz unbewaffnet zu gehen, als sich durch die frühere Bewaffnung, welche jetzt nur noch als Spielzeug für die Jugend dient, mit den verachteten Buschleuten auf eine Stufe zu stellen. Von Gewehren werden die verschiedensten Modelle geführt, nämlich lange Vorderladergewehre, Zündnadel, Vetterli, Martini Henri und andere; Steinschloßgewehre kommen aus der Mode. Die Hottentotten sind früher ein ausschließlich Viehzucht treibendes Volk gewesen, das einen ganz bedeutenden Besitz an Herden hatte. Ein großer Teil ihres Reichtums ist den Hottentotten von den weißen, aus dem Kapland herübergekommenen Elementen in einer Reihe von Raubzügen abgenommen worden. Dazu kamen verheerende Seuchen, welche eine weitere Verarmung zur Folge hatten. So mutlos geworden, schlugen die meisten Hottentotten den Rest ihrer Viehherden gegen europäische Artikel, besonders gegen Branntwein los, da sie ja auch erkannten, daß die Jagd ihnen Gelegenheit gab, sich auf leichte Weise einen Erwerb zu schaffen. Als aber auch diese schließlich schlechter wurde, traten für die Hottentotten traurige Zeiten ein. Die meisten hatten buchstäblich Hunger zu leiden; sie wandten sich an die Missionsstationen, von denen sie Hülfe erwarten durften. Dort in neu angelegten Dörfern, um die Missionsstationen herum, trieben nun die Hottentotten unter Anleitung der Missionare ein wenig Ackerbau. Freilich haben die meisten in der Nähe und unter der Aufsicht der Missionare nicht allzu lange ausgehalten, sondern haben es vorgezogen, ihr weiteres Leben in tiefster Armut oder als Wegelagerer zu beschließen. Die Haustiere des noch in guten Verhältnissen lebenden Hottentotten bilden Rind-

vieh, Schafe und Ziegen, wie auch vom Süden her eingeführte Pferde und außerdem noch eine ganz jämmerliche Sorte von Hunden, die abscheulich anzusehen und jedenfalls nicht vom geringsten Nutzen sind. Durch sein Schicksal ist ja dem Hottentotten der Brotkorb hochgehangen, und so ist denn auch seine Nahrung wenigstens heutigentags im allgemeinen eine mehr als einfache. Das Hauptgetränk bildet stark mit Wasser gemischte Kuh- oder Ziegenmilch. Fleisch können die Leute naturgemäß selten haben, und so müssen denn die Wurzeln einzelner Pflanzen und Sträucher, Zwiebeln und Knollen, wie Blätter mancher Bäume und Sträucher das fehlende Fleisch ersetzen. Dabei neigt der Hottentotte im hohen Maße zur Gefräßigkeit. Bei Festen z. B., an denen Vieh geschlachtet wird, wandern ungeheure Mengen Fleisch in die Hottentottenmägen. Drei Mann verzehren in einer Nacht mit Leichtigkeit einen fetten Hammel oder fünf Mann in $1^1/_2$ Tagen ein junges Rind. Sind die Herren Hottentotten gesättigt, so rollen sie sich, der besseren Verdauung halber, auf der Erde hin und her, desgleichen die Frauen und jungen Mädchen. Daß der Hottentotte dem Branntweingenuß sehr ergeben ist, wurde schon erwähnt:

„Für einen Schnaps ist der Hottentotte zu jeder Zeit dienstbar, für eine Flasche Fusel reitet er die ganze Nacht Kurier, verkauft sein Weib und begeht einen Mord.“ (Kretzschmar.)

Kann der Hottentotte den Branntwein nicht kaufen, so braut er sich solchen selbst aus gewissen Früchten, oder er gewinnt ein berauschendes Bier aus dem in Gährung übergegangenen Honig der Bienen. Auch das Rauchen lieben die Hottentotten, Frauen und Kinder nicht ausgenommen, dermaßen, daß sie bei ihrer sonstigen Faulheit ohne Zuthun der Missionare doch die Tabakpflanze kultivieren. Durch die Weißen ist zu den Hottentotten auch die Unsitte des Hanfrauchens gedrungen, welches ebenfalls zu häufiger Trunkenheit der Leute führt.

Die Hottentottensprache gilt mit als die schwierigste der ganzen Welt, und doch ist es den deutschen Missionaren gelungen, die Bibel in dieselbe zu übersetzen. Die Sprache ist so schwer, daß selbst diejenigen Hottentotten, welche ihre erste Jugend nicht im Volke selbst verlebt haben, niemals im späteren Leben die eigne Muttersprache gründlich erlernen; die Hauptschwierigkeit bilden die vielen der Sprache eigenen Schnalzlaute. Die Schwierigkeit der eigenen Sprache ist vielleicht mit die Ursache, daß die Hottentotten so leicht und schnell andere Sprachen erlernen. Viele derselben sprechen geläufig eine ganze Reihe von europäischen Mundarten. Das musikalische Talent der Hottentotten wurde ebenfalls bereits erwähnt. Als Musikinstrumente dienen ihnen Maultrommeln, Harmonikas und Geigen. Auch ihr poetisches Talent verdient hervorgehoben zu werden. Die Mütter singen ihre kleinen Kinder in den Schlaf, und von den Erwachsenen werden die Wechselfälle des Lebens, die Vorkommnisse im Krieg und Frieden in ganz formvollendeter Weise besungen. Bezüglich des Familienlebens war ursprünglich die Polygamie im Hottentottenlande sehr verbreitet gewesen. In der Praxis kommt aber heutigentags nur noch die Monogamie vor. Freilich liegt diesbezüglich der Knüppel beim Hunde, denn der Hottentotte ist froh, wenn er eine Frau ernähren kann. Die Ehen der Kinder werden zumeist schon von den Eltern im voraus vereinbart. Das Mädchen, welches für einen Jüngling bestimmt ist, wird diesem aber erst, wenn es erwachsen ist, zugestellt. Dazu kommt, daß die Hottentotten schon seit geraumer Zeit ihrem früheren heidnischen Glauben nicht mehr ergeben sind, denn unter ihnen haben deutsche Missionare bereits die Lehren des Christentums verbreitet. Allerdings haben sich die Hottentotten die christlichen Anschauungen und Lehren nur zum kleinen Teil wirklich zu eigen gemacht; es ist von ihrer Seite ein mehr äußerlicher Anschluß an das Christentum erfolgt.

Bei den der Mission ferngebliebenen Elementen ist ein überaus unzüchtiger Lebenswandel eingebürgert, der alle Moralität vollkommen vernichtet hat. Dieser sittliche Verfall der Hottentotten hat natürlich auch sehr auf ihre politische Organisation eingewirkt, welche im großen und ganzen demokratisch ist. Zwar steht an der Spitze der einzelnen Stämme ein Häuptling oder Kapitän, wie er von den Holländern genannt wird, jedoch ist seine Macht eine sehr beschränkte, denn alle Verordnungen und Maßnahmen, die auf das allgemeine Wohl Bezug haben, werden in der allgemeinen Ratsversammlung geprüft und entschieden. Der Häuptling selbst kann weder Gesetze erlassen oder aufheben, noch Strafen verhängen, noch nach außenhin Bündnisse abschließen. Die Ratsversammlung besteht aus einem der Zahl nach begrenzten Richterkollegium und den Beisitzern. Die Richter werden aus dem Stamme heraus gewählt; ihre Zahl beläuft sich durchschnittlich auf 9—12. Den einzelnen Richtern liegt die Bewachung aller Stammesangelegenheiten ob. Als Beisitzer bei den Ratsversammlungen kann eigentlich ein jeder fungieren, der einiges Ansehen bei seinen Stammesgenossen genießt, ein gesetztes Alter erreicht und Lust hat, im Rate der Männer mitzusprechen. Die Beisitzer haben eine große Autorität in der Ratsversammlung, da sie es sind, welche den Willen des Volkes repräsentieren, daher deren Stimme von den Richtern auch meistens sehr geachtet wird. Die Stimme des Häuptlings gilt auch nicht mehr, wie die eines Richters. Freilich ist es ja in der Hottentottengeschichte öfters vorgekommen, daß einzelne Häuptlinge zu unruhigen Zeiten, besonders wenn sie es unternahmen, andere Stämme mit Krieg zu überziehen, eine ganz diktatorische Macht sich angeeignet haben und ihnen auch eine große Gefolgschaft aus den eigenen und fremden Stämmen zu Gebote stand. Die Häuptlingswürde ist meistens erblich und geht auf den ältesten Sohn über und zwar oft schon zu Lebzeiten des Vaters. Die Gesetze beruhen auf

mündlicher Überlieferung, da die Hottentotten eine Schriftsprache nicht haben. Sie werden besonders den schwächeren Stämmen, so den verkommenen Berg-Damara gegenüber mit großer Rigorosität gehandhabt, während es den wohlhabenderen Hottentotten zumeist gestattet ist, auch Verbrechen, auf denen die Todesstrafe steht, durch eine Buße von Vieh zu sühnen. Im allgemeinen wird vorsätzlicher Mord mit dem Tode bestraft, während fahrlässiger Mord durch eine Viehbuße gesühnt werden kann. Es findet dann ein großes Schlachtfest statt, und der Mörder wird mit dem Blute des geschlachteten Tieres bemalt und bekommt außerdem zur Strafe von dem Fleische des Schlachttieres nichts zu essen.

Bezüglich der Geschichte der Hottentotten, auf deren Kriegszüge wir später noch zu sprechen kommen, sei an dieser Stelle nur erwähnt, daß ihre Sitzplätze sich ursprünglich in der Kapkolonie auf dem linken Ufer des Oranjeflusses befanden. Die immer weitere Ausdehnung der Weißen in der Kapkolonie zwang die Hottentotten, stets mehr und mehr zurückzuweichen, bis sie schließlich der Gefahr, ganz erdrückt zu werden, durch Massenauswanderungen vorbeugten, deren mehrere im Anfang dieses Jahrhunderts stattgefunden haben. Der letzte große Massenaustritt fand unter Jager-Afrikaner statt. Die Hottentotten traten in großen Trupps auf das andere Ufer des Oranjeflusses über, wo das alt eingesessene Volk die rote Nation war, von der sich zwar ursprünglich die eingewanderten Hottentotten fernhielten, dann sich aber vermischten und zwar schließlich so innig, daß nach ethnologischen Schilderungen die alt eingesessenen und die zugewanderten Hottentotten gar nicht mehr voneinander zu trennen sind. Trotz der innigen Vermischung mit der roten Nation leben heutigentags die Hottentotten des Groß-Nama-Landes untereinander infolge der Verkommenheit der Bevölkerung und des Mangels eines Zusammenhaltes in der größten Zersplitterung und Zerfahrenheit. Schinz zählt folgende

Hottentottenstämme auf, die gegenwärtig Groß-Nama-Land bewohnen und in der heutigen Kolonialgeschichte häufig genannt werden; von den Urstämmen des Landes die Zeib'schen Hottentotten, die Veldschondragers, Franzmann'schen, Zwartbooi'schen, Roode Natie, Bondelzwartschen, Toppnaers; von den eingewanderten Hottentotten die Bethanier, Bersabaer, Gibeoner, Gobabisser, Afrikaner.

Einen weiteren, wenn auch nur kleinen Teil der Bevölkerung des Groß-Nama-Landes stellen die Bastards dar, deren Zahl sich auf nicht viel über 2000 beziffert. Indes ihre geistige und kulturelle Überlegenheit über die eingeborenen Stämme machen sie zu einem wichtigen Element in Südwestafrika. Die Bastards sind die durch Vermischung der Weißen mit Hottentotten entstandenen Mischlinge. In der Bezeichnung Bastard liegt für den Eingeborenen durchaus keine Beschimpfung; sie tragen vielmehr mit Stolz ihren Namen. Gemeinsame Merkmale über das Äußere der Bastards, die ja eben ein Mischlingsprodukt sind, lassen sich schwer geben. Schinz schreibt darüber:

„Am meisten charakteristisch ist wohl der Haarwuchs, der hinsichtlich der Länge der Haare beim Manne so ziemlich die Mitte zwischen den beiden Eltern hält, in der Farbe aber vom tiefen Schwarz bis zum dunklen Blond variiert. Die Tendenz zur Wollbildung ist bei beiden Geschlechtern vorhanden, bei der Frau jedoch, wo das Haar oft die Länge von $^1/_4$ Meter erreicht, weniger auffallend als beim Manne. Wie die Haarfarbe, so ist auch der Teint der Haut den weitesten Variationen unterworfen und zwar oft im Kreise einer und derselben Familie: so erinnere ich mich, einen Mann gesehen zu haben, dessen Haut kaum heller als die des dunkelsten Hottentotten pigmentiert war, und doch erfreute sich seine Schwester eines so lichten Teints, wie jeder vom Kap stammende Weiße. Als ein fast bei allen Individuen dieser Mischrasse wiederkehrendes Merkmal möchte ich die runden Naslöcher bezeichnen. Der Wuchs, dem es

in der Jugend keineswegs an einer gewissen Anmut und Grazie fehlt, wird bei den Weibern später verunstaltet. Fritsch's Beobachtung, daß sich die zierlichen Hände und Füße der Hottentotten in der Kreuzung mit weißem Blute nicht zu verlieren pflegen, sondern sich noch verfeinern, kann ich nur bestätigen."

Der Bastard ist zugleich passionierter Jäger, Ackerbauer, sowie Viehzüchter. Freilich verbietet ihm die unliebsame Nachbarschaft der Hottentotten und Buschmänner, große Viehherden zu halten. Durch seine Geisteseigenschaften steht der Bastard dem Europäer gleich, wenn er ihm nicht überlegen ist. Groß ist auch sein Selbstgefühl, das in ihm den Wahn aufkommen läßt, als sei er den Weißen völlig gleichgestellt. Beiläufig bemerkt, ist es ja überhaupt schwierig für den Europäer, den Eingebornen gegenüber da das nötige Prestige zu bewahren, wo durch Zuwanderung weniger gebildeter Elemente des Europäertums dieses selbst gewissermaßen mehr auf das Niveau des Negers heruntersteigt. Mit dem Selbstgefühl der Bastards steht freilich die ekelhafte Manier derselben, Stunden und Tage lang in der unwürdigsten Weise zu betteln und sich durch nichts abweisen zu lassen, im Widerspruch. Dem Branntwein- und Tabaksgenuß ist auch der Bastard, wie der Hottentotte sehr ergeben, doch kommt sinnlose Betrunkenheit bei ihm kaum vor. Er zeichnet sich dadurch sowohl vor vielen im Lande lebenden Europäern, wie auch vor den Hottentotten aus. Als vortreffliche Reiter und gute Schützen waren die Bastards vor dem Zurückweichen des Wildes nach der Kalahari meistenteils der Jagd ergeben, jetzt betreiben sie hauptsächlich Ackerbau. Sie bauen Tabak, Weizen, Mais, Wassermelonen und Kürbisse, und zwar legen sie ihre Äcker in den während der Monate Mai bis Oktober trockenen Flußbetten an, deren Bestellung bald nach Aufhören des Regens in Angriff genommen wird. Wenn die Aussaat erfolgt ist, deren Gedeihen dann ruhig der Natur überlassen werden muß,

begiebt sich der Bastard in größerer Gesellschaft nach den nördlichen Gebieten der Kapkolonie, um dort gegen seine Rinder, Felle und eventuell auch Straußenfedern, Pferde und Gewehre einzutauschen, die er nach seiner Rückkehr wiederum mit Vorteil verhandelt. Bezüglich ihrer Sitten und Gebräuche, sowie der Kleidung ahmen die Bastards die Europäer nach. Ihre Organisation ist ähnlich der der Hottentotten, ihre Religion das Christentum; sie betrachten in religiöser Hinsicht den Missionar, oder wenn ein solcher nicht in ihrer Mitte ist, einen aus ihrem Stamme gewählten Ältesten als das kirchliche Oberhaupt der Gemeinde, in der auf strenge Kirchenzucht gehalten wird. Die Umgangssprache der Bastards ist das sogenannte Kapholländisch, das aus der eigentlichen holländischen Sprache, durch Zuthaten von Wörtern aus den Bantusprachen, dem Hottentottischen und dem Malaiischen entstanden ist. Die Kinder der Bastards sprechen im allgemeinen die Hottentottensprache, lernen aber auch das Kapholländische verstehen, dessen sich die Erwachsenen bedienen. Die Bastards sind wie die Hottentotten aus der Kapkolonie ausgewandert, weil sie dort von anderen Elementen zu sehr geschädigt und herausgedrängt worden sind. Zum Teil haben sie sich bei ihren Auszügen nach dem Groß-Nama-Lande den Hottentotten angeschlossen. In unserer Kolonie blühten die Stationen der Bastards infolge ihrer Arbeitskraft und ihres Verstandes als Ackerbauer, Händler und Viehzüchter schnell auf; zur Zeit bilden die Plätze Rehoboth, Warmbad, Kalkfontein, Rietfontein die Hauptniederlassungen der Bastards. Vielfach leben dieselben unter der Herrschaft benachbarter Hottentottenhäuptlinge, genießen dabei aber die weitestgehenden Freiheiten; zum Teil freilich haben sie die ursprünglich gewählten Plätze infolge der Räubereien der ihnen häufig überlegenen eifersüchtigen Nachbarstämme aufgeben und andere suchen müssen. Als ein weiteres Element der Bevölkerung des südlichen Teiles unserer Kolonie sind die Berg-Damara

oder Haukhoin, wie sie sich selbst nennen, zu erwähnen, die den Namen Berg-Damara wohl wegen ihrer Vorliebe, ihre Wohnplätze im Gebirge aufzuschlagen, erhalten haben und als solche im Gegensatz zu den sogenannten Vieh-Damara, wie die Ovaherero auch genannt werden, bezeichnet werden. Die Berg-Damara sind ein Mittelding zwischen Hottentotten und Bantu, aber von beiden Rassen scharf getrennt. Ihr Typus ist im allgemeinen negerhaft, ihre Hautfarbe schwarz, die Sprache aber ähnelt der der Hottentotten. Über ihre Ursitze und ihre Abstammung ist uns nichts Sicheres bekannt. Es lassen sich in dieser Hinsicht nur Vermutungen aufstellen, von denen wohl diejenige, daß die Berg-Damara die dezimierten Reste der vor der Einwanderung der Bantustämme das gebirgige südwestliche Afrika bewohnenden Urbevölkerung repräsentieren, die meiste Wahrscheinlichkeit hat. Obgleich die Seelenzahl der Berg-Damara auch jetzt noch im ganzen auf 35000 geschätzt wird, ist sie doch im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr stark, sicher wohl um die Hälfte zurückgegangen. Überall mußten sie vor den von Norden und Süden ins Land kommenden fremden Eindringlingen zurückweichen, immer mehr sich auf die Gipfel der Gebirge flüchten. Sie fristen in der letzten Zeit ihr Dasein hauptsächlich als Viehräuber und sind als solche von Hereros und Hottentotten sehr gehaßt. Bei ihren häufig mißlingenden Raubzügen geraten sie natürlich oft in die Sklaverei der Feinde; diese unternehmen infolgedessen häufig Rachezüge, gegen welche sich die Berg-Damara von ihren Berggipfeln aus durch Herabrollen mächtiger Steine zu verteidigen suchen. Die Nahrung der Berg-Damara besteht zum größten Teil aus Pflanzen, Heuschrecken, Raupen und Ameisenlarven. Auf der Jagd kann der Damara mit seinen primitiven Waffen — die Bewaffnung der Berg-Damara besteht nur aus Bogen und Pfeil, einem kurzen Wurfstock mit verdicktem Ende und einer langen Lanze mit schmaler Eisenspitze — dem flüchtigen Wilde

kaum mehr nachgehen, da ihm seine Armut nicht gestattet, sich in den Besitz der Feuerwaffe zu setzen. Der harte Kampf, welchen der Berg-Damara ums Dasein zu kämpfen hat, spricht sich schon in den vergrämten Zügen, in seinem durchfurchten Gesicht aus. Die Kleidung der Männer ist auf ein paar rohe Felle als Hüftenbekleidung beschränkt, während bei den Frauen noch ein um die Schultern getragenes Schaffell hinzukommt. Als Schmuck dienen aus Binsen gefertigte Arm- und Beinringe, ein ähnliches primitives Halsband mit verschiedenen Amuletten, seltener Perlen. Die Leute sind von einer fürchterlichen Unsauberkeit, welche Eigenschaft ihnen von Seiten der Hottentotten den Namen Chaudaman, auf deutsch etwa Dreckdamara, eingebracht hat. Bei festlichen Gelegenheiten reiben sich auch die Damara, wie die Hottentotten mit Fetten, Ocker und gewissen Pflanzenpulvern ein. Von Wohnungen der Berg-Damara kann man kaum sprechen. Dieselben bestehen nämlich aus natürlichen Sträuchern und Bäumen, die für Unterkunft ein wenig zugestutzt sind und nur einen ganz primitiven Schutz gegen die Unbilden der Witterung bieten. Der Hausrat besteht aus hölzernen, sehr primitiven Schüsseln, einem Holzmörser, Stäben zum Anreiben des Feuers, Stöcken zum Graben der Wurzeln, einem Fellsack mit Tabak, Pfeifen, Feuerschwamm und sonstigen kleinen Habseligkeiten. Die deutschen Missionare haben sich wiederholt der armen Damara anzunehmen versucht und dieselben in der Nähe ihrer Stationen, in Ortschaften unterbringen wollen, doch sind diese wohlgemeinten Versuche an dem Hochmut der Ovaherero und Hottentotten gescheitert, welche dieses jämmerliche Volk nicht in ihrer Nähe dulden wollten. Trotz ihrer Verkommenheit sind die Berg-Damara für die Kolonisation Deutsch-Südwestafrikas von einiger Bedeutung, denn ihre Bescheidenheit, Anspruchslosigkeit und Arbeitsamkeit sind Tugenden, welche sie als Arbeiter den Europäern wertvoll erscheinen lassen. Zur Zeit befindet

sich ein großer Prozentsatz der Berg-Damara im Dienst der Hottentotten, Bantu, Ovaherero und der Weißen, welchen allen sich der Damara willig unterordnet.

Es mag auch hier noch der Nama-Buschmänner Erwähnung geschehen. Mit den eigentlichen Buschmännern haben diese nichts gemein, sie sind vielmehr im engeren Sinne Mischlinge zwischen Hottentotten und Buschmännern, im weiteren Sinne ein Kreuzungsprodukt von Hottentotten mit den anderen eingeborenen Stämmen Südwestafrikas. Ihre Zahl ist auf ungefähr 3000 zu schätzen. Eine Rolle spielen sie in der Kolonie höchstens als Gefolgmänner der Hottentotten, denen sie sich bei ihren Raubzügen anschließen, und als gewandte Viehdiebe.

Den Hauptbestandteil der Bevölkerung des Damaralandes bildet der etwa 100000 Köpfe starke Stamm der Ovaherero (Singular Omuherero), welcher ein Glied der großen Bantufamilie darstellt, ebenso wie die mit den Ovaherero verwandten von ihnen im Nachfolgenden nicht weiter auseinander zu haltenden Ovatjimba und Ovambandjeru. Bezüglich ihres Äußern genügt es zu sagen, daß sie alle eben Bantu sind, also Angehörige jenes Stammes, dem wir an der Ost- und Westküste Afrikas bereits mehrfach begegnet sind. Die Kleidung der männlichen Ovaherero besteht aus einem ledernen, sehr künstlich gearbeiteten schmalen Hüftenringe. Aus dem einen der vorn herabhängenden Riemenenden kann man bei Familienvätern sofort die Stärke des Nachwuchses erkennen, da für jeden Sprößling ein Knoten in das Riemenende gemacht wird, der, wenn eins seiner Angehörigen stirbt, sofort wieder aufgelöst wird, so daß der pater familias über die Stärke seiner Familie nie lange im Unklaren sein kann. An der Vorder- wie an der Rückseite hängen ferner von dem Hüftenriemen zur Bedeckung der Mittelpartie Felle bis über die Kniee herab. Unterhalb der Kniee trägt man schmale Lederbänder mit Franzen daran. Als Fußbekleidung dienen lederne Sandalen. Die Knaben tragen nur einen ein-

fachen Hüftenriemen mit kurzen herunterhängenden Fellen. Die Kleidung des weiblichen Geschlechts besteht aus einer ganz geschlossenen, sehr künstlich gearbeiteten Leibbinde, zu der vorn eine schmale Schürze und ein für die Bekleidung auch der Oberschenkel ausreichendes Fell tritt, während die Rückseite durch ein langes mehr oder minder reich mit Perlen verziertes Ochsenfell bedeckt wird, das vorn an den Schultern, diese selbst freilassend, zugeknöpft wird und bis zu den Füßen herabreicht. Als Kopfputz für die verheirateten Frauen dienen recht seltsam aussehende Lederhauben mit drei langen hochstehenden Zipfeln daran. Die ganze Kleidung der Frauen und ihre gute Haltung gewährt ihnen ein stolzes Aussehen. Die Mädchen tragen als einzige Bekleidung nur eine ebenfalls aus Fellen gearbeitete von den Hüften bis zu den Füßen herabreichende Hülle.



Omuherero. Nach einer Photographie des Missionsdirektors Dr. A. Schreiber, Barmen

Gleich den anderen Südwestafrikanern lieben es auch hier beide Geschlechter, sich den Körper mit Fett und Ocker einzureiben. Schmuck wird reichlich getragen, besonders von den Frauen. Je nach dem Reichtum der Familie besteht derselbe aus Ketten von Eisenperlen und Straußeneierschalen, Muschelbändern, die sie am Hals, Schenkel und Arm tragen. Als Kriegsschmuck tragen die Männer Straußenfedern auf dem Kopfe. Der Bart ist ein Vorrecht der Männer, die im Rat ihre Stimme abgeben können. Die Knaben werden angehalten, den Bartwuchs, sobald ein solcher zu bemerken ist, durch eiserne Pincetten zu entfernen. Die Nahrung der Herero besteht in der Hauptsache aus Milch, die

besonders als saure oder Buttermilch genossen wird und zwar stets aus ein und derselben Schüssel, die nie anders gereinigt werden darf, als dadurch, daß man sie von den Hunden auslecken läßt; denn es besteht der Aberglaube im Volk, die Kühe gäben keine Milch mehr, wenn das Milchgefäß einmal ausgewaschen sei. Daß die Milch infolgedessen nicht gerade ein besonders gutes Aussehen hat, ist einleuchtend, da alle möglichen unappetitlichen Reste in der Milchschüssel verbleiben. Im übrigen bilden Erdnüsse, diverse Wurzeln, Knollen und was etwa sonst ausnahmsweise an Vegetabilien gezogen wird, die Nahrung der Leute. Fleisch wird nur sehr selten genossen trotz der reichen Viehherden der Hereros, da man sich ungern entschließt, ein Stück Vieh zu schlachten. Das geschieht nur bei besonderen Festen, Leichenbegängnissen, wie religiösen Feierlichkeiten. Ein Freund von geistigen Getränken ist der Herero im Gegensatz zu den meisten anderen, speciell auch südwestafrikanischen Negerstämmen nicht. Er verachtet sowohl den eingeführten Fusel, wie ihm auch die Herstellung berauschender Getränke aus den Früchten des Feldes und dem Honig unbekannt ist. Ebenso liebt er nur in mäßiger Weise den Genuß von Tabak. Wahrscheinlich haben sich die Herero das Rauchen überhaupt erst von den Nachbarvölkern angewöhnt; von diesen kaufen sie zumeist den Tabak und die Tabakspfeifen. Die äußere Form und die Herstellung der Hütten ist bei den Herero ähnlich wie bei den Hottentotten. Eine Anzahl von bienenkorbartigen Hütten, die meist einem Oberhaupte angehören, werden zu einem Dorfe, zu einer von den Kapholländern sogenannten Werft vereinigt, die mit einem Dornverhau umgeben wird. In der Mitte der Werft befindet sich eine Hürde für die Kälber, der sogenannte Kälberkrahl, östlich von diesem ein Aschenhaufen mit einem stets schwach glimmenden Feuer, dem sogenannten Werftfeuer. Um den Kälberkrahl herum ist der Platz für das übrige Vieh, während im weiteren Kreise

die Hütten der Werftbewohner angelegt sind und zwar so, daß mit dem Raum keineswegs gegeizt wird, die meisten Familienglieder sogar Hütten für sich haben. Das Hausinventar besteht aus verschiedenen primitiven von Holz, Fellen, Ochsenhörnern roh hergestellten Trink-, Koch- und Eßgeschirren, Behältern, Löffeln, Flaschen, Kürbistränkeimern für das Vieh und meist gekauften oder aus Wagenreifen, die sie von Europäern erhielten, gefertigten Messern, welch letztere auch zur Herstellung der diversen primitiven Hausgeräte dienen. Die Bewaffnung der Herero bilden zumeist die massenhaft eingeführten Gewehre, dann die Speere mit hölzernem oder eisernem Schaft und eisernem Blatt. Ferner eine etwa $^1/_3$ m lange Wurfkeule, welche die Leute außerordentlich geschickt zu schleudern verstehen, so daß sie flüchtiges Wild damit treffen und zur Strecke bringen, und dem Feinde durch den Wurf der Keulen den Schädel zerschmettern. Bogen und Pfeile, welche die Herero früher hatten, sind bei den Männern gänzlich abgekommen und dienen heutigentags nur noch als Kinderspielzeug. Musik und Tanz lieben die Herero, wie alle Negervölker sehr, aber in der Musik erreichen sie nicht im entferntesten die Leistungen der Hottentotten. Das einzige Musikinstrument ist ein Bogen, der mit einer nicht nur an den Enden, sondern auch in der Mitte befestigten Sehne überzogen ist und mit einem Stäbchen geschlagen wird. Beim Tanze ahmen die Leute die Bewegungen der Tiere, besonders ihrer Rinder nach, wie die letzteren ja überhaupt den Gegenstand ihrer Gespräche und Gesänge, ihres ganzen Sinnens und Trachtens bilden. Der Gesang dient bei den Herero im allgemeinen nur zur Begleitung des Tanzes, wobei Einzel- und Chorgesänge abwechseln. Die Herero waren früher ein ausschließlich Viehzucht treibendes Volk. Zwar haben sie sich teilweise, soweit sie in der Nähe von Missionsstationen wohnten und die Missionare auf sie Einfluß gewonnen haben, dazu bestimmen lassen,

in den Flußbetten nebenbei ein wenig Ackerbau zu treiben, aber ihr Hauptinteresse wenden sie der Viehzucht zu. Ihr Streben geht dahin, ihre Herden zu vergrößern und zu veredeln. Trotzdem der Viehreichtum der Leute ein ganz ungeheurer ist und einzelne besonders vermögende Herero über Herden von mehreren Tausend Stück Rindvieh verfügen, kennen sie nicht nur jedes Stück der Herde ganz genau, sondern auch den Stammbaum eines jeden Rindes, ohne daß es notwendig wäre, wie das sonst bei den viehreichen Negervölkern Gebrauch ist, durch Einschnitte in die Haut die einzelnen Stücke kenntlich zu machen. Sie merken, obgleich sie die Größe derselben in Zahlen nicht angeben können, genau, wenn beim Eintreiben ein Stück Vieh fehlt. Das von den Herero gehaltene Rindvieh gehört einer schlanken, starkknochigen Rasse mit sehr gebogenen Hörnern, deren Spitzen oft 2 m auseinanderstehen, an. Nach der Größe der Hörner bestimmen sie im allgemeinen den Wert der Tiere. Die besten Stücke der Herde dienen als Reittiere, die kräftigsten Exemplare werden als Zugtiere verwandt. Das Vieh bildet das Hauptvermögen des Herero, das er nicht nur seines Wertes wegen schätzt, sondern das er auch liebt, für das er sorgt und keine Arbeit scheut. In trocknen Zeiten tränkt er selbst jedes Stück der Herde früh und abends durch Herzutragen von Wasser in Tränkeimern. Aus den Herden werden die Kosten für Verträge, Heiraten und für religiöse Ceremonien bestritten; neben den Rindern werden auch Ziegen und Schafe gehalten. Die Herero sind ein arbeitsames, fröhliches Volk, anstellig, groß im Aushalten von Strapazen, sowie im Ertragen von Hunger und Durst. Sowie die Missionare mit ihnen in Berührung gekommen sind, ist es ihnen, wenn auch langsam und allmählich, gelungen, den Anfang eines guten Einflusses auf sie auszuüben. Die Kinder haben sie der Erziehung der Missionare willig überlassen. Gleich den meisten anderen Negerstämmen ist auch den

Herero ein großes Rechtsgefühl eigen, wenigstens soweit es sich um die Begriffe „Mein und Dein“ handelt. Von Natur sind die Leute keineswegs bösartig. Es ist nicht so leicht, Einfluß auf die Herero zu gewinnen und sie umzustimmen, aber ist dies einmal geschehen, so kann man sich in höherem Maße auf sie verlassen, als dies bei anderen Stämmen der Fall ist. Freilich stehen ihren guten Seiten auch schlimme Fehler gegenüber, die aber oft stark übertrieben worden sind. Geiz, Hochmut und Anmaßung dem Schwächeren gegenüber sind ihre häßlichsten Charakterfehler, ebenso werden sie durch Betteln andern lästig, wie sie auch oft als verlogene Subjekte hingestellt werden. Nach Schinz indes besteht ihre Verlogenheit mehr in einer unschädlichen Flunkerei als in wirklich böswilligen und gehässigen Lügen. Wenn ferner an dem Herero seine große Sinnlichkeit und sein unzüchtiger Lebenswandel getadelt wird, so ist dem allerdings nicht zu widersprechen, aber man muß doch vieles Diesbezügliche auf den niedrigen Standpunkt des Volkes und auf den Mangel einer guten andauernden Beeinflussung von außen her zurückführen. Jedenfalls erscheinen die Herero, wenn wir ihre Geschichte verfolgen, doch kultur- und erziehungsfähig zu sein. Wie allen Völkern, so ist natürlich auch dem Herero der Glaube an eine höhere Macht innewohnend. Diese höhere Macht nennt der Omuherero Karunga. Freilich kann er sich etwas Bestimmtes darunter nicht vorstellen. Er sagt: „Karunga ist Karunga.“ Jedenfalls aber bedeutet Karunga nur eine gute Gottheit, welche Segen bringt und z. B. häufig als die Veranlassung zu einzelnen Glücksfällen im Leben angesehen wird. Karunga ist immer gewesen, nie geboren worden und hat seine Wohnung in den Lüften. Da Karunga immer Segen bringt, so fürchten die Herero auch die Gottheit nicht und haben es nicht nötig, ihr Opfer zu bringen, um sie zu versöhnen oder günstig zu stimmen. Neben Karunga giebt es noch andere Götter oder Mächte, die im Glauben der

Herero eine große Rolle spielen. Der bezügliche Götterglaube der Ovaherero hängt eng mit ihrer Ansicht über die Schöpfung bezw. Entstehung der Erde zusammen. Danach sind alle Menschen und vierfüßigen Tiere an einem Tage von dem Omumborombonga-Baum, einem Baum von der Größe einer kräftigen Eiche mit außerordentlich hartem Holz, der somit als Urahn der Menschen gedacht und Omukuru genannt wird, entsprungen, während der Himmel als der Schöpfer von Sonne, Mond und Sternen, der Regen als Erzeuger der Vögel, Fische und Würmer gedacht wird. Die Menschen haben infolgedessen dem Omukuru bezw. dem ihn personifizierenden Ahnenbaum hohe Verehrung entgegenzubringen. Der Omuherero hütet sich, diesen Baum zu beschädigen, ja er scheut sich sogar, sich in den Schatten desselben zu legen. Kommt man bei einem Omumborombonga-Baum vorbei, so begrüßt man ihn mit den Worten: "Uzera tate Mukurume", d. h. „Du bist heilig, alter Vater." So wird also der Omukuru bedeutend mehr verehrt, als Karunga und dies nicht bloß in der Person des Ahnenbaumes, sondern auch in anderen Repräsentanten, unter denen obenan das heilige Werftfeuer steht, welchem sich der die Werft betretende Eingeborene stets mit größter Ehrfurcht naht. Infolgedessen wird auch auf das Feuer in der Werft besondere Obacht gegeben. Der ältesten unverheirateten Tochter und der Hauptfrau des Werftoberhauptes liegt die Unterhaltung desselben ob. Außer dem Feuer sind es noch die Verstorbenen, denen eine besondere Macht zugeschrieben wird, und die auch gewissermaßen, soweit sie im Leben einen großen Einfluß und große Macht bereits besessen haben, den Omukuru repräsentieren können. Unglücksfälle im Leben, Mißernten, Ausbleiben von Regen, Krankheiten der Menschen, Viehseuchen, Verluste u. s. w. schreiben sie oft der Ungnade eines der Verstorbenen zu. Freilich giebt es auch unter den Ovaherero Schlauberger, die den Aberglauben der Leute für sich auf verschiedene Weise

ausbeuten. Es besteht nämlich der Glaube, daß der Geist eines Verstorbenen verschiedene Gestalt annehmen kann und unter anderem auch die eines noch Lebenden, gerade von der Werft abwesenden Herero. So erlaubt sich denn mancher, um die Leute zu erschrecken, diesen oder jenen Spaß, und natürlicherweise kommt es vor, daß der Geist des Verstorbenen in Gestalt eines der Lebenden seine Willensäußerung laut werden läßt, auf welche natürlich viel Gewicht gelegt wird, wodurch der Sprecher in mancher Hinsicht seinen Zweck erreicht. Aber nicht nur dem Unfug, sondern auch der Sittenlosigkeit wird auf diese Weise Vorschub geleistet. Da die Geister der verstorbenen Machthaber einen großen Einfluß ausüben, giebt man sich auch Mühe, ihre Gnade zu erwerben und zu bewahren, und es werden ihnen öfters reichliche Opfer an Vieh gebracht, von denen natürlich das meiste immer in die Mägen der Herero wandert.

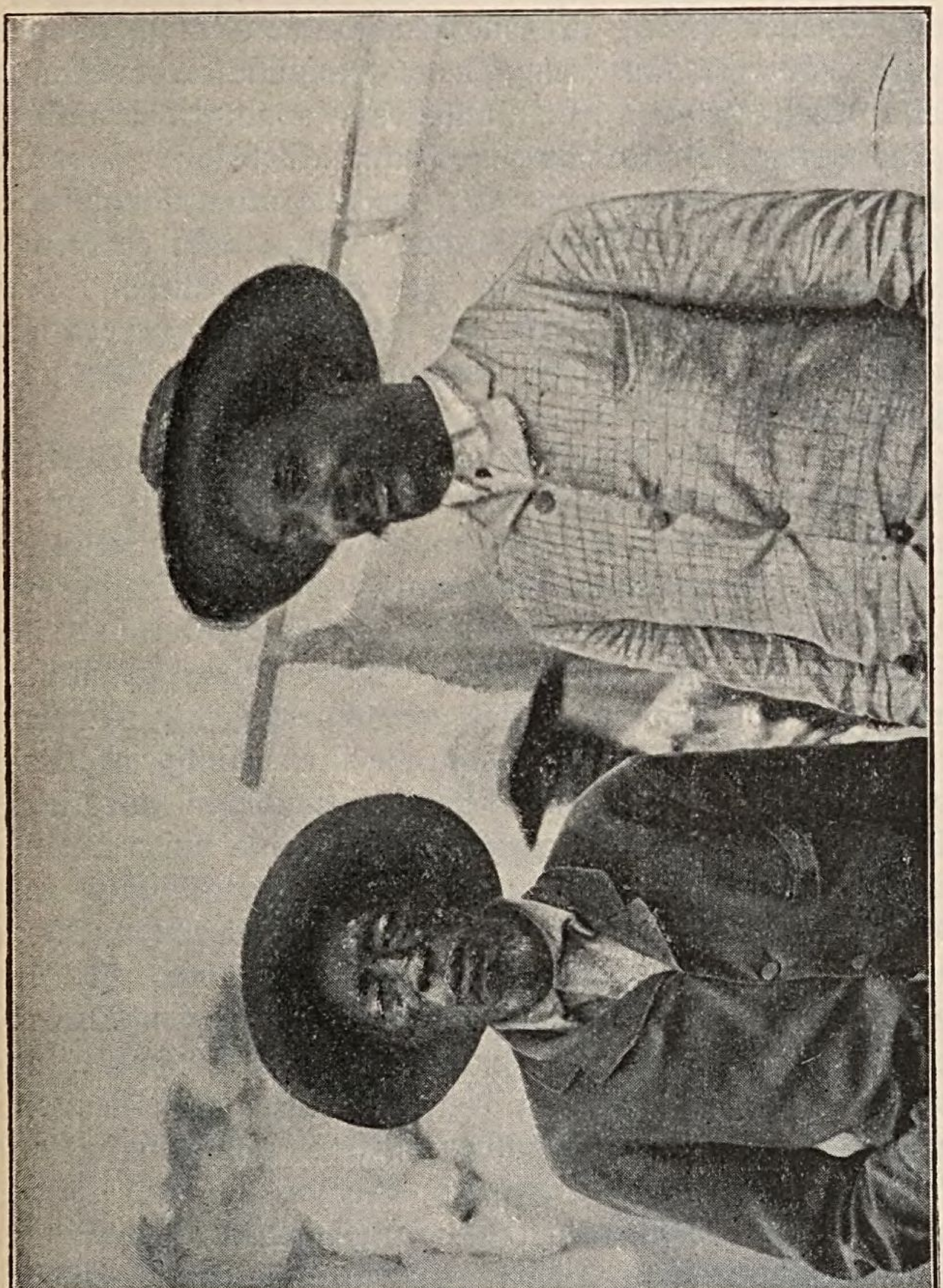
Die Herrschaft im Lande üben eine Reihe von Häuptlingen aus, von denen mehrere einen besonderen Einfluß errungen haben. Wie bei den Hottentotten, so mögen auch hier einige Worte über das Familienleben der Herero gestattet sein. Über die Verbindung der Kinder wird von Seiten der Eltern häufig schon in früher Jugend verfügt. Wenn die Verlobung eines jungen Mannes mit einem Mädchen wirklich erfolgt, dann darf der Bräutigam bis zur Heirat seine Braut nicht sehen; merkwürdigerweise darf ihm auch seine Schwiegermutter nie zu Gesicht kommen. Freilich kommt es im Widerspruch hierzu vor, daß ein alter Mann sich der ganz jungen Tochter eines Freundes annimmt, um sie in seiner Werft von den Frauen aufziehen zu lassen und, wenn sie herangewachsen ist, zu seiner Nebenfrau zu machen. Der Bräutigam hat für die Braut einen vorher festgesetzten Preis in Vieh an den Vater der letzteren zu zahlen. Nachdem dieser gezahlt ist, wird ein mehrtägiges Fest gefeiert, bei dem er aber noch

nicht die Braut zu sehen bekommt. Dann nach der Beendigung der Feier wird sie ihm übergeben und von ihm und seinen Freunden in die eigene Werft geführt, wo sie nach Erfüllung einiger religiöser Ceremonien seine rechtmäßige Gattin wird. Der junge Gatte kann dann noch verschiedene Nebenweiber annehmen, was er auch, wenn ihm die Mittel hierzu zur Verfügung stehen, in recht ausgiebigem Maße thut. Besonders ist es Gebrauch, die Schwestern der Hauptfrau als Nebenfrauen noch zu gewinnen. Das gute Verhältnis der Schwestern leidet hierunter keineswegs, wie die Hereroweiber überhaupt wenig Talent zur Eifersucht zu haben scheinen. Im Gegenteil, es ist ihnen angenehm, möglichst viele Frauen neben sich zu haben, da ihnen viel Arbeit, die sie sonst zu verrichten haben, abgenommen wird. Die Unsittlichkeit im häuslichen Leben ist bei den Herero eine unglaublich große; die Leute stehen, soweit es nicht den Missionaren gelungen ist, Wandel zu schaffen, auf einer tierischen Stufe.

Die Geschichte der Herero stellt sich seit den letzten Jahrzehnten als ein fortwährender Kampf gegen die Namahottentotten dar, die jene als Eindringlinge einer fremden Klasse hassen. Die reichlichen Viehherden der Herero haben häufig die Begehrlichkeit der verarmten und heruntergekommenen Hottentotten erregt.

Jonker Afrikaner, ein Sohn Jager Afrikaners, der den letzten Emigrantenstrom der Hottentotten über den Orangefluß führte und der Raub- und Mordlust seiner Leute dort die Zügel schießen ließ, richtete im Namalande eine despotische Herrschaft auf. Obgleich er in seiner Jugend, wie sein Vater und dessen Anhänger das Christentum angenommen hatte, war doch dieser Übertritt ein rein äußerlicher gewesen; die Herrschsucht und die Raubgier des allerdings bedeutenden und recht begabten Yonker Afrikaner bildeten bei allen seinen Handlungen stets die leitenden Motive. Er warf in verschiedenen glücklichen Zügen die Herero nieder, die ihm

sogar Gefolgschaft leisten mußten und gegen ihre eigenen Landsleute auch mit großer Mord- und Raublust fochten. So konnte sich schließlich Jonker Afrikaner als den Oberhäuptling des Groß-Nama-, Herero- und Ovambolandes bezeichnen. Im Jahre 1861 aber starb er nach der Rückkehr von einem Kriegszuge, wie es hieß an Gift, das ihm seine Feinde unter das Bier gemischt hätten. Sein ältester Sohn und Nachfolger Christian hatte nicht das Zeug, die Leute so unter der Fuchtel zu halten, wie dies sein Vater gethan hatte, dessen Geist und Energie die Herrschaft des Hottentottenlandes noch einmal wieder aufzurichten schien. Gegen Christian erhoben sich die Herero, deren eigentlicher Führer ein schwedischer Jäger Anderson war, der sich lange Zeit in Südwestafrika aufgehalten und dort viele Züge unternommen hatte. Christian fiel während des Feldzuges, in dem auch Anderson in Folge einer Verwundung starb. Die Führung übernahm nun nach Christians Tod sein Bruder Jan Jonker, der zwar talentvoller und thatkräftiger als Christian und eher der Sohn seines Vaters war als dieser, aber doch die Herrschaft auch nicht aufrecht erhalten konnte. Unter Jan Jonkers Gefolgleuten befand sich auch gezwungenermaßen der mächtigste Hererohäuptling Kamaharero mit seiner Mannschaft. Kamaharero verstand es aber, die Herrschaft Jan Jonkers abzuschütteln. Als der letztere mit einem Teil seiner Anhänger auf die Jagd gezogen war, erhob sich Kamaharero mit seinen Leuten, nahm den ganzen Viehbestand Jan Jonkers mit, entfloh nach Otyimbingue, verkaufte dort den Raub und schaffte für den Erlös Gewehre und Pulver an, so daß nun die Herero ebenso ausgerüstet waren wie ihre Gegner, die Hottentotten. Es fanden dann heftige Kämpfe zwischen den beiden Stämmen, die von Jan Jonker und Kamaharero geführt waren, statt; doch verliefen diese von nun an im allgemeinen zu Ungunsten der Nama. Dem Missionar Hahn gelang es schließlich, einen Friedensschluß zwischen den strei-



Großer der Herero   Samuel Maharero

tenden Parteien herbeizuführen, indem sich Jan Jonker verpflichtete, auf Windhoek friedlich zu wohnen. Dieser Platz wurde ihm jedoch vorsichtshalber nicht als Besitztum, sondern nur als Lehen zugesprochen. Kleine Zwistigkeiten, die zwischen Herero und Hottentotten

vorkamen, wurden aber wieder die Veranlassung zu einem neuen Kriege, in dem Jan Jonker total geschlagen wurde und mit einzelnen seiner Gefolgschaft eben knapp sein Leben rettete. An Stelle des so ganz ohnmächtig gewordenen Jan Jonkers trat nun als Führer der den Krieg gegen die Herero fortsetzende Hottentottenhäuptling von Gibeon, Moses Witboy. Aber auch er wurde von den Herero geschlagen. In Hendrik Witboy, dem Sohne von Moses Witboy, ist alsdann den Herero ein anderer gefährlicher Feind entstanden, auf den wir noch zu sprechen kommen.

Die Ovambo bewohnen den nördlichen Teil Deutsch-Südwestafrikas bis zum Kunene. Ihre Zahl ist schwer zu schätzen; sie dürfte sich wohl auf 80000 belaufen. Sie sind ebenfalls ein Bantuvolk wie die Ovaherero, denen sie im Äußeren ähneln. Im Charakter und der Lebensweise sind die beiden Völker aber grundverschieden. Die Ovambo sind ein vorwiegend Ackerbau treibendes Volk und finden hierfür günstigere Vorbedingungen in dem von ihnen bewohnten nördlichen Teil des deutschen Schutzgebietes als die anderen südwestafrikanischen Stämme; mit größerer Zähigkeit als diese hängen die Ovambo an den althergebrachten Sitten und Gebräuchen. Die Macht der Häuptlinge ist eine viel größere und uneingeschränktere als bei den übrigen Stämmen. Die straffe Zucht, in der die Häuptlinge das Volk haben, hat auf den Charakter desselben eingewirkt, indem die Ovambo vielfach unterwürfig und kriechend gegen Höhergestellte, hochmütig und barsch gegen Niedere erscheinen. Im allgemeinen aber sind sie ein friedliches und arbeitsames Volk. Hervorzuheben ist gegen die anderen von uns skizzierten Stämme Südwestafrikas ihre größere Sittlichkeit im gesamten Leben wie in der Familie. Ein häßlicher Zug ist beim Ovambo die Neigung zum Stehlen. Der Diebstahl wird nach der Anschauung der Leute nur dann verurteilt, wenn der Dieb sich dabei ertappen läßt, in welchem Falle er freilich

auch für den Spott nicht zu sorgen hat. Die Viehzucht treiben die Ovambo nur nebenbei, wobei vielleicht der Umstand stark in Betracht kommt, daß die Häuptlinge über das Rindvieh der Eingebornen das Verfügungsrecht besitzen, von dem sie nicht selten in recht ausgiebigem Maße Gebrauch machen. Das vorkommende Vieh ist Rindvieh, aber eine schwächere Sorte als bei den Herero und mit kleineren Hörnern, ferner Ziegen, Schafe und Hunde, welche letzteren als große Leckerbissen gelten. Im Besitz der Großen und Reichen befinden sich außerdem häufig noch Pferde, die sehr hoch im Preise stehen und pro Stück einen Wert von 10—20 Ochsen repräsentieren. Das Hauptnahrungsmittel der Leute bildet der Kornbrei, ein aus dem Kafferkorn mit Wasser oder Milch gekochtes Gericht, und Feldfrüchte, sowie die Milch der Kühe. Auch Fleisch lieben die Leute sehr und geizen nicht in dem Maße mit ihren, wenn auch viel kleineren Viehherden wie die Herero, sondern schlachten des öfteren; daneben genießen sie das Fleisch vom Stachelschwein, Fische und Kröten. Schildkröten, die auch bei den Ovambo als Delikatesse gelten, kommen nur auf die Tafel der Häuptlinge oder reichen Leute. Das Salz wird im Ambolande aus den salzhaltigen Pfannen des Landes gewonnen. Die Ausbeutung derselben ist ein Recht der Häuptlinge, die ihrerseits das gewonnene Salz an das Volk verkaufen. Als Getränk dient das Kornbier, welches aus dem Kafferkorn bereitet wird, sehr nahrhaft und bei den Leuten sehr beliebt ist. Das Rauchen ist beim Ovambo auch Sitte, wenngleich der Tabak meist als Schnupftabak verarbeitet wird. Gering ist das musikalische Talent der Eingeborenen. Die einzigen Musikinstrumente sind die Trommel, bestehend aus einem $^1/_2$ Meter langen, ausgehöhlten Stück vom Palmstamme, das oben mit einem Rindsfell überspannt ist, und eine Art Harfe, deren Saiten aus dem Schwanz der Giraffe gefertigt sind. Den Tanz lieben die Eingeborenen gleich den anderen Negern; sie führen im

allgemeinen jeden Abend bei Fackelschein ihre Tänze auf. Die Kleidung der Männer um die Hüften bilden diverse größere oder kleinere Felle. Eine Kopfbedeckung existiert im allgemeinen nicht, höchstens besitzen die Leute ein aus Palmblättern hergestelltes Exemplar von Hut oder einen alten europäischen Filzhut. Auch auf die Frisur verwenden die Männer keine besondere Sorgfalt; oft lassen sie die Haupthaare wachsen und schmieren dieselben mit Fett und Ocker ein, oft auch rasieren sie die Haupthaare; letzteres geschieht bei den Knaben durchweg. Als Fußbekleidung dienen Sandalen. Was der Eingeborne stets mit sich herumträgt, seine Pfeife, seinen Tabak u. s. w., verwahrt er unter dem Hüftgürtel. Sonst trägt er am Oberarm eine aus dem oberen Hornende des Gemsbockes gefertigte, durch einen Holzstöpsel verschlossene Schnupftabaksdose. Als Schmuck dienen Halsbänder aus Perlen und teilweise noch Armbänder. Das Hauptbekleidungsstück der Frauen bildet ein aus losen Lederriemen zusammengesetzter Hüftgurt von der erforderlichen Breite, der häufig mit Straußeneierschalen oder Muscheln verziert ist. Die Mädchen sind ebenso wie die Knaben weniger vollkommen bekleidet. Sie tragen meist nur einen schmalen Gürtel um die Hüften mit einem winzigen Läppchen daran. Eine Fußbekleidung und Kopfbedeckung tragen die Ovambofrauen nicht, aber auf ihre Frisur verwenden sie große Mühe. Das Haar wird mit einer aus Fett, Ocker und Harzen hergestellten Pomade eingerieben, dann trocknen gelassen, in 20—30 Strähne geteilt und diese auch wieder durch Pomade mit Palmblattfasern beklebt; dann läßt man die Strähne einzeln lang herunterhängen oder flicht sie zu mehreren Zöpfen zusammen. Den Mädchen werden die Kopfhaare abrasiert. Den Schmuck der Weiber bilden kupferne Spangen um die Fußknöchel, die je nach dem Reichtum des Mannes mehr oder weniger schwer sind; am Arm werden Armbänder von Eisendraht getragen, die mitunter eine ziemlich bedeutende Länge

haben und von dem Handgelenk bis zum Ellbogen reichen. Die Weiber sind merkwürdigerweise stets bewaffnet und zwar mit einem langen und kunstvoll gearbeiteten Dolchmesser, das an dem Leibgürtel hängt und nicht etwa für den Hausgebrauch, sondern als Verteidigungswaffe bestimmt ist. Bezüglich der Bewaffnung der Männer muß man auch sagen, daß wie in den übrigen Teilen des deutschen Schutzgebietes, so auch im Ovamboland die verschiedenen europäischen Gewehrmodelle eine recht weite Verbreitung gefunden haben; man sieht indes bei den Ovambo noch vielfach ihre ursprüngliche Bewaffnung. Dieselbe besteht aus Bogen und Pfeilen, und zwar sind die Spitzen der Pfeile aus Knochen oder Eisen gefertigt und stets durch den Saft einer Pflanze vergiftet. Die vergifteten Pfeile tragen die Ovambo meist nicht in einem Köcher, sondern in der Hand. Die Speere, welche noch viel geführt werden, haben die beträchtliche Länge von 2 m, sie werden natürlich nur als Stoßwaffe verwandt.

Gleich den Ovaherero führen die Ovambo eine Wurfkeule, deren Kopf bei den verschiedenen Ambostämmen verschiedenartig ist und so gewissermaßen ein nationales Merkmal darstellt. Die Hütten der Leute sind kreisrund, die Wände aus $1^1/_2$ m hohen Pfählen hergestellt, die meistenteils mit Lehm und Mist beschmiert und durch ein kegelförmiges Grasdach bedeckt sind.

Die Werfte (Dörfer) sind viel komplizierter in der Anlage als bei den Herero und speziell auch sehr wohl zur Verteidigung eingerichtet. Die Anzahl der Hütten einer Werft ist sehr verschieden, je nach der Größe des Haushalts. Es befinden sich die Hütte des Oberhaupts, seiner Hausfrau, Nebenweiber, der Kinder (hierbei sind Knaben und Mädchen getrennt), Vorratsraum, Kraale fürs Vieh, Empfangsraum, ein Spielplatz für die Kinder, meist auch Brunnen in der Werft. Den Eingang zu derselben bildet ein ganz schmaler zwischen Pallisaden hindurchführender Steg, der immer nur einer einzelnen

Person Einlaß gewährt. Die Werft ist in ihrem ganzen Umfange auch sonst noch mit Pallisaden und anderen Hindernissen umgeben. Häufig sind auch, mit Rücksicht auf etwaige Belagerung, ganze Palmenhaine einbezogen, damit, falls bei einer Belagerung der Proviant ausgeht, man immer noch an jenen eine Reserve hat. Die Werft wird häufig verlegt, mit Rücksicht auf den Landbau, um neue Strecken Landes zu kultivieren und den bereits öfters bebauten Boden nicht zu sehr auszusaugen. Zu einer solchen Verlegung der Werft bedarf man allerdings die Erlaubnis des Häuptlings, wie überhaupt zu jedem Anbau, da der Häuptling über Grund und Boden verfügt. Das Hausgerät bilden Milchgefäße und Bierbecher, die aus Holz gefertigt sind und oft mit eingebrannten Verzierungen versehen sind, ausgehöhlte Kürbiskalebassen, irdene Geschirre und eiserne Gerätschaften. Die Töpfer im Ovamboland stellen eine eigene Gilde dar, die es sehr weit in ihrer Kunst gebracht hat und in hoher Achtung steht. Auch in der Kupfer- und Eisenschmiedekunst sehen wir sehr gute Leistungen in den Waffen der Leute und ihren Ackergeräten. Die Ovambo betreiben außer dem Ackerbau häufig noch etwas Elfenbeinhandel. Gegen Elfenbein tauschen sie die von ihnen begehrten Produkte, sowie Vieh, Schmuck und dergleichen ein.

Hin und wieder kommen einige Ovambo ins Damaraland, um sich auf einige Zeit an dort wohnende Weiße zu verdingen. Sie werden von diesen in der Regel allen anderen Arbeitern vorgezogen, besonders für Garten- und Feldarbeit und als Viehwächter. Bei den Schwierigkeiten, die wir so häufig in unseren Kolonien bei der Beschaffung der nötigen Arbeiter für Plantagen und sonstige Unternehmungen haben, wird es für Damaraland und das Gebiet nördlich davon als ein nicht zu unterschätzender Vorteil erachtet, daß wir dort verhältnismäßig leicht gute und allem Anschein nach auch zahlreiche Arbeiter aus Ovamboland beschaffen können.

Unter den Bewohnern Deutsch-Südwestafrikas haben

wir auch die Buschmänner anzuführen, obgleich deren Zahl, soweit sie wenigstens im eigentlichen deutschen Gebiet ihre Behausungen haben, an sich gering ist und 400 wohl nicht übersteigt. Trotzdem mögen einige Angaben über diesen den Süden Afrikas in seinem zentralen Teil etwa zwischen dem 18. und 24. Grade s. Br. und dem 20. und 24. Grad ö. L. wohnenden, für uns zwar wirtschaftlich gleichgültigen, aber ethnographisch interessanten Stamm gemacht werden:

Es ist von den Buschmännern mit Sicherheit anzunehmen, daß sie einst das ganze südliche Drittel Afrikas eingenommen haben; aber von den schwarzen und weißen Einwanderern in gleicher Weise gehetzt und verfolgt, sind sie immer mehr und mehr in das unwirtliche Innere nach der Kalahariwüste zurückgedrängt worden, an deren Grenze sie in unserem Gebiet nur etwa um den 22. Breitengrad herum, wie gesagt, in geringer Zahl anzutreffen sind. Die Buschmänner gehören zu den Zwergvölkern Afrikas. Das Durchschnittsmaß derselben wird im allgemeinen nur auf 1,40 Meter angegeben; in der Farbe ihrer Haut zeigen die Buschmänner einen hellen Ton auf vorwiegend rötlichem Grunde. Sie haben einen schlanken, meist mageren Körper, mangelhafte Entwickelung des Brustkastens, wogegen freilich die verhältnismäßige Breite der Schultern auffällt und die stark ausgeprägte Gesäßpartie. Arme und Beine sind dünn, Hände und Füße klein, der Kopf des Buschmanns ist im allgemeinen eckig, stark und von kugelförmiger Wölbung, mit einer breiten Stirn versehen und einem häßlichen Gesicht mit schmal geschlitzten Augen. Die Stirn und das Gesicht neigen zur Falten- und Runzelbildung. Die Nase ist breit, das Kinn vorstehend, die Ohren groß, das Haupthaar verfilzt und zur büschelförmigen Sonderung geneigt. Die Kleidung der Buschleute ist höchst spärlich; wenn dieselben nicht einmal von einem Missionär oder Reisenden oder sonstwie abgelegte Sachen bekommen haben, besteht sie nur aus einem Stück Leder, das um die Hüften ge-

schlungen wird. Als Schmuck lieben sie Ringe von Messing und Eisendraht, sowie Perlschnüre und allerhand einfache Amulette um Hals, Arme und Beine zu tragen. Groß ist die Unsauberkeit der Buschmänner. Sie beschmieren den Körper und legen sich in Schmutz und Sand, so daß die Farbe ihrer Haut nur an wenigen Stellen erkennbar ist und ein dicker Bezug von Asche und Fett Gesicht und Körper bedeckt. Nur unter den Augen, die von dem Rauche des qualmenden Feuers, an welchem sie zu sitzen lieben, oft thränen, pflegen sie einen kleinen Fleck zu waschen. Die Hütten der Buschleute, sofern sie überhaupt solche haben, sind sehr einfach und unwohnlich. Zumeist bestehen sie aus einigen mit den Ästen ineinander verpflochtenen Büschen, die mit blätterlosen Zweigen überdeckt sind. Häufig bilden auch Höhlen und Felsgrotten und sonstige verborgene und geschützte Orte die Schlupfwinkel des Buschmanns, und doch geben diese unwohnlichen Räume häufig Zeugnis von einer dem Bewohner eigenen Kunstfertigkeit, nämlich der Malerei, denn die Felswände ihrer Höhlen schmücken sie mit den sehr geschickten Skizzen von Menschen, Tieren und Naturgegenständen aus, welche durch ihre richtige Auffassung und genaue Zeichnung in dieser primitiven Umgebung fast als Kunstwerke erscheinen.

Nur selten und höchstens in wildreichen Gegenden, die auf längere Zeit bequemen Unterhalt in Aussicht stellen, baut der Buschmann eine weniger provisorische Hütte, deren Dach durch Pfahlwände gestützt wird und mit Gras, Zweigen, Blättern oder Fellen bedeckt ist. Trotz seines kärglichen Lebens und der Sorge um das Notwendigste, zieht es den Buschmann immer wieder nach seinen Bergen und Höhlen zurück, auch wenn er einmal ein besseres Loos gefunden hat und irgendwo in einen angenehmen Dienst getreten ist. Er liebt eben die Freiheit über alles. Mit der Einrichtung der Wohnung ist es beim Buschmann natürlich ebenso schlecht wie mit dieser selbst bestellt. Sein Bett wird ersetzt durch

ein Lager aus Gras oder Moos, und die einzigen Gefäße, die im Haushalt vorkommen, sind hohle Straußeneier, welche zum Aufbewahren des Wassers dienen und auf Wanderungen mitgeführt werden. Diese Eier sind am spitzen Ende mit einer kleinen Öffnung versehen; man vergräbt sie während des Tages ziemlich tief im Sande, damit das Wasser nicht zu schnell verdunstet und einigermaßen frisch bleibt. Zur Erzeugung des Feuers bedient sich der Buschmann wie viele unkultivierte Stämme eines Stabes aus Holz, der an einem Klotz aus weicherem Holz gerieben wird. Dem Buschmann dient ferner ein harter Stock zum Graben von Wurzeln; selten besitzt er außerdem ein Messer. Die Bewaffnung der Buschmänner besteht aus Bogen und Pfeilen, welch letztere aus Schilf gefertigt und mit einer kurzen, wagerecht abgestutzten, aber stark vergifteten Spitze versehen sind. Das Gift zu letzteren ist nicht ein vegetabilisches, sondern animalisches, nämlich dem Eingeweidesaft einer unter der Erde lebenden Puppe entnommen. Um sich selbst vor Verwundungen zu schützen, umhüllt der Buschmann die Pfeilspitze mit Tiersehnen; außerdem trägt er meist seine Waffen in einem Ledersack auf dem Rücken. Neben Bogen und Pfeilen führen die Buschmänner noch Wurfkeulen in der Art, wie wir sie bei den Herero und Ovambo gefunden haben. Die Schießfertigkeit der Buschleute ist eine außerordentlich geringe. Ihre Jagdresultate erreichen sie mehr wegen ihrer Gewandtheit im Anschleichen an das Wild, das sie aus allernächster Nähe mit ihren stark vergifteten Pfeilen beschießen und wegen der schnellen und starken Wirksamkeit des Giftes bald zur Strecke bringen. Außerdem ist der Buschmann ein eifriger Fallen- und Schlingensteller.

Die Jagdbeute bildet die am meisten erwünschte Nahrung des Buschmanns; außer Affen, Löwen, Leoparden, Hyänen und Schakaln genießt er alles Fleisch; da jedoch der Ertrag der Jagd für die Ernährung meistens nicht ausreicht, so ist der Buschmann hauptsäch-

lich auf Pflanzenkost angewiesen. Er nährt sich besonders von den Wurzeln einiger Bäume und Sträucher, sowie von allerhand Kräutern und Früchten, wobei er keineswegs wählerisch ist. Er verachtet selbst die Insekten, Raupen, Frösche, Eidechsen, Schlangen und Würmer nicht; auch das Fleisch genießt er in halbrohem Zustande, indem es nur kurze Zeit ins Feuer geworfen wird; als besondere Delikatesse gilt ihm der Honig. Das einzige von ihm beliebte Getränk ist das Wasser; der vielfach eingeführte Branntwein ist erfreulicherweise noch nicht zum Buschmann gedrungen; auch kennt oder liebt er die Zubereitung berauschender Getränke aus Feldfrüchten oder Honig nicht; dagegen ist er ein passionierter Raucher und gewinnt den Tabak durch Eintausch von den Nachbarstämmen. Da die Buschleute alle der Jagd obliegen, ist schon deswegen ein Zusammenleben in größeren Verbänden ausgeschlossen; nur einzelne Familien unter ihnen thun sich zusammen, abgesehen von der Kalahari, wo sie sich in größeren Massen vereinigen, da dort der große Wildbestand ihre Ernährung erleichtert. Ein alter aus ihrer Mitte gewählter Mann vertritt gewissermaßen die Stelle des Häuptlings einer Ansiedlung, ohne natürlich irgend welche Rechte oder Macht zu besitzen. Die Sprache der Buschmänner erinnert noch am meisten an diejenige der Hottentotten, doch ist sie noch reicher an Schnalz- und Nasenlauten. Eine Verwandtschaft zwischen der Buschmanns- und Hottentottensprache dürfte kaum vorhanden sein. Bedeutend ist das Sprachtalent des Buschmanns, der die europäischen Sprachen leicht erlernt und überhaupt durch seine geistigen Anlagen, obgleich man dies seiner Lebensweise nach kaum erwarten sollte, auf eben solcher Höhe steht wie der Hottentotte. Bezüglich des musikalischen Talentes stehen die Buschleute ebenfalls den Hottentotten nicht um vieles nach, und in sittlicher Hinsicht haben wir die in der Abgeschiedenheit der Kalahari wohnenden Buschleute jedenfalls viel höher zu schätzen als die moralisch verkommenen Hottentotten.

Von den Charaktereigenschaften des Buschmanns wird dessen Ehrlichkeit besonders hervorgehoben. Die Frauen werden von den Buschmännern durch Geschenke erworben; sie haben natürlich die häuslichen Arbeiten zu verrichten, außerdem auf den zahlreichen Reisen der Buschmänner das Gepäck und Gerät, wie die Kinder zu tragen. Schön ist das Verhältnis der Eltern zu den Kindern und umgekehrt; oft setzen die Eltern ihr Leben für die Kinder ein. Scheinbar im Widerspruch hierzu steht es allerdings, daß man alte Leute, die zu schwach sind, auf den Wanderungen den Stammesgenossen zu folgen, einfach zurückläßt, sie nur für kurze Zeit mit Speise und Trank versorgend. Auch in den Höhlen verläßt man die alten dem Ende nahen Leute in derselben Weise, ohne sich weiter um sie zu bekümmern. Dieses Verhalten mag bei den Buschleuten indes mehr durch eine unglaubliche Leichtfertigkeit und Sorglosigkeit der Auffassung, als durch eine Roheit des Gemütes hervorgerufen werden. Über die Religion der Buschleute ist uns etwas Genaueres nicht bekannt. Wir wissen nur, daß im Glauben derselben die Verehrung des Mondes und ein Sagengebilde, das um Sonne, Mond und Sterne gewoben ist, eine hervorragende Rolle spielt.

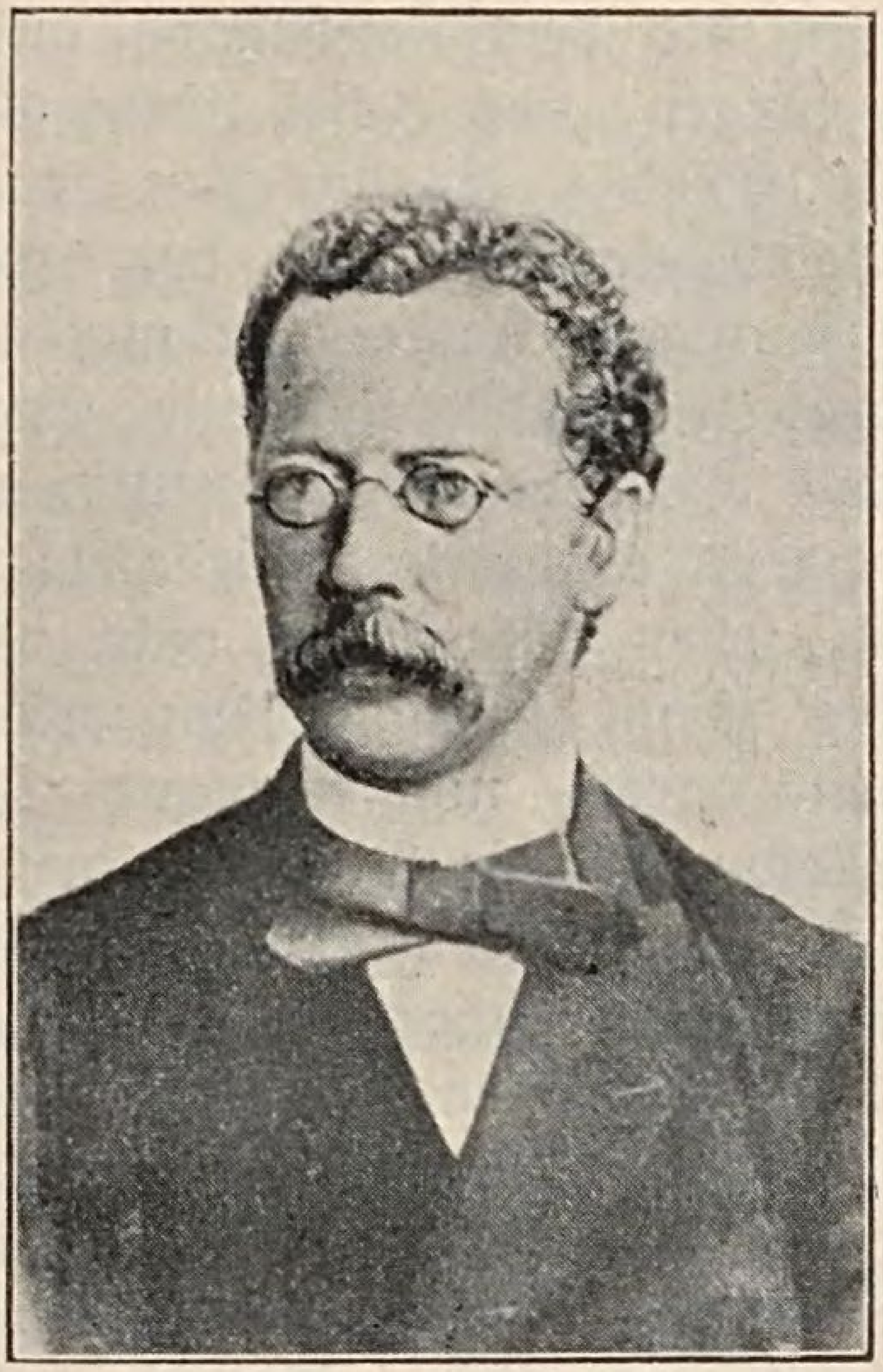
3. Die Lüderitzsche Erwerbung in Angra Pequena.

Deutschlands Vorgehen in Südwestafrika

Vor der deutschen Besitzergreifung in Südwestafrika hatte an jener unwirtlichen Küste nur die englische Kapkolonie die Walfischbai und einige der Küste vorgelagerte Inseln beschlagnahmt; alles übrige Land befand sich im Besitz der eingeborenen Häuptlinge, soweit es nicht als ganz herrenlos anzusehen war.

Im Jahre 1882 bereits aber warf der unternehmende Chef eines großen Bremer Kaufhauses, F. A. Lüderitz, sein Auge auf jene Landstriche. Bevor Lüderitz daran ging, eine Landerwerbung wirklich vorzunehmen, fragte er beim Auswärtigen Amt in Berlin an, ob seinen etwaigen Erwerbungen der Schutz des Deutschen Reiches zu teil werden würde. Es wurde ihm die Antwort, daß das letztere geschehen solle, wenn er einen Hafen erwerben könne, auf welchen keine andere Nation ein Recht hätte. Lüderitz beauftragte nun mit der Ausführung der ersten Erwerbungsexpedition seinen Agenten Heinrich Vogelsang aus Bremen. Vogelsang ging zunächst von Bremen nach Kapstadt, wohin Lüderitz das wohlausgerüstete Schiff Tilly nachsandte. In Kapstadt wurde die Ausrüstung der Expedition durch Zunahme von einem Ochsenwagen, von Zelten, Wasser und Proviant vervollständigt, am 5. April 1883 segelte man von Kapstadt ab und traf am 9. April abends in der Bai von Angra Pequena ein. Am 10. wurde das Schiff mit Hilfe von Robbenfängern, die auf einer der dem Hafen von Angra Pequena vorgelagerten Inseln angetroffen wurden, näher an das Land herangebracht. Am 12. erfolgte die Landung und Löschung der Ladung des Schiffs; ein Zeltlager wurde aufgeschlagen und der Wachdienst eingerichtet. Die kleine Lüderitzsche Expedition, bestehend aus 9 Deutschen, einem Holländer und einem Schweizer, wurde militärisch organisiert; einige an der Küste angetroffene Hottentotten wurden von ihr in Dienst genommen; rüstig ging man an den Bau einer Faktorei aus Holz und Wellblechplatten. Besonders aber hatte man den eigentlichen Zweck der Expedition, den Landerwerb im Auge. Vogelsang brach mit einer kleinen Expedition nach dem 7 Tagereisen entfernten Bethanien auf, wo er mit den Seinen in der Missionsstation freundlich aufgenommen wurde. Dort suchte er den Kapitän Josef Fredericks auf und überbrachte ihm ein Jagdgewehr als Geschenk von Lüderitz. Am 1. Mai, dem

Tage nach der Ankunft, wurde wegen eines Landankaufs mit dem Häuptling verhandelt. Eines der Expeditionsmitglieder trug in holländischer Sprache in der von Josef Fredericks berufenen Versammlung die Wünsche unserer Landsleute vor; ein Herero-Missionslehrer übersetzte das Gehörte in die Namasprache, in der die Beratung erfolgte. Von großer Bedeutung war für die Expedition die Hilfe der deutschen Missionare, die großen Einfluß im Lande besaßen und diesen zu Gunsten der Lüderitzschen Expedition geltend machten. Freilich wurde von den Herero die Entscheidung nicht übermäßig schnell getroffen, sondern bei der ersten am Vormittag erfolgenden Beratung auf den Nachmittag verschoben. In der Nachmittagssitzung aber wurde ein Vertrag in niederländischer Sprache aufgesetzt, in welchem der Häuptling von Bethanien an der Küste von Angra Pequena ein etwa 2 deutsche Meilen breites und 5 Meilen ins Innere sich erstreckendes Stück Land, also im ganzen zunächst etwa 10 Quadratmeilen mit allen Hoheitsrechten an Lüderitz abtrat und zwar gegen Zahlung von 2000 Mark und 200 alten Gewehren. Am nächsten Tage trat die Expedition den Rückmarsch nach Angra Pequena an; dorthin begaben sich auch Gesandte des Häuptlings, um den ausbedungenen Kaufpreis in Empfang zu nehmen. Bei der Ankunft zu Angra Pequena fand Vogelsang das Faktoreigebäude bereits fertig gestellt; an diesem wurde



Lüderitz

nun die deutsche Flagge aufgezogen. Später ist es gelungen, von Josef Fredericks das ganze Gebiet vom 26. Grad s. Br. bis zum Orangefluß zu erwerben. Als die Nachrichten von der Lüderitzschen Aktion in das benachbarte Kapland gelangten, zeigten sich die Bewohner desselben, insbesondere die Engländer, sehr erstaunt über das Vorgehen der Deutschen, denen man das Recht, anders als unter britischem Schutze in fernen Welten zu leben, bis dahin nicht recht zugestehen mochte; an den Ernst deutscher Unternehmungen dachte englischerseits damals noch niemand. Zwar regten die betreffenden Meldungen die Mißgunst der Engländer und Kapstädter an; aber noch glaubte man sich selbst die Lüderitzschen Ländereien sichern zu können. So erschien im Sommer 1883 im Hafen von Angra Pequena ein englisches Schiff, das daselbst Waren landen sollte. Der Lüderitzsche Vertreter wünschte sein Besitzrecht hier in klarer Weise festzustellen und verlangte von dem englischen Schiff eine Landungsgebühr. Als die Zahlung derselben verweigert wurde, erklärte Vogelsang, das Schiff gewaltsam an der Landung zu verhindern; dasselbe hißte hierauf die englische Flagge und segelte unbehelligt nach Kapstadt zurück. Über diesen Vorgang wurde von Kapstadt aus nach London telegraphiert, und es erhielt die englische Korvette Boadicea Befehl, nach Angra Pequena zu gehen. Groß aber war das Erstaunen des Kapitäns der Boadicea, als er zu Angra Pequena die deutsche Korvette Karola vorfand und von deren Kommandanten die Nachricht erhielt, daß die Boadicea sich in einem deutschen Hafen befände, in welchem sie irgend welche Machtbefugnisse nicht auszuüben habe. Nun wurde man in Kapstadt und in England grimmig und kramte alle möglichen und unmöglichen alten Rechtstitel aus, um gegen den deutschen Besitz zu protestieren. Die deutsche Reichsregierung wechselte mit der großbritannischen Regierung mehrere Noten; Fürst Bismarck verlangte Auskunft über die etwa zur Zeit bereits bestehenden englischen Rechts-

ansprüche. Trotz einer Reihe von Fälschungen und Lügen, die von Kapstadt aus in Scene gesetzt wurden, konnten die Engländer außer auf die Walfischbai und einzelne Inselgruppen haltbare Besitztitel nicht vorführen. Die englische Regierung drehte und wand sich daher nach jeder Richtung hin und bewegte sich in ausweichenden und widersprechenden Antworten, die ebenso sehr von der Unehrlichkeit der Engländer wie von einer der englischen Diplomatie abgehenden Schneidigkeit Zeugnis gaben. Als nun vom Fürsten Bismarck mehrfach den Engländern in der unserem genialen Staatsmann eigenen feinen, aber sehr verständlichen und energischen Weise auf die Finger geklopft worden war, gab Großbritannien nach und erkannte der deutschen Regierung das Recht einer Besitzergreifung in Südwestafrika zu. Freilich hatte Fürst Bismarck bereits vorher unter dem 24. April vor aller Welt den deutschen Standpunkt festgestellt und zwar durch folgendes Telegramm an den deutschen Konsul in Kapstadt: „Nach Mitteilungen des Herrn Lüderitz zweifeln die Kolonialbehörden, ob seine Erwerbungen auf deutschen Schutz Anspruch haben. Sie wollen amtlich erklären, daß er und seine Niederlassungen unter dem Schutze des Reiches stehen. Bismarck."

England hat freilich bald darauf noch einmal sich erlaubt, Einwendungen zu machen, indem es nach bereits erfolgter Anerkennung der deutschen Herrschaft in den an die Kapkolonie grenzenden Gebieten diese Anerkennung nachträglich von gewissen Bedingungen abhängig zu machen suchte, ein Verlangen, das jedoch von Fürst Bismarck wiederum aufs allerentschiedenste zurückgewiesen wurde, so daß die englische Regierung es nun doch für gut befand, sich ganz ruhig zu verhalten und ihre feindlich-mißgünstige Haltung aufzugeben.

Inzwischen hatten die deutschen Korvetten Leipzig und Elisabeth Befehl erhalten, nach Angra Pequena zu dampfen und die deutsche Flagge zu hissen. An Bord der Elisabeth waren von Kapstadt aus die Mitglieder

einer zweiten von Lüderitz entsandten Expedition, der auch ein Bruder des Bremer Kaufherrn angehörte, mitgenommen worden. Von den Kriegsschiffen wurden nun am 7. August 1884 100 Mann gelandet und unter dem Salut der Geschütze und dreimaligem Hoch auf den Kaiser die Flagge gehißt, dann eine Proklamation verlesen, durch welche die Lüderitzschen Territorien, in der ersten Zeit einfach Lüderitzland genannt, unter den direkten Schutz Seiner Majestät gestellt wurden. Kapitän zur See Herbig, Kommandant der Leipzig, der die Flaggenparade abhielt, ließ vor der Flagge einen schwarz-weiß-roten Pfahl mit einer Tafel errichten, auf der Namen und Ausdehnung des Gebietes angegeben war. Nach der Flaggenhissung verließen die Kriegsschiffe den Hafen von Angra Pequena. Die Regierung hatte aber noch ein anderes Kriegsschiff, das Kanonenboot Wolf, nach der südwestafrikanischen Küste entsandt, um den zwischen dem Lüderitzland und der portugiesischen Grenze gelegenen Teil ausschließlich Walfischbai in Besitz zu nehmen. Der Kommandant des Wolf, Kapitän von Raven, hißte nun an allen Plätzen, wo eine Landung möglich war, die deutsche Flagge; so in Sandwichhafen, bei Kap Croß, Kap Frio und in der Spencerbai. Indessen waren die Lüderitzschen Agenten und auch bereits andere deutsche Kaufleute, die ihr Glück in Südwestafrika versuchen wollten, im Innern des Landes rastlos thätig, das deutsche Gebiet nach dorthin auszudehnen und Privilegien für sich zu erwerben. Es wurden mit einer ganzen Reihe von Häuptlingen Kaufverträge abgeschlossen, welche von der Regierung anerkannt wurden, die diese Häuptlinge in ihren Schutz nahm. Die Reichsregierung hatte, wie wir wissen, den Dr. Nachtigal zur Wahrnehmung der deutschen Interessen nach der Westküste Afrikas auf dem Kanonenboot Möwe entsandt; das genannte Kriegsschiff lief auch die Bucht von Angra Pequena an, setzte dort Nachtigal ab und trat selbst die Weiterreise nach Kapstadt an. Nachtigal hingegen marschierte in Be-

gleitung eines Offiziers der Möwe und des Lüderitzschen Agenten Vogelsang nach Bethanien, wo er am 24. Oktober eintraf und freundlich aufgenommen wurde. Hier schloß Nachtigal mit dem Kapitän Josef Fredericks von Bethanien einen Schutz- und Freundschaftsvertrag ab und hißte zum Zeichen der Übernahme des deutschen Protektorats die deutsche Flagge vor dem Hause des Kapitäns. Dann nach Angra Pequena zurückgekehrt, wurde er von der ebenfalls dort wieder angekommenen Möwe an Bord genommen und nach Walfischbai gebracht, woselbst er die inzwischen im Hinterlande abgeschlossenen deutschen Verträge feststellte und bestätigte. Nur im Hererolande hatte den deutschen Agenten der Abschluß eines Vertrages nicht gelingen wollen, da hier von seiten der Kapländischen Regierung aufs heftigste gegen eine deutsche Besitzergreifung intriguiert wurde. Die letztere hatte ein Mr. Palgrave als Spezialkommissar zu dem mächtigen Oberhäuptling der Herero, Kamaharero entsandt — und zwar, wie hier hervorgehoben werden muß, gegen den Willen der englischen Regierung, die ihr illoyales Verhalten aufgegeben hatte. Palgrave hatte den Auftrag erhalten, gegen den Anschluß der Herero an die deutsche Herrschaft und für einen solchen an die Kapkolonie zu wirken. Der Einfluß dieses Abgesandten reichte auch hin, um wenigstens zunächst alle Anstrengungen der Deutschen im Hererolande scheitern zu machen.

Die deutsche Regierung war inzwischen mit der Einrichtung einer Landesbehörde in Südwestafrika vorgegangen. Es wurde Dr. Göring zum Reichskommissar dieses Schutzgebietes ernannt, ebenso wurde der vordem in Südwestafrika als Missionar thätig gewesene sehr landeskundige, jetzt leider verstorbene Pastor Büttner mit einem Kommissorium in jenen Gebieten betraut und mit dem Abschluß von Verträgen im Namen des Reiches beauftragt. Dr. Göring begab sich nun alsbald nach seiner Ankunft im Schutzgebiet ins Hereroland nach Okahandya, dem Sitz des Oberhäuptlings Kamaharero,

wo auch Pastor Büttner eintraf und eine große Anzahl von Deutschen, die bisher vergebens auf Kamaharero einzuwirken gesucht hatten. Die Verhandlungen, in welche der Reichskommissar mit Kamaharero eintrat, erlitten aber bald eine unliebsame Störung durch einen Angriff Hendrik Witbois, der unter seinen Hottentotten als Prophet aufgetreten war und dazu berufen zu sein vorgab, die Hottentotten-Herrschaft nach Norden auszudehnen und seine Leute in das Land der Herero zu führen, wo ihrer große Rindviehherden und gute Weideplätze warteten. Hendrik Witboi hatte bereits im Jahre 1884 einen Einfall in das Hereroland gemacht, war aber damals wieder abgezogen. Nun kam er im Oktober 1885 zur Zeit, als die Deutschen in Okahandya versammelt waren, mit 1000 seiner Anhänger dort an, und es kam zu einem blutigen Gefecht zwischen den Witboileuten und den Herero, in welchem letztere mit einem Verlust von 30 Toten und 70 Verwundeten den Sieg erfochten. Der Verlust der Witbois, die alle ihre Wagen zurücklassen mußten, war aber noch viel größer; Hendrik Witboi selbst war verwundet und zwei seiner Söhne getötet worden. Gerade aber durch dieses Gefecht wurden die Chancen für einen Vertragsschluß von seiten des Reichskommissars sehr verbessert. Dieser selbst, Pastor Büttner und die anwesenden Deutschen alle hatten sich während des Gefechts der Verwundeten angenommen und Samariterdienste geleistet; dadurch erwarb sich der Reichskommissar mit einem Male das Vertrauen der Herero; es wurde ihm nun leicht, einen Schutzvertrag mit Kamaharero abzuschließen; genannter Häuptling bat schließlich selbst um die Hissung der deutschen Flagge.


Dr. Büttner

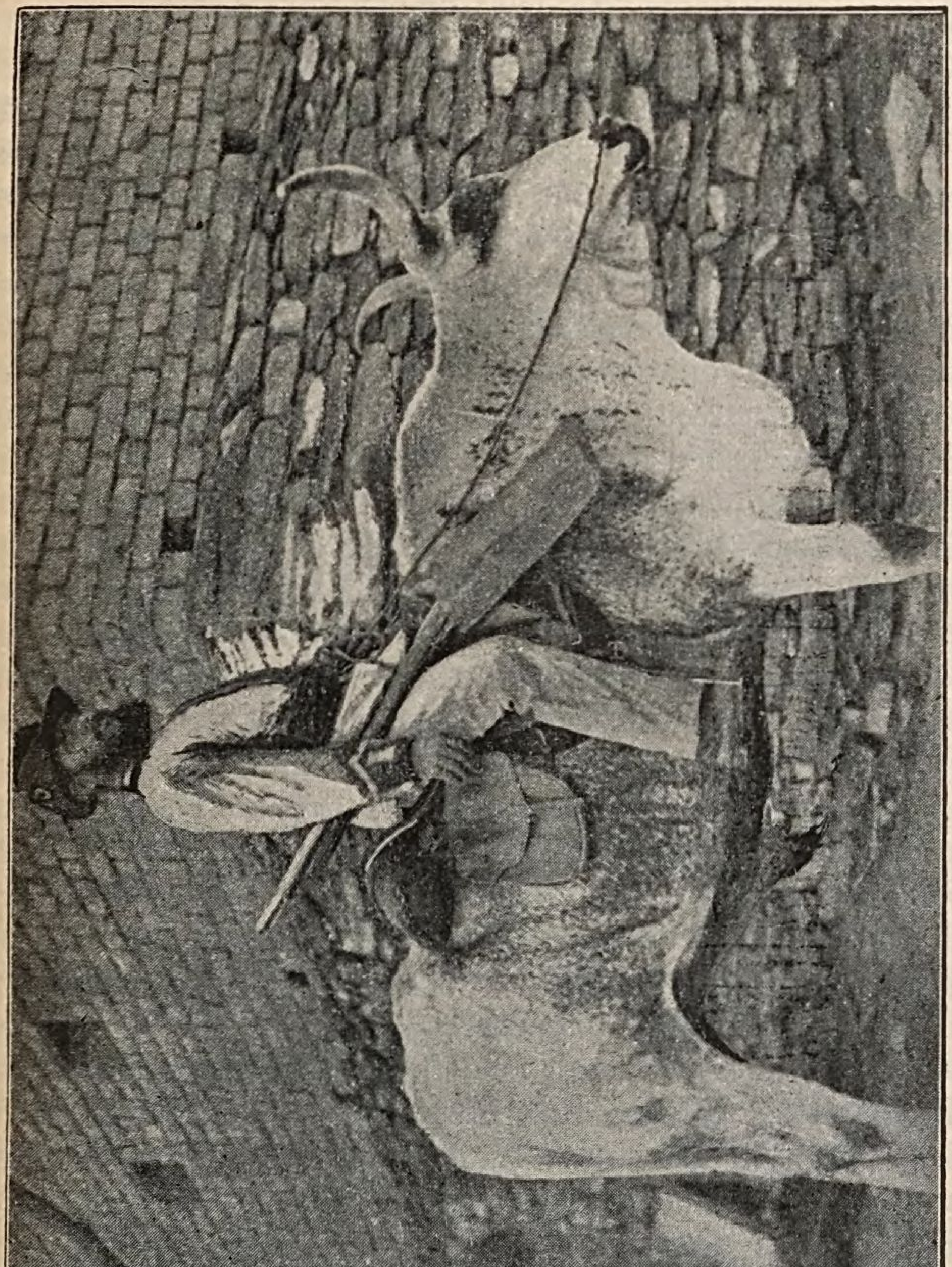
Als kaiserliche Geschenke wurden Kamaharero ein Thronsessel und ein Teppich überreicht. Am Abend nach dem Vertragsabschluß brannten die Deutschen ein Feuerwerk ab, das die Eingeborenen zuerst sehr in Schrecken setzte, ihnen dann aber viel Vergnügen bereitete. Als Regierungssitz des Reichskommissars wurde fürs erste Rehoboth gewählt, welcher Platz durch seine geographische Lage zwischen Groß-Nama- und Damaraland für diesen Zweck am besten geeignet erschien, zumal die Regierung in den darum angesiedelten Bastards ein Element besaß, das man für kräftig und zuverlässig genug hielt, um es mit als Faktor bei der Ausbreitung der deutschen Herrschaft verwenden zu können.

4. Die Entwickelung des südwestafrikanischen Schutzgebietes

Die großartige Anlage des Lüderitzschen Unternehmens in Südwestafrika machte es dem genialen Bremer Kaufmann unmöglich, die erworbenen Landstriche mit eigenen Mitteln auszunützen. Er sah sich genötigt, fremde Hilfe für die Erschließung der südwestafrikanischen Gebiete in Anspruch zu nehmen. Es bildete sich die in erster Linie von patriotischen Gesichtspunkten geleitete deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika. Die Ziele der Gesellschaft waren hauptsächlich, nachdem die Lüderitzschen unter dem Schutze des Deutschen Reiches stehenden Ländereien und Rechte käuflich übernommen waren, diese durch andere Erwerbungen zu erweitern, industrielle und Handels-Unternehmungen, sowie deutsche Ansiedelungen vorzubereiten, geeignete gewerkliche Anlagen aller Art dort selbst zu schaffen und zu betreiben oder durch andere betreiben zu lassen, sowie insbesondere das Land mineralogisch auszunützen. Bislang ist freilich die Arbeit

der Gesellschaft durch reichen Ertrag noch nicht belohnt worden, da man diesbezüglich sich in Südwestafrika noch im Stadium der Untersuchungen und der Vorbereitungen befindet, wie auch die Erwartungen, die auf die Ausbeutung der Mineralschätze des Landes gesetzt wurden, allzu hoch waren. Man ging bei uns vielfach von der Ansicht aus, daß man in unserer südwestafrikanischen Kolonie es nur nötig hätte, die am Boden liegenden wertvollen Metallschätze aufzulesen und in die Tasche zu stecken.

Einige der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika fernstehende Unternehmungen wurden zudem recht geräuschvoll und mit widerlichem Tamtam in Scene gesetzt; sie verfehlten nicht, wegen ihres selbstverständlichen Mißerfolges Enttäuschungen zu bereiten. Immerhin aber war es klar, daß die Ausbeutung des Schutzgebietes hinsichtlich des Bergbaues zu großen Erwartungen berechtigte, und so erfolgte, nachdem im Jahre 1887 Maharero ausdrücklich die gesetzliche Regulierung des gesamten Minenwesens im Hererolande der deutschen Regierung überlassen hatte, diese Regelung derart, daß zunächst der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika innerhalb des dortigen Schutzgebietes das Bergregal unter Aufsicht des Reiches übertragen wurde. Die Gesellschaft richtete eine Bergbehörde unter dem Namen „Bergamt der deutschen Kolonialgesellschaft für Südwestafrika“ mit dem Sitz in Otyimbingue ein; ferner schritt sie zur Organisation einer kleinen berittenen Schutztruppe, die vorläufig aus zwei Offizieren, fünf Unteroffizieren und zwanzig Eingeborenen bestehen und militärisch organisiert sein sollte. Diese Truppe sollte zur Wahrung des Ansehens der Bergbehörde und zur Erhaltung der Ordnung beim Bergbau, wie im Lande überhaupt, dienen und unter dem Oberbefehl des Reichskommissars stehen. Außerdem begann die deutsche Kolonialgesellschaft für Südwestafrika mit der kaufmännischen und kulturellen Erschließung und Erforschung des Landes.

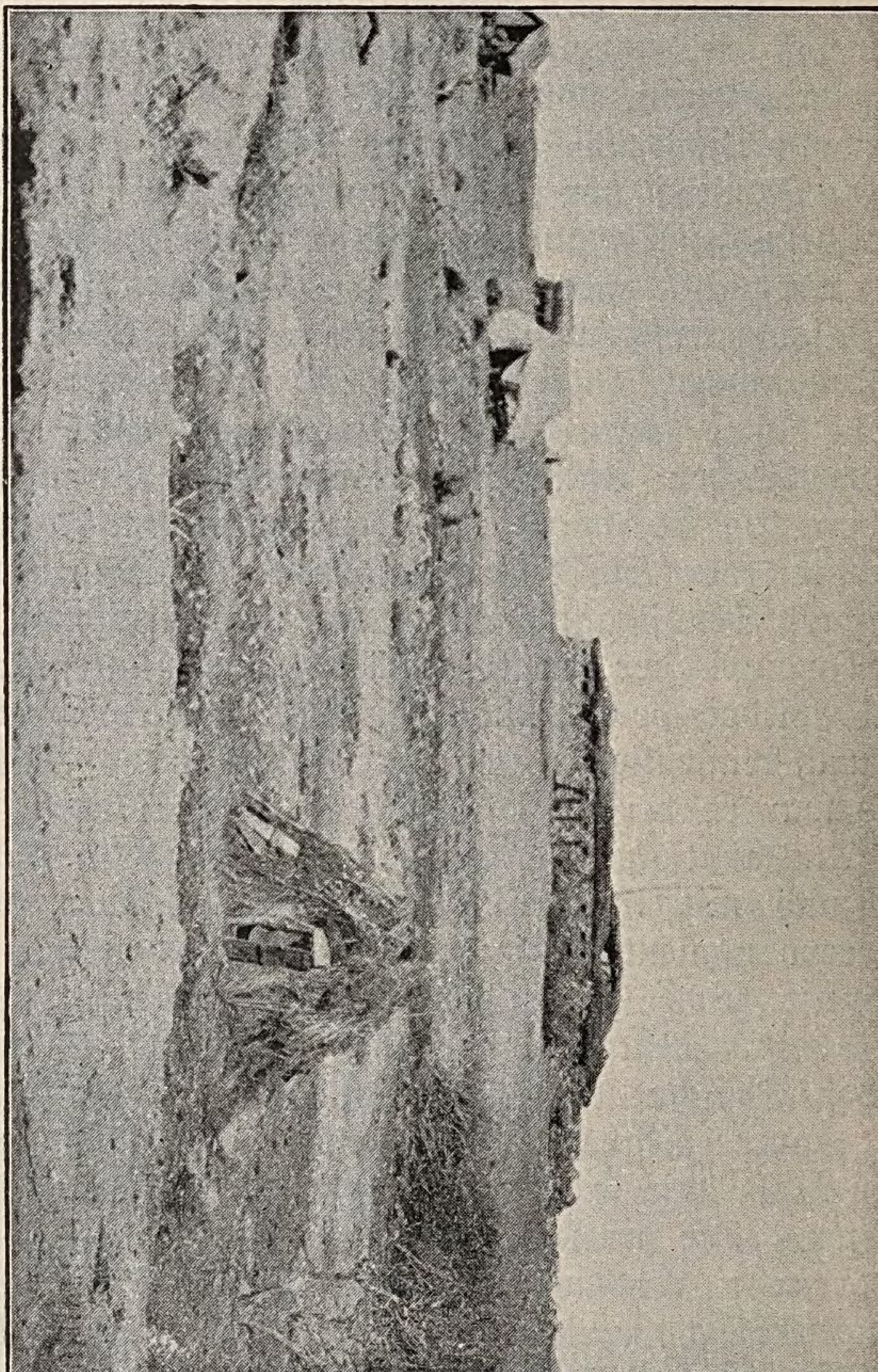


Unteroffizier der Schutztruppe auf einem Reitochsen, feldmarschmäßig

Der erste Reichskommissar in Deutsch-Südwestafrika, Dr. Göring, hatte vielen Ärger infolge der Unzuverlässigkeit Mahareros. Denn obgleich dieser mächtige Häuptling mit Göring einen Vertrag abgeschlossen hatte, so hinderte ihn das doch keineswegs, andere, dem wider-

sprechende Verträge mit englischen Agitatoren einzugehen und ihnen Bergwerkskonzessionen zu erteilen; einer dieser Agitatoren war der Engländer Robert Lewis. Seine Wühlereien erregten bei den Herero eine Feindseligkeit gegen die Deutschen, die Dr. Göring vergebens zu beseitigen versuchte. Die Gährung der Eingeborenen nahm einen solchen Grad an, daß der Reichskommissar und die Beamten der Südwestafrikanischen Gesellschaft sich veranlaßt sahen, das Hererogebiet bis auf weiteres zu verlassen. Die Deutschen waren ziemlich machtlos dem Lewis und seinen Genossen, wie den aufgehetzten Eingeborenen gegenüber, da der Plan der Bildung einer Schutztruppe nur in beschränktem Maße hatte verwirklicht werden können. Es war dem Reichskommissar nur gelungen, zehn Eingeborene für die Truppe zu gewinnen, die sich außerdem als unzuverlässig und unfähig erwiesen. Lewis wurde immer frecher und frecher. Nachdem er von Maharero eine Vollmacht erhalten hatte, die Herrschaft in seinem Namen auszuüben, ging er allen Ernstes daran, die deutsche Schutzherrschaft in Südwestafrika mit der englischen zu vertauschen. Da aber machte die englische Regierung selbst es Lewis verständlich, daß seine Pläne im Widerspruch mit den zu Recht bestehenden Verträgen stünden; außerdem nahm der Einfluß Lewis bei den Herero ab, und er selbst fürchtete wegen seines Ränkespiels. Die deutsche Regierung aber wurde durch die Ereignisse zu einem thatkräftigeren Einschreiten bewogen. Sie schritt selbst zur Errichtung einer kleinen Schutztruppe aus in Deutschland angeworbenen Kavalleristen. Die Truppe, zu deren Führer der damalige Hauptmann von François ernannt wurde, traf im Sommer 1888 in der Walfischbai ein. Sie war zu klein dazu, wirkliche Macht im Lande auszuüben, aber man hoffte doch, in ihr einen Rückhalt gegenüber den Umtrieben englischer Abenteurer zu haben und durch sie auf den wankelmütigen Hererohäuptling einwirken zu können. Die Schutztruppe setzte sich zunächst bei Tsaobis,

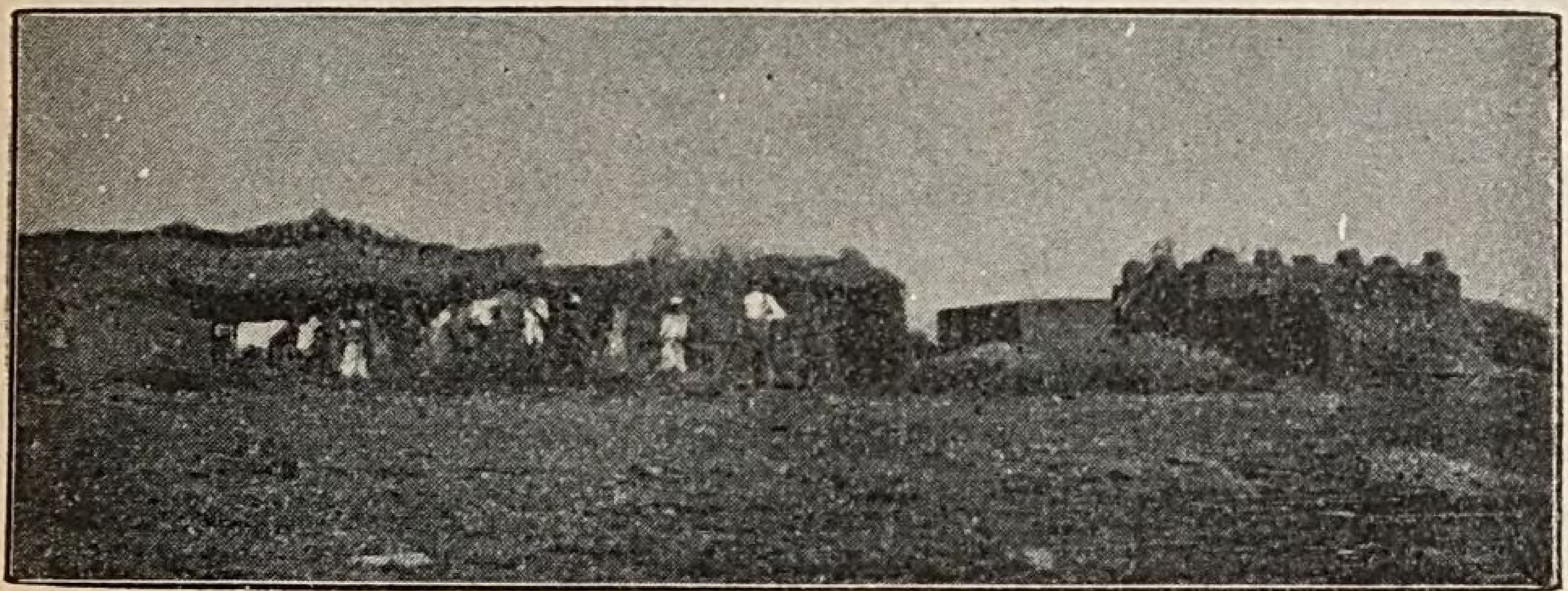
etwa 40 Kilometer von Otyimbingue auf dem Wege nach Walfischbai fest, woselbst ein starkbefestigtes Fort, Wilhelmsfeste genannt, von ihr erbaut wurde, das die Eingeborenen vielfach als Zufluchtsort benutzten; es siedelten sich 700 Familien der Berg-Damara und der Bastards um Wilhelmsfeste herum an. Eine wirkliche Macht im Lande vermochte indes die kleine Truppe nicht auszuüben; infolge dessen war natürlich auch der Einfluß des Reichskommissars Dr. Göring ein minimaler. Bald übrigens schied dieser tüchtige Beamte aus seinem, unter den obwaltenden Verhältnissen wenig dankbaren Wirkungsbereich. Es wurde nun Hauptmann von François zugleich mit der Stellvertretung des Kaiserlichen Reichskommissars beauftragt. Besondere Schwierigkeiten bereitete François der bereits erwähnte Hottentottenkapitän Hendrik Witboi, der von der Lewisschen Partei aufgehetzt, und durch Waffenlieferungen unterstützt wurde. Mit den Herero war es bereits Dr. Göring in der letzten Zeit seiner Amtsthätigkeit gelungen, sich auf besseren Fuß zu stellen und mit ihnen auszukommen. Hingegen hatten die Herero namentlich nach dem Tode Mahareros (im September 1890) durch fortwährende Raubzüge Hendrik Witbois und dessen den Viehherden ihres Stammes geltenden Besuche sehr zu leiden. Der Sohn Mahareros, Samuel Maharero, verstand es nicht, die Herero in dem Maße wie sein Vater zusammen- und kriegsbereit zu halten. Die deutsche, inzwischen nach Windhoek verlegte Truppe aber war zu schwach, als daß sie den bedrängten Schützlingen einen wirklichen Schutz hätte angedeihen lassen können. Die faktische Macht im Lande übte Hendrik Witboi aus, der in der von ihm angelegten Feste Hornkranz einen festen, stets reichlich mit Proviant und Kriegskontrebande versehenen Stützpunkt hatte. Bei seinen Landsleuten war Hendriks Ruf im steten Steigen begriffen; verstand er es doch, unter ihnen die vielleicht von ihm selbst gehegte Überzeugung zu nähren, daß er zum alleinigen Beherrscher eines



Station Wilhelmsfeste von Westen aus gesehen

großen südafrikanischen Reiches bestimmt sei. Hatte Hendrik Witboi bei Beginn seines räuberischen Auftretens sich nur Gewaltthätigkeiten gegen die Eingeborenen erlaubt, so trat er jetzt auch gegen Europäer herausfordernd und gewaltthätig auf. Die letzteren hatten unter der allgemeinen Unsicherheit, unter den fortwäh-

renden Kriegen der Witbois und den Revanchezügen der Herero sehr zu leiden. Handel und Verkehr lag im Schutzgebiet gänzlich darnieder. Die Missionare wurden in ihrer Arbeit unterbrochen; die Mission lief Gefahr, der Frucht ihrer mühseligen jahrzehntelangen Thätigkeit verlustig zu gehen. Solchen Erwägungen konnte sich die deutsche Regierung, so sehr sie auch vor einem energischeren Eingreifen in die südwestafrikanischen Verhältnisse zurückschreckte, doch nicht länger verschließen, zumal sie von allen Seiten gedrängt wurde, aus ihrer passiven Rolle herauszutreten und energisch die Initiative in

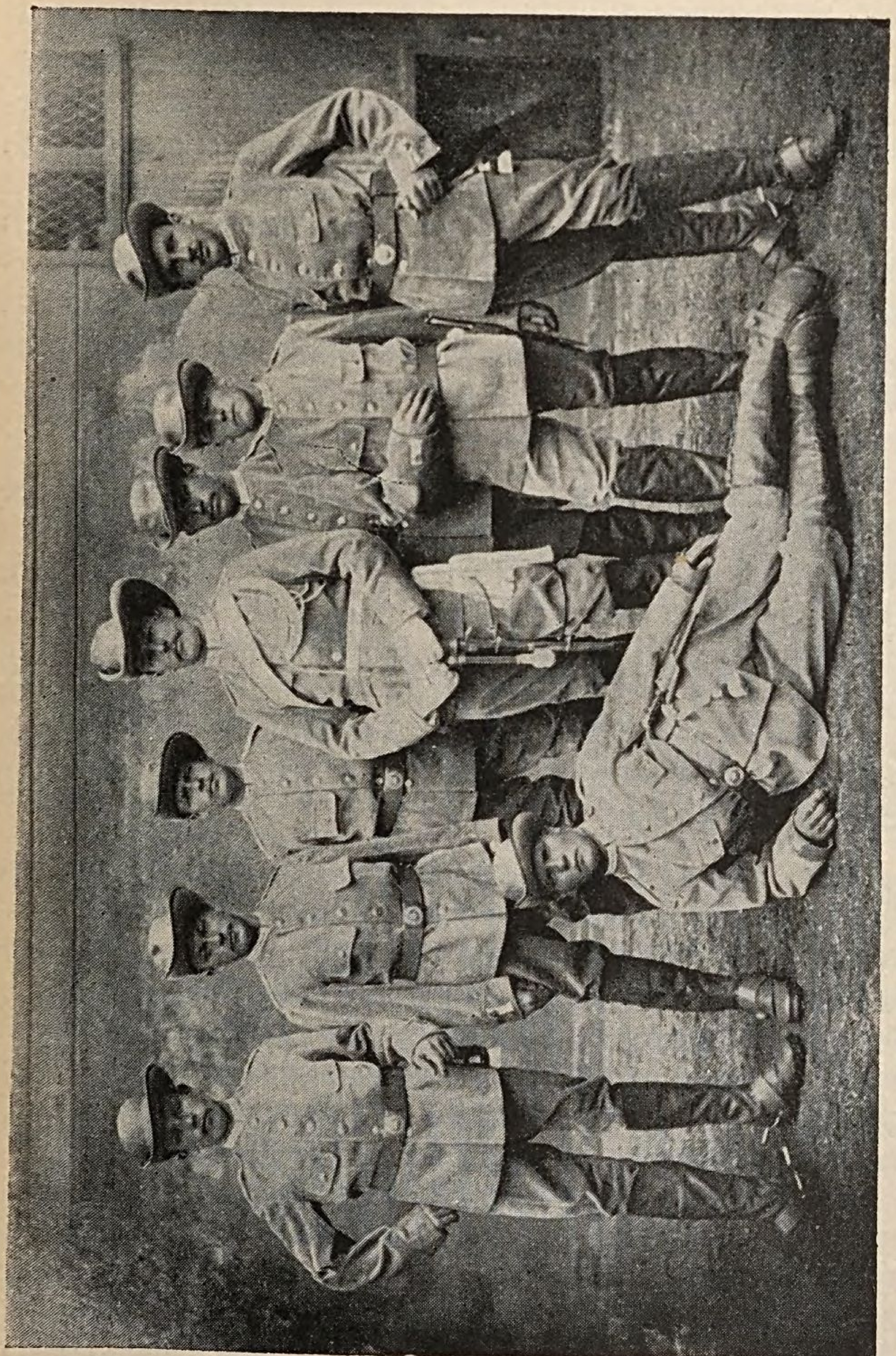


Ziegelei auf Groß=Windhoek

Südwestafrika zu ergreifen. Hauptmann von François machte in einem Bericht auf die Gefahren aufmerksam, die unausbleiblich wären, wenn nicht die Schutztruppe durch eine erhebliche Verstärkung in die Lage gesetzt würde, in Südwestafrika einige energische Worte mitzureden. Nach seinem Berichte bedurfte man zur Niederwerfung Hendrik Witbois einer Verstärkung der Truppe auf ungefähr 300 Mann und einiger leichter Geschütze. Die Truppe wurde auf den von François gewünschten Etat gebracht und der Führer dadurch in die Lage gesetzt, gegen Hendrik Witboi vorzugehen. Die vielfachen Versuche, Hendrik Witboi zum Abzug nach Gibeon, seinem Stammsitz, zu bewegen, waren gescheitert. Die

Schutztruppe marschierte unter François Kommando nach Hornkranz. Am 12. April 1893 erfolgte die glückliche Erstürmung dieser Veste, wobei die Witboileute an Toten 50 Mann und 30 Weiber (die letzteren waren mit in der Veste untergebracht und wurden so naturgemäß bei der Beschießung in Mitleidenschaft gezogen), an Verwundeten ungefähr 100 Leute beiderlei Geschlechts verloren, während die Verluste auf deutscher Seite nur zwei Tote und zwei Verwundete betrugen. Wenngleich diese gegen Hendrik Witboi geschlagene Schlacht den Erfolg hatte, den Nimbus der Unüberwindlichkeit, den Witboi in den Augen der Eingeborenen besaß, zu zerstören, so blieb doch Witboi fortgesetzt ein Gegner von nicht zu unterschätzender Gewandtheit und Ausdauer. Er bildete nach wie vor eine schwere Gefahr für die Ruhe und Sicherheit des Schutzgebietes, obgleich Major von François (die Beförderung des Kommissars zu dieser Charge erfolgte im Jahre 1893) ihn wenig zur Ruhe kommen ließ und ihm mit seiner Schutztruppe, die große Anstrengungen hatte, fortwährend auf den Fersen saß. Hendrik Witboi ist aber einem Entscheidungskampfe auszuweichen bestrebt gewesen; mehrere kleinere Gefechte, die stattfanden, sind stets für die Schutztruppe siegreich verlaufen und für Witboi mit größeren oder kleineren Verlusten verbunden gewesen. Die völlige Niederwerfung Witbois erreichte indes Herr von François nicht trotz einer weiteren Verstärkung der Schutztruppe und trotz seiner rastlosen und anerkennenswerten Bemühungen.

Das von François mit Eifer begonnene Werk der Niederwerfung Hendrik Witbois zu vollenden, war erst dem jetzigen Landeshauptmann von Deutsch-Südwestafrika, Major Leutwein, dem Nachfolger François, vergönnt. Der neue Landeshauptmann beantragte, nachdem er an Ort und Stelle einen guten Einblick in die Verhältnisse des Landes, in die Kampfesweise und Stärke der Gegner gethan hatte, eine abermalige Verstärkung der Schutz-



Lieutenant Diestel mit einer Gruppe von Reitern der südwestafrikanischen Schutztruppe
Nach einer Photographie von v. Lippelskirch

truppe, welche von der Regierung genehmigt wurde. Mit der so verstärkten Schutztruppe ging Major Leut-

wein zur Bekämpfung des in der Naukluft verschanzten Hendrik Witboi vor. In einer Reihe blutiger Gefechte, in denen sich sowohl der Kommandeur der Truppe, Major Leutwein, wie die Offiziere und die Mannschaften in ganz hervorragendem Maße bewährten, wurde Hendrik Witboi geschlagen. Neben der Leiche des in den Gefechten der Naukluft den Heldentod gestorbenen Adjutanten der Schutztruppe, des Premierlieutenant Diestel, lag ein Brief Witbois an Major Leutwein, der folgendermaßen lautete:

Gurus, 3. September 1894.

„Viel edler Herr Major Leutwein, hierdurch gebe ich Ihnen diese Zeilen bei Ihren fünf Toten. Mein lieber edler Herr, ich bitte Sie, lassen Sie mich doch endlich stehen, verfolgen Sie mich nicht weiter. Sie sehen ja, daß ich fliehe. Ich bin doch nicht so schuldig für Sie. In der Hoffnung, daß Sie dies thun, bin ich der Kapitän Hendrik Witboi. Ich bitte Sie, hören Sie doch mit dem Blutvergießen auf, lassen Sie ferner kein Blut mehr fließen.“ —

Da aber durch diesen Brief noch keine ernstliche Unterwerfung ausgesprochen war, fanden in den folgenden Tagen noch weitere Kämpfe statt, bis am 9. September Hendrik Witboi, durch das schneidige Vorgehen der Schutztruppe in allen ihren Abteilungen, die Rastlosigkeit und Energie des Kommandeurs fast zur Verzweiflung gebracht, rückhaltslos die deutsche Herrschaft anzuerkennen und sich ihr zu unterwerfen erklärte.

Die Unterwerfung Hendrik Witbois wurde von Leutwein angenommen und ihm als Wohnplatz sein Stammsitz Gibeon angewiesen. Hier wird Hendrik Witboi durch den Chef einer dort angelegten Station beobachtet. Das Verhalten des Hottentottenhäuptlings nach seiner Unterwerfung läßt den Schluß zu, daß es diesem mit der Anerkennung der deutschen Herrschaft ernst ist, daß er ein ebenso redlicher Anhänger der deutschen Regierungs-

organe sein wird, als er der Schutztruppe ein nicht zu unterschätzender Gegner war. Hendrik hat schon bei verschiedenen Anlässen seinen Einfluß in den Dienst des Major Leutwein gestellt, der somit durchaus zweckmäßig handelte, als er die Unterwerfung des Hottentottenhäuptlings annahm. Der jetzige Landeshauptmann erwies sich überhaupt in jeder Hinsicht als der rechte Mann am rechten Fleck. Durch festes und energisches Auftreten und wohlüberlegtes sachgemäßes Vorgehen gelang es ihm, sich in kurzer Zeit das Vertrauen der im Lande thätigen Deutschen und den Respekt der Eingeborenen zu erwerben und dadurch schon im Beginn seiner Amtsthätigkeit (Anfang 1894) die Hoffnung auf eine baldige Beendigung der südwestafrikanischen Wirren neu zu beleben. Major Leutwein unterwarf zunächst den Stamm der Khauas-Hottentotten der deutschen Herrschaft, nachdem deren Häuptling Andries Lambert wegen verschiedener schwerer Verbrechen mit dem Tode bestraft worden war. Dann veranlaßte er den Kapitän der Franzmannshottentotten, Simon Kooper, der sich bis dahin der deutschen Regierung nicht unterworfen hatte, zum Abschluß eines Schutzvertrages. Im übrigen benutzte der Landeshauptmann seine Macht dazu, dieselbe den Eingeborenen zu zeigen, um bei ihnen keinen Zweifel darüber aufkommen zu lassen, daß Auflehnung gegen die deutsche Regierung strengste Ahndung finden würde. Um eine stetige Bewachung der häufig wankelmütigen Eingeborenen möglich zu machen und zugleich mehr als bisher in der Lage zu sein, den Aufrührern die Zufuhr abzuschneiden und die Verkehrswege zu decken, nahm der Landeshauptmann eine Verstärkung der bisherigen Station und eine Einrichtung neuer Stationen vor, so daß nunmehr außer in Windhoek selbst in einer ganzen Reihe von Plätzen des Landes kleine Truppenabteilungen stationiert sind, welche die Landeseingeborenen unter Beobachtung genommen haben. Die Namen der über das Land verstreuten Stationen sind: Keetmanshoop, Betha-

nien, Gibeon, Okahandya, Swakopmündung, Rehoboth, Lüderitzbucht, Warmbad, Uhabis, Koes, Salem, Ururas, Otyimbingue, Tsaobis, Aais, Tinkas.

Der Gründung dieser Stationen ist nächst den siegreichen Expeditionen des Landeshauptmannes die Ausdehnung und Festigung der deutschen Herrschaft sowohl im Nama- wie im Hererolande zu verdanken. Während sich die meisten Häuptlinge vor Leutweins Erscheinen in ihren Gebieten als Herren fühlten und aufführten, hat sich dies Verhältnis im letzten Jahre ganz wesentlich geändert. Der deutsche Einfluß reicht heute vom Meere bis zur Westgrenze von Britisch-Betschuanaland.



Major Leutwein

So konnte denn auch in neuerer Zeit wieder der wirtschaftlichen Ausnutzung des Schutzgebietes das nötige Augenmerk zugewandt werden. Die in Angriff genommenen wirtschaftlichen Unternehmungen beziehen sich auf die land- und viehwirtschaftliche, die kaufmännische und bergmännische Ausnutzung des Schutzgebietes, wobei insbesondere an die Besiedelung des Landes gedacht ist, dessen Triften ja nur zum Teil die Landes-Eingeborenen inne haben. Auf die längste Thätigkeit im Schutzgebiet blicken von den Privatgesellschaften die Kolonialgesellschaft für Südwestafrika und die deutschwestafrikanische Kompanie zurück. Die Arbeiten der genannten Gesellschaften in dem von immerwährenden Kriegen heimgesuchten Lande sind um so mehr anzuerkennen, als die Verhältnisse des letzten Jahrzehnts in Südwestafrika gerade nicht ermutigend für europäische Unternehmungen waren. Daß unter den Umständen das Privatkapital in Deutschland sich bezüglich südwestafrikanischer Unternehmungen sehr zurückhaltend verhielt, kann

nicht Wunder nehmen. Diese Zurückhaltung war die in Kolonialkreisen mit Recht sehr bedauerte Veranlassung für unsere Regierung, englischen Gesellschaften Konzessionen zu erteilen. Es ist in dieser Beziehung zu erwähnen, erstens die sogenannte Damaraland-Konzession, welche der South-Westafrika-Kompagnie in London erteilt wurde; diese hatte sich unter Führung deutscher Kapitalisten gebildet, um das herrenlose, zwischen Herero- und Ovamboland gelegene Gebiet zu besiedeln und nutzbar zu machen. Genannte Gesellschaft hat in Erfüllung der ihr durch die Damaraland-Konzession auferlegten Verpflichtung zwei Expeditionen nach dem Schutzgebiet entsandt, die eine, um die Vorarbeiten zum Bau einer Bahn von der Küste nach der Otavigegend auszuführen, die andere, um die mineralischen Hilfsquellen ihres Konzessionsgebietes zu untersuchen. Die von der Gesellschaft zu bauende Bahn soll von der Landungsstelle an der Swakopmündung ausgehen, eine nordöstliche Richtung einschlagen und sich bis Otavi hin erstrecken; ihre Länge soll etwa 500 km betragen. Die andere Konzession bezieht sich auf das englische Kharaskoma-Syndikat, welches unter bedeutenden Aufwendungen von dem Stamme der Bondelzwardt, Veltschondrager und Swartmoder, Rechte erworben hat. Als Gegenleistung für die Anerkennung der Verträge des englischen Syndikats durch die deutsche Regierung, übernahm jenes die Verbesserung der Landungsvorrichtung in der Lüderitzbucht und die Anlage eines Schienenweges von dort nach dem Innern. Beides ist ja von besonderer Wichtigkeit für die Entwickelung des Schutzgebietes. Das Syndikat hat mit den bezüglichen Vorarbeiten bereits begonnen.

Von deutschen Gesellschaften ist noch die hanseatische Land-, Minen- und Handelsgesellschaft für Deutsch-Südwestafrika zu erwähnen, welche den Zweck hat, in jenen Schutzgebieten die Ansiedelung, den Bodenbau und sonstige Zweige der wirtschaftlichen Thätigkeit und des Handels zu entwickeln und zu fördern, sowie selbst Ländereien zu

erwerben, zu bewirtschaften und zu verwalten; Handel, Gewerbe, Bergbau und alle dem Handel und Verkehr dienenden Unternehmungen zu betreiben bezw. sich daran zu beteiligen.

Da der Bergbau bei allen begründeten Gesellschaften eine große Rolle spielt, so ist auch eine besondere kaiserliche Behörde hierfür eingerichtet. Den Posten eines Vorstehers des kaiserlichen Bergamts hat der Bergreferendar Duft erhalten, dem versuchsweise die Prüfung der Minenkonzessionen und die bergbauliche Erforschung des Schutzgebietes obliegt.

Von einer ganz besonderen Bedeutung für Südwestafrika ist die Frage der Besiedelung des Schutzgebietes. Unsere Südwestafrikanische Kolonie ist fähig, eine beträchtliche Anzahl europäischer Kolonisten aufzunehmen, welche, wenn sie arbeitskräftig sind und über ein kleines Anlagekapital verfügen, mit guter Aussicht auf Erfolg dort thätig sein können. Ein Anfang mit der Besiedelung ist bereits gemacht, indem von 42 im vergangenen Jahre zur Ablösung gekommenen Leuten der Schutztruppe sich nicht weniger als 32 im Schutzgebiet niedergelassen haben. Auch unter den Südafrikanern und besonders unter den Buren ist starke Neigung vorhanden, sich in unseren Gebieten anzusiedeln und dort in den Besitz von Farmen zu gelangen. Die Verwaltung unseres Schutzgebietes will aber in sehr richtiger Weise dem vorbeugen, daß die Buren in geschlossenen Gruppen in das Land ziehen und dort mehr oder weniger selbständige politische Gemeinwesen gründen. Sie will ferner kein Burenproletariat, sondern nur solche Buren einlassen, die ein genügendes Vermögen besitzen. Wenn so keineswegs die Buren grundsätzlich vom Schutzgebiet ausgeschlossen werden, so besteht doch die Absicht, gewisse Distrikte für eine ausschließlich deutsche Besiedelung vorzubehalten. Dem Landeshauptmann ist die Entscheidung darüber überlassen worden, ob in einzelnen wenigen Fällen Buren zuzulassen sind oder nicht. Mit dankenswertem Interesse hat sich

der Besiedelungsfrage die im April 1892 aus der deutschen Kolonialgesellschaft heraus gebildete südwestafrikanische Siedelungsgesellschaft angenommen, an deren Spitze der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg steht. Auch die deutsche Kolonialgesellschaft selbst hat sich, obgleich sie im wesentlichen, wie wir schon früher bemerkt haben, lediglich eine Agitationsgesellschaft, dies im besten Sinne des Wortes, ist, große Verdienste in wirtschaftlicher Hinsicht um Südwestafrika erworben, und zwar insbesondere durch Schaffung einer direkten Dampferverbindung zwischen dem Schutzgebiet und dem Heimatlande, wie durch Unterstützung des Siedelungsunternehmens und durch eine Reihe kolonialer Versuche und Explorationen.

Der Schaffung einer besseren Verbindung des Schutzgebietes mit Europa, die bisher allein über Kapstadt erfolgte, lenkt außer der Kolonialgesellschaft auch die Regierung ihre Aufmerksamkeit zu. Unsere Postbehörde denkt auch an die Herstellung einer telegraphischen Verbindung mit dem Schutzgebiet. Im übrigen hat dieselbe eine kaiserliche Postagentur mit dem Sitz in Windhoek eingerichtet. Die Beförderung der Post von der Küste nach Windhoek findet regelmäßig durch Fußboten oder mittelst Fuhrwerk statt.

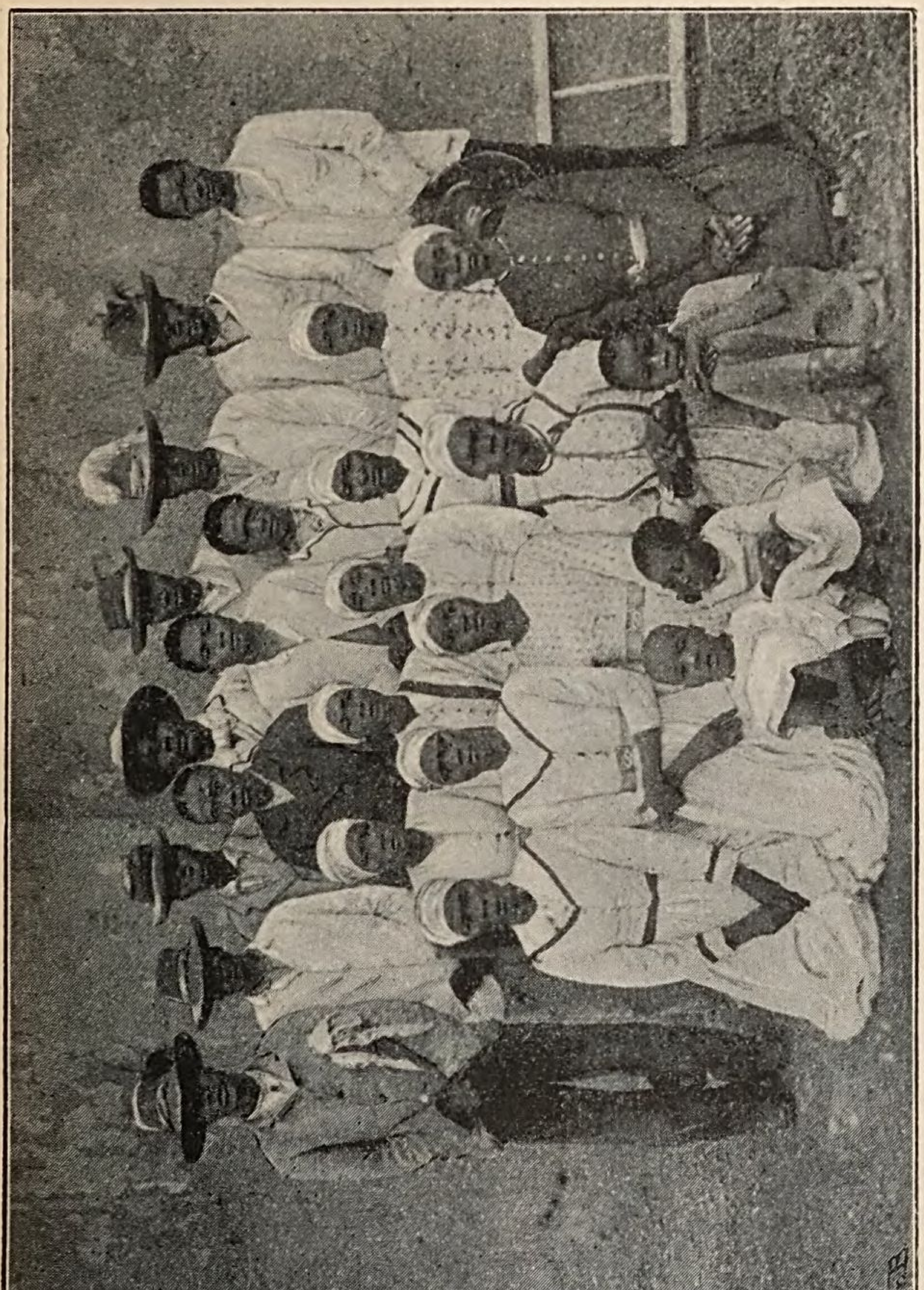
Südwestafrika, Deutschlands erste Kolonie, hat eine schwere Zeit im ersten Jahrzehnt ihres Bestehens durchgemacht, aber sie hat die größten Schwierigkeiten überwunden. Nunmehr, da die Kämpfe und Unruhen dort, wie es doch allem Anschein nach der Fall ist, in der Hauptsache vorüber sind, ist die Zeit der ruhigen und friedlichen Arbeit, die Zeit der eigentlichen Aussaat gekommen. Gerade in Südwestafrika ist eine gute Ernte zu erhoffen, da diese Kolonie in einem Punkte alle anderen übertrifft. Sie bietet dem deutschen Ansiedler Gelegenheit, wenn auch nur durch Ernst und Arbeit, sich und seinen Nachkommen dauernd eine deutsche Heimat über dem Ocean an der Grenze der Tropen zu schaffen, wo er nicht vergessen ist, sondern unter

dem Schutz einer örtlichen deutschen Regierung sein deutsches Wesen, deutsche Art und Sitte sich und seinem Vaterland erhalten kann.

Viertes Kapitel

Die deutschen Missionen in den westafrikanischen Kolonien

Bei einer kurzen Besprechung der westafrikanischen Missionen beginnen wir mit der von bitteren Erfahrungen nicht verschont gebliebenen, aber an Arbeit und Erfolgen reichen Rheinischen oder Barmer Missionsgesellschaft. Diese begann ihr Werk 1842 in Südwestafrika und zwar im Namalande, wo sie die Station Bethanien von der Londoner Missionsgesellschaft übernahm. Bethanien war in gewisser Hinsicht schon vorher eine deutsche Missionsstation. Sie war allerdings durch englisches Geld, aber durch deutsche Arbeit begründet worden. Ihr Gründer nämlich war ein deutscher Missionar, Namens Schmelen. Schmelen kam im Jahre 1814 nach einer beschwerlichen Reise in Südafrika in die Gegend des jetzigen Bethanien, wo er bei einer lauwarmen, guten Quelle in anmutiger Gegend am Goangibflusse die Station begründete. Während seines langen Aufenthalts unter den Hottentotten vernegerte Schmelen total; er heiratete ein von ihm bekehrtes Hottentottenmädchen und lief in Negerkleidung, nur mit Fellen angethan, herum, wohnte und lebte wie die Hottentotten, aber erwarb sich einen großen Einfluß bei diesen. Die letzten Jahre

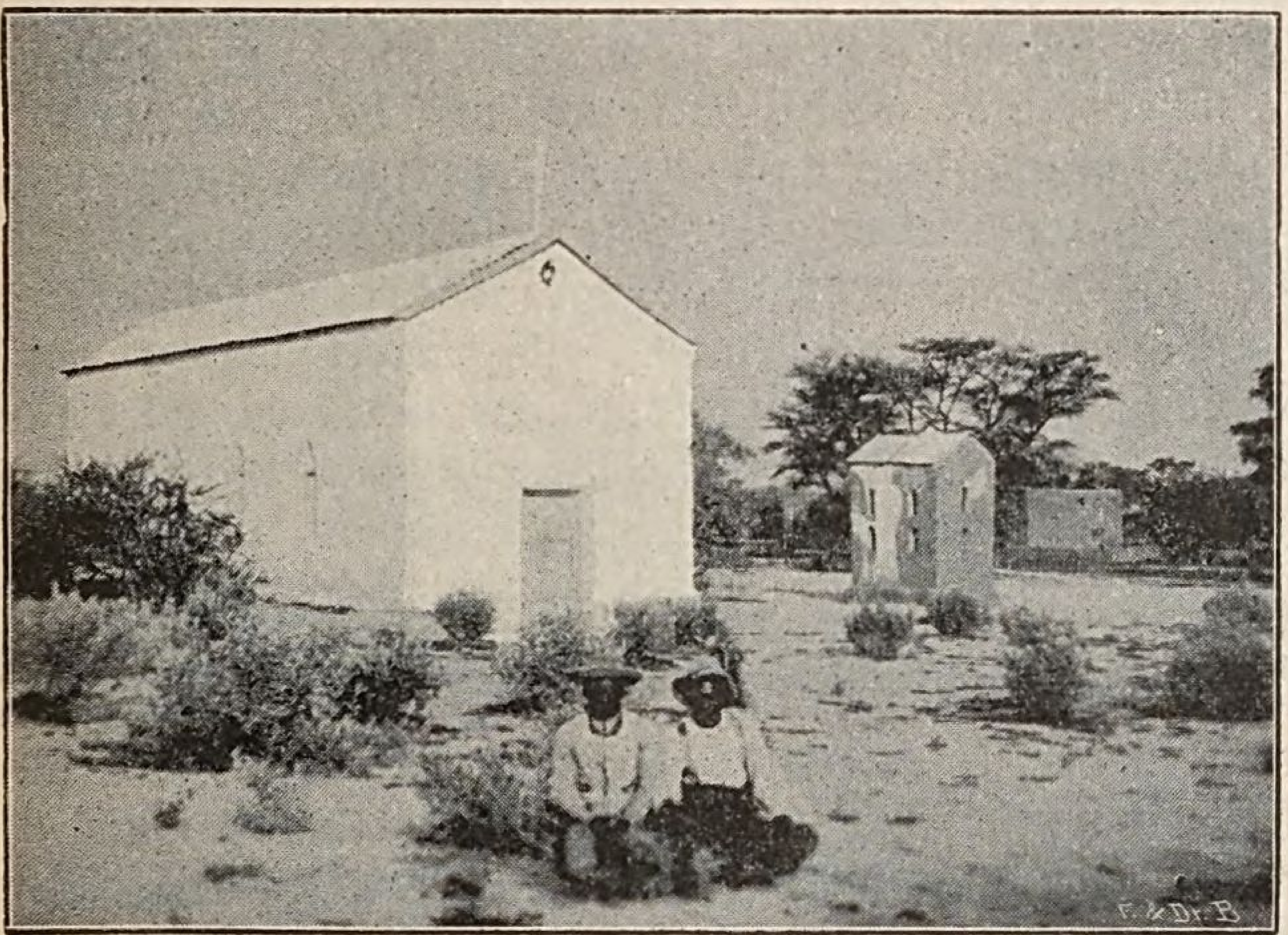


Bekehrte Eingeborne von Otyosasu
Nach einer Photographie von Missionsdirektor Dr. A. Schreiber, Barmen

seines Lebens freilich waren infolge innerer Unruhen, die im Lande wüteten, für Schmelen reich an trüben Erfahrungen. Er mußte seine Station aufgeben, die in der Folge ganz und gar zerfiel. Auf dem von

Schmelen geschaffenen Fundament arbeitete nun die Rheinische Missionsgesellschaft weiter. Der erste Sendbote der letzteren war der Norweger Knutsen, der in Bethanien das zerfallene Schmelen'sche Wohnhaus wieder einrichtete. Knutsen erlangte großen Einfluß auf die Eingeborenen und konnte an Stelle eines minderjährigen Häuptlingssohnes, einen Verwandten desselben, seinen Täufling David Christian als Häuptling der Gemeinde einsetzen, der seinen Einfluß im Sinne der Christianisierung des Landes geltend machte. Auch Knutsen erlebte schwere Enttäuschungen und kehrte später wieder in seine nordische Heimat zurück. Sein Nachfolger wurde Samuel Hahn, der indes die Arbeit in Bethanien bald aufgab und eine neue Missionsstation Berseba begründete, in der ihm Krönlein als ein treuer Mitarbeiter zugeteilt wurde. Der letztere war besonders dadurch segensreich thätig, daß er es verstand, die Nama an Berseba zu fesseln, sie zum Ackerbau und zur Gärtnerei anzuhalten. Der Häuptling Paul Goliath unterstützte die Missionare in gleicher Weise wie David Christian von Bethanien, ja diese beiden Häuptlinge schlossen ein Bündnis, um in der an Unruhen und Wirren reichen Zeit in ihren Gemeinden dauernd politische wie religiöse Zufluchtsstätten zu bilden. In Bethanien nahm der Missionar Kreft die Arbeit wieder auf und zwar mit großem Erfolg. Infolge reicher Regenfälle erstanden gute Weideplätze, welche viele Ansiedler anzogen, die Kreft zum großen Teil für das Christentum gewann. Eine neue Kirche wurde mit Hilfe der Gemeindeglieder erbaut und eingeweiht, sogar Beiträge für die Mission von den jungen Christen gezahlt. Da kamen ansteckende Krankheiten ins Land, und was noch schädlicher war, viele nach Kupfer suchende Bewohner der Kapstadt, die mit Kapitän David Christian verhandelten, ihm Schnaps in großen Massen zuführten und ihn wie seine Leute gänzlich demoralisierten, so daß er erst später zur Besinnung kam und mit seinen Leuten der Mission sich

wieder näherte. Es folgte die Begründung von Gibeon durch den Missionar Knauer, den der dortige Häuptling Kido Witboi zu Weihnachten 1863 ins Land rief. Knauer war den Leuten auch in praktischer Beziehung nützlich; er legte selbst ein Wasserbassin an, das ja im Leben der Nama für deren Viehzucht und Ackerbau eine große Rolle spielt. Mehrere Jahre nach der Gründung wurden aber eine Pockenseuche und die Fehden der eingeborenen Stämme dieser Missionsstation verderblich.

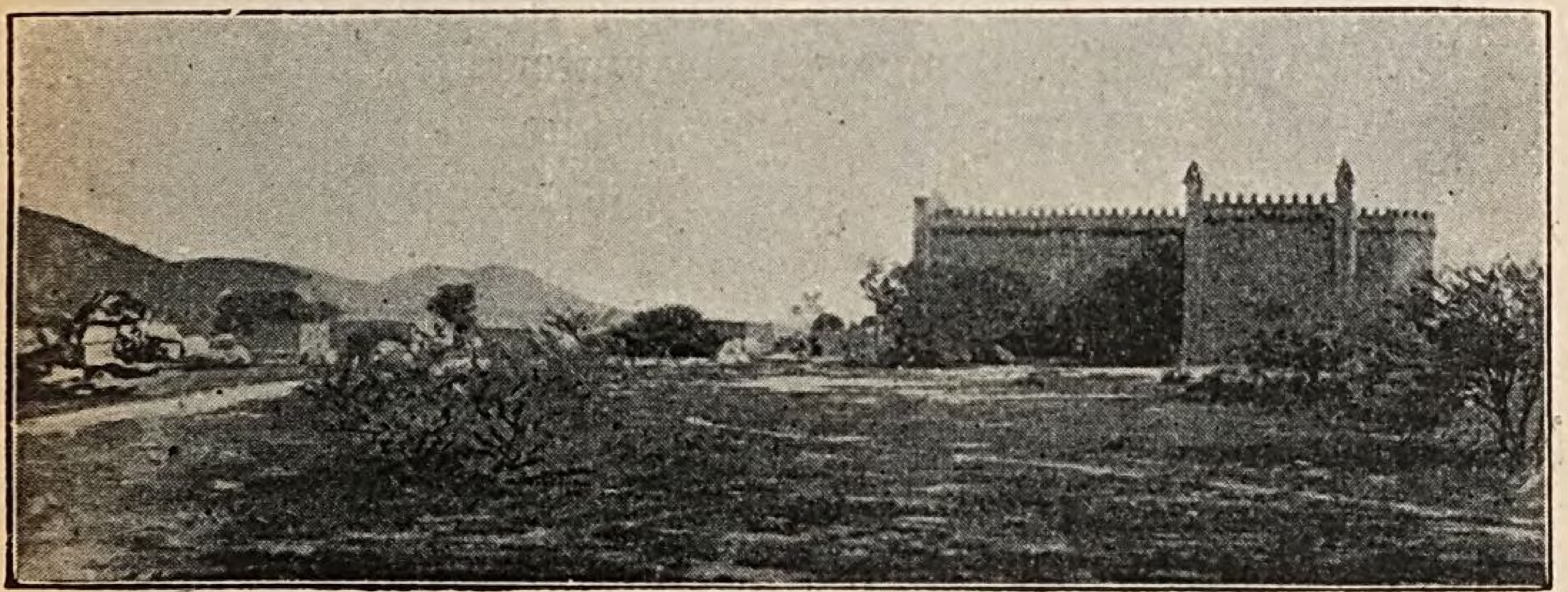


Kirche in Omaruru.
Nach einer Photographie von Missionsdirektor Dr. A. Schreiber, Barmen

Als Knauer mehrere Wochen abwesend war, machten die Feinde der Mission einen Überfall, brannten die Station nieder und verwüsteten oder vernichteten alles; selbst die Tagebücher des Missionars wurden zerrissen. Da schwand auch das Vertrauen der Leute zur Mission, bis später wieder bessere Verhältnisse eintraten und der Missionar Olpp die Station Gibeon wieder aufbaute, die Gemeinde aufs neue wieder um sich versammelte und ihren Häuptling zum Christentum

bekehrte. Erfreulicher ließen sich im allgemeinen die Verhältnisse in der vom Missionar Schröder begründeten Station Keetmanshoop an. Zwar sah die Gründung der dortige Häuptling Zeib nur ungern, aber es gelang dem Begründer der Station, auf den Kapitän Einfluß zu gewinnen und diesen so aus einem stillen Gegner zu einem treuen Anhänger der Kirche zu bekehren. Der Häuptling half später selbst am Kirchenbau. Nach Fertigstellung desselben erkannte er sogar vor der ganzen Gemeinde die ihm zu teil gewordenen Segnungen der Mission an und forderte seine Leute auf, sich bekehren zu lassen. Das wirkte natürlich, und die Zahl der Getauften betrug hier bald 300; freilich nahm auch diese Ziffer später wieder ab. Eine weitere Station war im Jahre 1842 durch die Missionare Kleinschmidt und Hugo Hahn im Thal von Windhoek begründet worden, wo sie Jonker Afrikaner bewillkommnete und freundlich aufnahm; die dortige Station erhielt den Namen Elberfeld. Jonker Afrikaner selbst unterstützte die Missionare sehr; besonders hielt er auf kirchliche Disziplin unter seinen Leuten, so daß auch diese Station wie die anderen zunächst sich im erfreulichen Aufblühen befand. Später aber änderten sich auch hier die Verhältnisse. Die Station wurde wegen der kriegerischen Unruhen und in der Gemeinde entstandener Zwietracht aufgegeben. Von Elberfeld zog Kleinschmidt weiter nach Norden zu dem Nama-Häuptling Willem Zwartboi und gründete, unterstützt durch die bereits von Missionar Schmelen getaufte Frau des Häuptlings, die Station Rehobot. Der Häuptling mit seiner ganzen Familie ließ sich taufen, ihm folgten bald viele Namas. Aber auch hier thaten die Unruhen im Verein mit im Lande eingetretener Dürre das Ihrige zum Verfall der christlichen Gemeinde. Zwartbois Leute ergaben sich dem Branntweingenuß, nachdem auch zu ihnen die Kapholländer gekommen waren. Der einst fromme Kapitän Willem Zwartboi legte bei der Kirche eine Branntweinbrennerei an. Nur eine Anzahl

von Frauen hielt die Gemeinde noch einigermaßen zusammen, so daß sie auch heutigentages noch trotz der Unruhen und Kriege der ganzen Zeit ungefähr 900 bekehrte Christen aufweist. Die Nama schlossen sich ja leicht an die Mission an, wenn sie auch bei ihrem wankelmütigen Charakter feste Proben nicht bestanden und sich ebenso schnell, wie sie fürs Christentum gewonnen waren, von demselben wieder abwandten, wodurch den opferfreudigen Missionaren gar viele bittere Enttäuschungen bereitet wurden. Noch schwerer war aber für die Mission der Anfang ihrer Thätigkeit im Hererolande.



Missionsgebäude auf Okahandya
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Das Verdienst, hier bahnbrechend vorgegangen zu sein, gebührt dem Missionar Hugo Hahn. Im Anfang verhielten sich die Herero, welche viel mehr als die Nama an dem Althergebrachten hängen, durchaus ablehnend gegen die Lehren der Mission; Hugo Hahn hatte ganz besonders harte Enttäuschungen zu erfahren, doch sollte sein Wirken im Hererolande kein vergebenes gewesen sein. In langjähriger Arbeit und Mühe hatte er den Charakter der Herero gründlich kennen gelernt. Er war zur Erkenntnis gelangt, daß es falsch ist, wenn ein Missionar damit anfängt, einem durchaus unzivilisierten, auf niedriger Denkungsstufe stehenden und noch dazu so am Althergebrachten hängenden Volke die Lehren der christlichen Religion zu predigen, die solch

ein Volk ganz unvorbereitet ja gar nicht begreifen kann. Er sagte sich, daß damit begonnen werden müsse, den Hebel da einzusetzen, wo die Leute in ihrer Denkungsart am besten zu fassen sind, nämlich bezüglich ihrer materiellen Interessen. Denn woran scheiterten z. B., abgesehen von dem Einfluß gewissenloser Händler, bei den Hottentottenstämmen schließlich meist die großen Mühen der Missionare? An dem Mangel am Notwendigsten, an der Sorge für die Bedürfnisse des Lebens, die durch Hungersnot, schlechte Jahre, Krieg u. s. w. so unendlich oft gesteigert wurde. Hahn erkannte das und sagte sich, daß man bei einem heidnischen Volke zuerst eine wirklich dauernde Grundlage für materielle Kultur legen, die Leute fürs praktische Leben und zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gemeinschaft erziehen müsse, um dann, aber auch erst dann, wenn der Wohlstand des Volkes auf seiner ihm anerzogenen Arbeitskraft, auf den ihm angelernten Fertigkeiten basiert, einen Schritt weiter zu gehen und den Leuten die christliche Lehre zu bieten. In der im Jahre 1864 von Hugo Hahn im Hererolande begründeten Missionsstation Otyimbingue waren außer dem Leiter noch alle möglichen Handwerker als Lehrer der Leute thätig, die den Eingeborenen gerade diejenigen Fertigkeiten beibrachten, die in ihrem Lande für sie von besonderer Wichtigkeit waren, sie im Wagenbau, dem Schmiede- und Tischlerhandwerk u. a. unterrichteten. Auch Handel wurde auf der Station mit den Eingeborenen betrieben, aber natürlich bloß mit solchen Sachen, die den Herero gut und nützlich zu erwerben waren, und mit Ausschluß jeder gewinnsüchtigen Absicht von seiten der Mission. Diese erfreute sich zunächst unter den Herero keiner so schnellen Verbreitung wie unter den Nama. Aber als einmal die ersten Anhänger gewonnen waren, wuchs die Zahl derselben stetig, und mit der Kultur machte auch das Bekehrungswerk einen langsamen, allmählichen Fortschritt. Die begründeten Kirchen wurden von den



Missionszöglinge von Otyimbingue
Nach einer Photographie von Missionsdirektor Dr. A. Schreiber, Barmen

neuerrichteten Gemeinden selbst und nur unter Oberleitung der Missionare gebaut. Die christlichen Gemeinden im Hererolande hielten gute Freundschaft unter-

einander und halfen sich gegenseitig aus. Von den rheinischen Missionaren ist auf diese Weise, indem sie dem Beispiel Hugo Hahns folgten, in Südwestafrika großartiges geleistet worden. Neben ihrer Missionsthätigkeit ist auch die wissenschaftliche Thätigkeit einzelner Missionare besonders hervorzuheben. Von denjenigen unter ihnen, die an der Erforschung des dunklen Weltteils einen bedeutenden Anteil genommen haben, sind besonders der vorerwähnte Hugo Hahn und der verstorbene Pastor Büttner zu nennen. Daß ferner die Missionare es in erster Linie gewesen sind, welche die deutsche Besitzergreifung in Südwestafrika wesentlich gefördert haben, ist bei der Erwerbung der Kolonie bereits erwähnt worden. In den letzten Jahren ist durch die vielen Kriege und Unruhen im Lande ihre Thätigkeit wieder sehr beeinträchtigt worden, nichtsdestoweniger darf man doch auch mit den jetzigen Erfolgen vollauf zufrieden sein. Die heutigentags bestehenden Stationen der rheinischen Missionsgesellschaft sind im Groß-Namalande: Warmbad, Rietfontein, Keetmanshoop, Berseba, Bethanien, Gochas, Hoachanas, Rehoboth; im Damaralande: Otyimbingue, Omaruru, Omburo, Okombahe, Franzfontein und einige kleinere. Die Zahl der zu den rheinischen Missionsgemeinden gehörigen Christen beträgt zur Zeit etwa 8000. Jetzt, nachdem es der deutschen Regierung gelungen ist, gesichertere Verhältnisse im Lande zu schaffen, wird auch die rheinische Mission in noch viel reicherem Maße den Lohn ihrer langjährigen, zielbewußten, opferwilligen Arbeit ernten.

Im Togogebiet finden wir die norddeutsche Missionsgesellschaft (mit dem Zentralsitz in Bremen) in Thätigkeit. Diese Gesellschaft, welche sich die Christianisierung des Ewevolkes zum Ziel gesetzt hat, arbeitet zum Teil in dem englischen zur Goldküstenkolonie gehörigen Teil Westafrikas, wo sie auch ihre Hauptstation Keta hat. Dort befindet sich ebenfalls ein Diakonissenstift für Krankenpflege und Mädchenerziehung mit fünf Diakonissen.

Im deutschen Gebiet hat die Mission zwei Hauptstationen, nämlich Ho und Admedschovhe, welche mit acht Missionaren und zwei Lehrerinnen besetzt sind, ferner noch eine Reihe von sogenannten Außenstationen, das sind von den Missionaren begründete christliche, aber unter einem farbigen Oberhaupt stehende Gemeinden. Die Reisenden, welche die genannten Stationen zu besuchen Gelegenheit hatten, konnten sich davon überzeugen, daß die norddeutschen Missionare einen segensreichen Einfluß auf die Eingeborenen ausübten, und daß sie es auch nicht versäumten, ihren Blick auf das Praktische zu richten. Die Zöglinge werden zur Arbeit angehalten und in verschiedenen Gewerken, sowie im Landbau unterwiesen; sie stechen durch ihr bescheidenes und ruhiges Wesen vorteilhaft besonders gegen die Küstenbewohner ab.

Im Kamerungebiet löſten Sendboten der Baseler Missionsgesellschaft die englischen Baptisten, die seit 1850 dort thätig waren, im Jahre 1886 ab. Da die Baptisten höchstens negative Erfolge aufzuweisen hatten, indem sie statt auf das Christianisierungswerk, sich auf die Verhetzung der Eingeborenen warfen, so war die Arbeit für unsere deutschen Missionare eine besonders schwierige. Immerhin haben dieselben trotz der schwierigen Verhältnisse, der vielen kriegerischen im Kamerungebiet vorgekommenen Verwicklungen und des hartnäckigen Widerstandes der Eingeborenen einen kleinen Anfang im Bekehrungswerk derselben gemacht. Die Missionare selbst haben dem Klima viele Opfer an Leben und Gesundheit bringen müssen. Die von ihnen angelegten Stationen sind Betel (Bonaku) am Kamerunfluß mit vier Außenplätzen, Bonaberi (Hyckory) gegenüber Betel mit vierzehn Außenplätzen, Mangamba im Aboland mit ebenfalls vierzehn Außenplätzen, ferner Viktoria und Lobethal (Ndogominyi) am Edea mit je vier Außenplätzen. Ihr Hauptaugenmerk hat die Mission zunächst auf die Dualla, Malimba, Bakoko, Abo, Bakwiri und Bakundu gerichtet.

Auch die katholische Mission ist in der Kamerunkolonie mit Eifer an der Arbeit. Im Jahre 1889 wurde eine apostolische Präfektur Kamerun errichtet, und 1890 begab sich die erste Expedition in Stärke von zwei Priestern und sechs Laienbrüdern, welche letzteren verschiedene Handwerke erlernt hatten, unter Führung des Missionspräfekten Vieter nach dem neuen Arbeitsfeld. Im November fuhren sie von Kamerun ab, um sich den Sanaga aufwärts nach Edea zu begeben, wo die Anlage der ersten Missionsstation geplant war. Der dortige Häuptling Pome widersetzte sich aber einer europäischen Niederlassung, und so kehrte die Expedition nach dem Dorfe des Häuptlings Ntoko, der sie unterwegs bereits gut aufgenommen hatte, zurück und gründete dort am Sanaga eine erste Station, die sie Marienberg nannten. Ihr Hauptaugenmerk richteten die Missionare von Anfang an in ganz richtiger Weise auf die Erziehung der Jugend, welche allein Erfolg versprach. Bald folgte eine zweite Expedition von zwei Geistlichen und fünf Laienbrüdern, und später folgten noch drei weitere Expeditionen, zu denen auch eine Reihe von Schwestern gehörten, die insbesondere für das schwere, aber edle Werk der Krankenpflege und für die Erziehung der Negermädchen bestimmt waren. Die Mission hat in der kurzen Zeit ihres Bestehens bereits eine Reihe von Mitgliedern durch den Tod verloren, aber gleich den anderen Missionen den Mut nicht sinken lassen. Mit den in der kurzen Zeit ihres Bestehens erreichten Resultaten darf man sehr zufrieden sein. Die Missionszöglinge sind an regelmäßige Arbeit gewöhnt und zur Sittlichkeit erzogen; die bisherigen Leistungen berechtigen zu den besten Hoffnungen, hinsichtlich des in den Missionsstationen heranwachsenden Geschlechts. Das gegenwärtige europäische Personal der Mission setzt sich zusammen aus fünf Priestern, neun Laienbrüdern und sechs Schwestern. Die bisher begründeten Stationen sind: Marienberg, Kribi und Edea. Auch eine apostolische Präfektur Togo

ist vor zwei Jahren begründet worden, indem eine solche von der bereits bestehenden katholischen Präfektur Dahome abgezweigt und der deutschen Missionsgesellschaft vom göttlichen Wort in Steyl übertragen wurde. In demselben Jahre wurden von der genannten Gesellschaft die ersten Missionare unter Führung des Präfekten Schäfer ins Togoland herausgeschickt. Die von ihr bisher begründeten Stationen sind: Lome, Adjido und Togo. Etwa 130 erwachsene Katholiken verteilen sich auf die drei Stationen, auf denen sämtlich Schulen errichtet sind.

Von allen angeführten im westlichen Afrika thätigen evangelischen und katholischen Missionen darf man sagen, daß sie ihr Werk in der richtigen Weise begonnen haben, und daß sie alle auf dem besten Wege sind, die Eingeborenen, wenn auch nur sehr langsam und allmählich, wie dies gar nicht anders zu erwarten ist, zu einer gewissen Stufe der Gesittung zu bringen und sie zunächst zu arbeitsamen, werktüchtigen Menschen und Christen zu erziehen, so daß wir den deutschen Missionen in den Schutzgebieten, sowohl als christlichen Glaubensgenossen, wie im Interesse der Kolonisation Dankbarkeit schuldig und sie zu fördern verpflichtet sind. Überhaupt, was man von deutschen Missionaren und ihrer Erziehungs- und Christianisierungsmethode im Auslande sieht und hört, sticht sehr vorteilhaft ab von der Methode mancher — wir sagen nicht jeder — englischen und zwar evangelischen Missionsgesellschaft. Nicht selten sieht man bei diesen, wie sie sich darauf beschränken, ihren Zöglingen im Unterricht die wertlosesten Äußerlichkeiten einzutrichtern, nicht allein in der Religion, wo sie Bibelsprüche und Psalmen verständnislos herplärren, sondern auch im Rechnen, der Geographie Englands und auf anderen, für die Erziehung des Negers bei dem niedrigen kulturellen Standpunkt solcher Völker ganz gleichgiltigen Gebieten. Auf die Erziehung zur Arbeitsamkeit und zum wirklichen Anstand verwendet mancher englische Lehrer

auch nicht ein Atom von Mühe. Die Erziehungsmethode der Engländer dient dazu, die Missionskinder zum geistigen Hochmut, zur Heuchelei und zum Müssiggang zu erziehen, gewiß keine schönen Früchte eines Christianisierungswerkes. Und doch sind die erwähnten Fehler noch harmlos, solange die Missionszöglinge in der Zucht ihrer europäischen Lehrer sind. Werden sie aber hieraus entlassen, dann sind sie nur der Ursprung größerer Laster, und Beispiele, daß Zöglinge der Mission zu den gemeinsten Schurken wurden, stellen sich als die Folgen der falschen Erziehung dar. Dies nebenbei zur Charakterisierung eines Teils der englischen Missionen. Den deutschen und sich wirklich deutsch fühlenden Missionaren aber, mögen sie evangelisch oder katholisch sein, wünschen wir, da sie in dem rechten Geleise sich befinden, weitere Fortschritte zur Förderung des Christentums und der Kultur!

Fünftes Kapitel

Das deutsche Schutzgebiet in der Südsee

Wenn wir die Darstellung des deutschen Kolonialbesitzes mit den Schutzgebieten der Südsee schließen, so leiten uns dabei nur geographische und nicht historische Gesichtspunkte. Thatsächlich reichen die diplomatischen Verhandlungen um die Südsee als das erste Kolonisationsgebiet Deutschlands bis zum Jahr 1880 zurück.

Als die größte in der Südsee ansässige Firma, das Hamburger Haus Godeffroy, im Jahre 1879 in Zahlungsschwierigkeiten geraten war und sich an das Reich um Aufrechterhaltung der deutschen Interessen wandte, bildete sich die „Deutsche Seehandelsgesellschaft" mit der Absicht, die Besitzungen des Hauses Godeffroy zu über-

tum einzutragen. Unter dem 20. August wurde der deutschen Seehandelsgesellschaft der erbetene Schutz zugesichert. Damit war die Grundlage für eine deutsche Kolonisation in der Südsee im Prinzip geschaffen. Sie erhielt ihre praktische Gestaltung durch die im Dezember eingehenden telegraphischen Berichte des Kommandanten S. M. Schiff „Elisabeth", wonach die Flaggenhissung durch die Schiffe „Elisabeth", „Karola" und „Hyäne" an der Nordküste von Neu-Guinea östlich von der niederländischen Grenze und ebenso im Neu-Britannia-Archipel stattgefunden habe.

Diese Thatsache wurde durch die kaiserlichen Botschafter und Gesandten in London, Paris, Madrid, Lissabon, Haag, Brüssel, Washington, Rom, Wien, Petersburg, Kopenhagen und Stockholm offiziell den betreffenden Kabinetten bekannt gegeben. Allerdings versuchte England durch allerlei Winkelzüge sich zunächst den Besitz von ganz Neu-Guinea zu sichern und später wenigstens noch einen Teil der Nordostküste für sich zu retten, und veranlaßte dadurch abermals einen zuweilen ziemlich gereizten Notenwechsel mit dem Auswärtigen Amt. Der vom Reichskanzler in diesen Verhandlungen eingenommene Standpunkt ist nach mehreren Richtungen hin von prinzipieller Wichtigkeit. England versuchte gelegentlich, die Kolonialregierung von Australien vorzuschieben, die Verantwortlichkeit derselben von ihrer eigenen zu trennen. Fürst Bismarck ließ darauf offiziell erwidern, die deutsche Reichsregierung müsse die englische Regierung für das Vorgehen der Kolonialverwaltungen verantwortlich machen. Weiterhin versuchte die englische Regierung, die deutschen Gebietserwerbungen auf diejenigen Punkte zu beschränken, an denen die deutsche Flagge gehißt war, aber auch dieses Ansinnen wurde vom Fürsten Bismarck rundweg zurückgewiesen. Im Frühjahr 1885 kam es endlich zu kommissarischen Verhandlungen über die Grenzen der Protektorate Deutschlands und Englands in der Südsee, bei welchen der aus Sidney berufene Generalkonsul

Dr. Krauel Deutschland vertrat. Ende April gelangten diese Verhandlungen zum Abschluß, und am 17. Mai 1885 erhielt die für Ausbeutung der neuen Erwerbungen gebildete „Neu-Guinea-Kompanie" den kaiserlichen Schutzbrief über die folgenden Gebiete:

1. Den Teil des Festlandes von Neu-Guinea, welcher nicht unter englischer oder niederländischer Oberhoheit steht. Dieses Gebiet, welches auf Antrag der Kompanie „Kaiser-Wilhelms-Land" genannt wurde, erstreckt sich an der Nordostküste der Insel vom 141. Grad östlicher Länge (Greenwich) bis zu dem Punkte in der Nähe von Mitre Rock, wo der 8. Grad südlicher Breite die Küste schneidet, und wird nach Süden und Westen durch eine Linie begrenzt, welche zunächst dem 8. Breitengrade bis zu dem Punkte folgt, wo derselbe vom 147. Grade östlicher Länge durchschnitten wird, und dann in einer graden Linie in nordwestlicher Richtung auf dem Schneidepunkt des 6. Grades südlicher Breite und des 144. Grades östlicher Länge und weiter in west-nordwestlicher Richtung auf dem Schneidepunkt des 5. Grades südlicher Breite und des 141. Grades östlicher Länge zuläuft und von hier ab nach Norden diesem Längengrade folgend wieder das Meer erreicht.

2. Die vor der Küste dieses Teils von Neu-Guinea liegenden Inseln, sowie die Inseln des Archipels, welcher bis dahin als der von Neu-Britannien bezeichnet wurde und auf Antrag der Kompanie den Namen „Bismarck-Archipel" erhielt, und alle anderen nordöstlich von Neu-Guinea zwischen dem Äquator und dem 8. Grade südlicher Breite und zwischen dem 141. und 154. Grade östlicher Länge liegenden Inseln.

Am 16. Dezember 1886 wurden der Neu-Guinea-Kompanie auf ihren Antrag auch noch diejenigen Inseln der Salomons-Gruppe, welche nach einem zweiten Vertrage mit England, der Deklaration vom 6. April 1886, innerhalb der deutschen Interessensphäre lagen, zu ihrem Verwaltungsgebiet zugewiesen, nämlich die Inseln Buka,

Bougainville, Choiseul und Ysabel. Das Gesamtgebiet der Neu-Guinea-Gesellschaft umfaßt nunmehr: Kaiser-Wilhelms-Land (Neu-Guinea) 181 650 qkm, Bismarck-Archipel 52 177 qkm (davon Neu-Hannover 1377, Neu-Mecklenburg 11 690, Neu-Pommern nebst Inseln vor der Nordküste 32 803 qkm); Deutsche Salomon-Inseln 22 255 qkm (davon Buka und Bougainville ca. 10 000, Choiseul 5850, Ysabel 5840 qkm). Insgesamt beträgt der Umfang des Schutzgebietes der Neu-Guinea-Kompanie ca. 256 000 qkm.

Ziel und Zweck der Gesellschaft sollte es sein, die ihr durch den gedachten kaiserlichen Schutzbrief unter der Oberhoheit Sr. Majestät übertragenen Rechte der Landeshoheit auszuüben und die dazu erforderlichen staatlichen Einrichtungen zu treffen und zu erhalten; kraft des ihr vorbehaltlich der Oberaufsicht der kaiserlichen Regierung verliehenen ausschließlichen Rechtes, herrenloses Land in Besitz zu nehmen und Verträge mit den Eingeborenen über Land und Grundberechtigungen abzuschließen, auch die Ländereien und Grundberechtigungen der Kompanie einschließlich der unterirdischen Bodenschätze zu verwerten; der Ansiedelung und dem Verkehr im Schutzgebiet den Weg zu bahnen, sowie schließlich Bodenanbau, Handel und Gewerbe auf eigene Rechnung zu betreiben, jedoch nur soweit, wie dies zur Entwickelung des Unternehmens oder zur Anregung und Förderung privater Unternehmungen dienlich erachtet wird.

Die Thätigkeit der Gesellschaft hatte, wie bereits früher bemerkt, schon im Jahre 1884 in durchaus umsichtiger und energischer Weise begonnen. Als Pionierschiff war der kleine Dampfer „Samoa" angekauft worden, welcher unter der Führung des in der Südsee wohlerfahrenen Kapitäns Dallmann stand. Auf der „Samoa" schiffte sich der damals schon durch mehrere Reisen in der Südsee bekannte Forscher Dr. Finsch im Auftrage der Gesellschaft ein, um an den Küsten Neu-Guineas Verträge abzuschließen, Land zu erwerben und die Küste

wie ihre Bewohner zu erforschen. Das Ergebnis der in den Jahren 1884 und 85 gemachten Reisen war in erster Linie die Entdeckung einer Reihe von Häfen; unter diesen nimmt der Friedrich-Wilhelmshafen in der Astrolabe-Bai die erste Stelle ein. Er ist für die größten Kriegsschiffe ohne weiteres zugänglich und bildet ein vom Festland und zahlreichen Inseln fast völlig umschlossenes Bassin. Kurze Zeit darauf folgte die Entdeckung eines zweiten kleinen Hafens, welcher von Finsch „Deutschlands-



Eingeborne in Canoes fahren der „Samoa“ entgegen
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Hafen“ genannt wurde, von den später eintreffenden deutschen Kriegsschiffen aber den Namen Finschhafen erhielt, der ihm auch verblieben ist. Die Ufer des Hafens zeigten sich von anscheinend reichem und fruchtbarem Lande umgeben, nahe am Ufer bedeckt Urwald den Strand, dann folgen sanfte Hügel mit grünen Flächen, die sich trefflich für Weideland zu eignen scheinen. Die Umgegend von Finschhafen ist ziemlich gut bevölkert. Die Entdeckung von Flüssen, die Festlegung bedeutender

Küstenpunkte, wertvolle Erfahrungen über die Schiffahrtsverhältnisse, die Anknüpfung von Beziehungen mit den Bewohnern, endlich der Erwerb sehr bedeutender ethnographischer Sammlungen bildeten den Erfolg der Forschungsreisen der „Samoa“.

Unmittelbar nach der Erteilung des Schutzbriefes ging die Neu-Guinea-Gesellschaft bereits mit der praktischen Besitzergreifung des Landes und mit der Einrichtung der Verwaltung vor. Als ersten Landeshauptmann gewann



Eingeborne von Malu
Nach einer Photographie von H. Schmidt, Neu-Guinea-Kompanie

sie den in der Südsee sehr erfahrenen Admiral von Schleinitz, welcher als Führer S. M. Schiff „Gazelle“ Jahre lang in der Südsee zugebracht hatte. Ein neuer Dampfer „Papua“ wurde in Deutschland gebaut und nach dem fernen Osten hinausgesandt, ein Segelschiff mit Häusern und Ausrüstungsgegenständen ging noch vorher nach der Südsee ab. Endlich wurden einige wissenschaftliche Expeditionen unter Dr. Schrader, Dr. Hollrung und zwei andern Gelehrten ausgerüstet, um in kulturgeographischer Beziehung die okkupierten Gebiete, insbesondere Kaiser-

Wilhelms-Land zu erforschen. Als Sitz des Landeshauptmanns und der gesamten Verwaltung wurde Finschhafen bestimmt, und bereits im Jahre 1886 organisierte Freiherr von Schleinitz die Verwaltung.

Freiherr von Schleinitz, welcher seine Familie mit nach Finschhafen genommen hatte, wurde durch die klimatischen Verhältnisse gezwungen, schon am 1. März 1888 seine Stellung niederzulegen. Ihm folgte der Geheime Postrat Kraetke als Landeshauptmann, ein unermüdlicher Arbeiter und trefflicher Organisator, nebenbei ein Mann mit praktischem Blick. Nach Ablauf seiner Amtsdauer kehrte Kraetke im Jahre 1889 nach Deutschland zurück und wurde ersetzt durch den Regierungsrat Rose, welchem der unlängst verstorbene, noch nicht ersetzte Landeshauptmann G. Schmiele folgte.

1. Kaiser Wilhelms-Land

Die Entwicklungsgeschichte jener ungeheuren Insel, von welcher Kaiser-Wilhelms-Land noch nicht den dritten Teil bildet, datiert um mehrere Jahrhunderte zurück.

In jener Zeit kühnster Entdeckungsfahrten zur See, welcher die Welt die Erdteile Amerika und Australien verdankt, in welcher die unerschrockenen und abenteuerlustigen Seehelden Portugals und Spaniens mit ihren kleinen Schiffchen immer neue Bahnen einschlugen, um ihren eigenen und ihres Vaterlandes Ruhm zu mehren, wurde auch die Küste Neu-Guineas zum erstenmal von Europäern betreten.

Im Jahre 1526 wurde der Portugiese Jorge de Meneses an die Nordküste Neu-Guineas verschlagen und nannte die Insel „Papua". Das ganze 16. Jahrhundert weist in der Erforschung jener Südseegebiete nur spanische und portugiesische Namen auf. Noch sechsmal wird die Insel selbst durch Seefahrer in diesem Jahrhundert betreten. 1528 landete der Portugiese Alvarez de Saavedra und nannte die Insel „Isla de oro"; in demselben Jahre blieb ein von Mexiko kommendes

spanisches Schiff einen Monat lang an der Nordküste Neu-Guineas. Im Jahre 1537 leidet der Spanier Grijalva auf Neu-Guinea Schiffbruch. Im Jahr 1543 entdecken Bernhard de la Torre und Juan Galtan die Humboldt-Bay. 1546 segelt Ynigo Ortiz de Retes eine Strecke von 250 Seemeilen an der Nordküste entlang, ankert in einigen Häfen und giebt der Insel ihren jetzigen Namen. Endlich 1580—81 erscheint der Spanier Ronquillo auf Neu-Guinea. Schon dreizehn Jahre früher, 1567, entdeckt der Spanier Mendaña die südlichen Salomons-Inseln.

Aber alle diese Entdeckungsfahrten besaßen wenig praktischen Wert: immer handelt es sich nur um gelegentliche Auffindung und Landung an einzelnen Punkten, und noch als im Jahre 1642—43 Abel Tasman von Mauritius ausgehend über Van Diemensland und Neu-Seeland, dann die Fidschi-Inseln und Neu-Irland streifend, seine großartige Segelfahrt vollendet hatte, glaubte man, daß innerhalb des weiten Bogenzuges, den sein Kurs beschrieben, ein einheitliches großes Festland läge.

Indessen war schon im Jahre 1607 durch Luis Vaez de Torres die Durchfahrt zwischen der Nordküste Australiens und der Südküste Neu-Guineas vollführt worden. Auf seiner Reise, 300 Seemeilen längs der Südküste Neu-Guineas nahm Torres dieselbe für Spanien in Besitz, welches jedoch niemals seine Hand auf jene Gebiete gelegt hat.

Das ganze 17. Jahrhundert zeigt unter den Seefahrern, welche Neu-Guinea und die ganze umliegende Inselwelt besuchen, bis auf Torres nur holländische Namen. Die wirkliche Ausbeute in geographischer sowie in wissenschaftlicher Beziehung überhaupt ist außerordentlich gering. Erst mit dem Anfang des 18. Jahrhunderts beginnen die Seefahrten, welche für die Kenntnis der Umrisse Neu-Guineas sowohl wie für die Lage der Inselarchipele nördlich davon einigermaßen sichere Grundlagen geben.

Gemäß der Veränderung, welche auf dem Gebiete der Schiffahrt sich vollzogen hatte, teilen sich im 18. Jahrhundert drei Nationen in die Arbeit der Forschung, nämlich noch einige Holländer, dann aber hauptsächlich Engländer und Franzosen. Im Jahre 1700 segelte der Engländer Dampier längs der Nordküste Neu-Guineas, entdeckte am 4. Februar 1700 die nordöstliche Spitze der Insel, das heutige Kap König Wilhelm, und die nach ihm benannte Straße zwischen Neu-Guinea und Neu-Pommern. Fünf Jahre darauf machte das holländische Schiff „Geelvink" eine in wissenschaftlicher Hinsicht sehr erfolgreiche Expedition, auf welcher unter anderem die Geelvink-Bay entdeckt wurde.

Erst nach einer 62jährigen Pause finden sich wieder Nachrichten von Forschungsreisenden in jenem Gebiete. Die Nordostgrenze Neu-Guineas übersah man seit Dampier's Fahrt in grobem Umriß, seit derselbe den vermeintlichen Nordostflügel der Insel abgetrennt und diesem den Namen Neu-Britannien gegeben hatte. Die Vermutung, daß auch dieses Land nicht als geschlossene Einheit sich erweisen werde, sondern als ein Archipel, wurde erst bestätigt durch die kühnen Fahrten des Engländers Philip Carteret 1767, durch welche unter anderem das heutige Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg als besondere Inseln entdeckt und der zwischen beiden liegende St. Georgskanal durchfahren wurde.

Von 1767 ab begegnen wir bis zum Ende des Jahrhunderts auf neuen Entdeckungsfahrten einer Reihe berühmter Namen. Die Engländer Cook, Forrest, Edwards u. a., die Franzosen Bougainville und d'Entrecasteaux tragen auf ihren Fahrten durch Aufnahmen vorhandener Punkte, durch Entdeckung neuer, sowie durch Festlegung und Erschließung der Wasserstraßen zur Verbreiterung der Kenntnis der Südsee bei.

Aber erst dem 19. Jahrhundert blieb es vorbehalten, der großartigen Inselwelt, welche sich hier in einer ungeahnten Pracht und Fülle der Tropennatur den Blicken

der Reisenden erschloß, größere Aufmerksamkeit zu schenken, die Küsten und das Innere der Rieseninsel näher zu betrachten und an eine politische Verteilung des Gebietes zu gehen. Im Jahr 1824 wurde bereits ein Vertrag zwischen England und den Niederlanden geschlossen, wodurch der 141. Grad östlicher Länge (von Greenwich) als Ostgrenze der holländischen Besitzungen auf Neu-Guinea bezeichnet wurde. Im Jahr 1828 nimmt Holland von dem ihm zugesprochenen Gebiete thatsächlich Besitz.

Immer noch sind während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts Holländer, Franzosen und Engländer die einzigen Nationen, welche in der Geschichte der Erforschung Neu-Guineas erscheinen. Der französische Admiral Dumont d'Urville, nach dessen Korvette „Astrolabe“ der größte Einschnitt im jetzigen Kaiser-Wilhelmsland benannt wurde, der Engländer Owen Stanley, nach welchem einer der Gebirgszüge der Insel genannt wird, das englische Kriegsschiff „Fly“, dessen Namen der größte an der Südküste der Insel mündende Fluß trägt, führen in diesem Zeitraum nicht unwichtige Expeditionen im Gebiete Neu-Guineas aus. Erst im Jahre 1855 betreten Deutsche, nämlich die Missionare Ottow und Geißler von der Utrechter Mission zum erstenmal Neu-Guinea, um dort das Missionswerk zu beginnen.

Eine merkwürdige Episode der Erforschung und erster Kulturversuche in Kaiser-Wilhelmsland darf hier nicht unerwähnt bleiben. Im Jahre 1871 erschien der Russe Miklucho-Maclay auf Neu-Guinea, hielt sich länger als ein Jahr daselbst auf, um die Sitten und Sprache der Eingeborenen zu studieren, und kehrte dann im Jahre 1876 zurück, um Kulturversuche in Neu-Guinea anzustellen. Er führte malayisches Vieh in der Nähe der Astrolabe-Bay ein und blieb länger als 11 Monate im Verkehr mit den Eingeborenen, ohne jedoch bei seinen mehr auf wissenschaftliche Zwecke gerichteten und auf humanitären Grundlagen ruhenden Versuchen wesentliche Resultate zu erzielen.

In den 70er Jahren finden zum erstenmal Bereisungen der Nordküste Neu-Guineas durch deutsche Kriegsschiffe statt, denen die Seekarten wesentliche Aufschlüsse über die Fahrstraßen verdanken. Von ganz besonderem Wert sind in dieser Richtung die Arbeiten des späteren ersten Landeshauptmanns von Neu-Guinea, Vice-Admirals Freiherrn v. Schleinitz, welcher im Jahre 1875 mit der „Gazelle" in der Südsee kreuzte und grundlegende Arbeiten über die Küsten von Kaiser-Wilhelmsland und den Bismarckarchipel lieferte. Von diesem Zeitpunkt an datiert denn auch der Anteil Deutschlands nicht nur an der Erforschung, sondern auch an der praktischen Verwertung der Südseegebiete, nämlich die Einrichtung von Handelsagenturen und die Schaffung von deutschen Interessen, welche später zur Besitzergreifung führten. Die bunte Streu spanischer, holländischer, englischer und französischer Namen, welche die Entdeckungsgeschichte Neu-Guineas begleiten und ein Merkmal derselben bilden, werden von diesem Zeitraum ab mehr und mehr durch deutsche Bezeichnungen erweitert, teilweise auch, wo dies ohne Gefahr für die geographische Verständlichkeit geschehen konnte, durch deutsche Namen ersetzt.

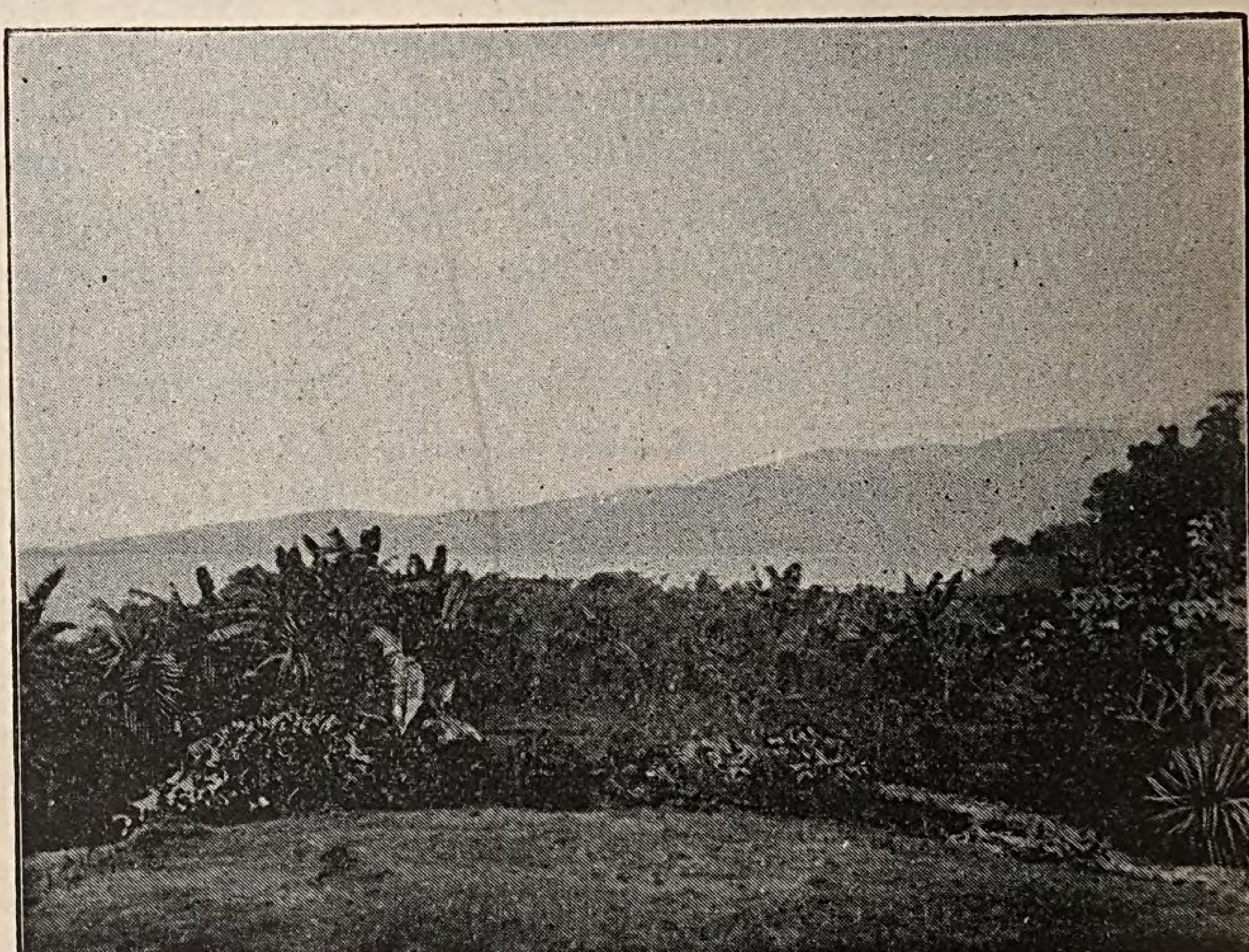
Dem Reisenden, welcher das Gestade von Kaiser-Wilhelmsland entlang fährt, streckt sich eine überaus vielgestaltige, reich gegliederte Küste entgegen. Fast überall treten Gebirgszüge bis nahe an den Strand heran, überall, wo einer der zahlreichen Häfen sich öffnet, bezeichnen ihn Landmarken von einer solchen Deutlichkeit, daß die Annäherung ungefährlich ist. Überall bietet die Tiefe des Fahrwassers auch großen Seeschiffen die Möglichkeit, bis nahe an die Küste vorzudringen, während die Einfahrt zu den Häfen keine oder nur geringe Schwierigkeiten bietet. Riffe sind im Fahrwasser nur selten vorhanden, und die wenigen Küstenriffe reichen so wenig weit nach See hinaus, daß sie auch in der Nacht leicht zu vermeiden sind, weil man selbst bei größter Dunkel-

heit die fast überall sehr hohe Küste zeitig genug wahrnimmt. Im allgemeinen kann man sich bis auf wenige Stellen den Küsten ohne irgend welche Gefahr bis auf eine halbe Seemeile nähern.

Zwei mächtige Einschnitte springen an der Küste von Kaiser-Wilhelmsland in das Innere vor: im Süden, etwa auf dem 7. Grad südlicher Breite der Huon-Golf mit guten Häfen; nördlich davon, zwischen dem 5. und 6. Breitengrad, die Astrolabe-Bay. Beide Buchten aber sind in sich wiederum reich gegliedert, zahlreiche natürliche Zugänge finden sich nördlich und südlich, sowie zwischen beiden Buchten, und vor den wichtigsten Naturhäfen der Küste stehen wie natürliche Wegweiser in der Regel hohe vulkanische Inseln weit genug von dem Festlandsufer, um die vorzeitige Annäherung an dessen Riffsaum vermeiden zu lassen. Im Westen des Augusta-Flusses bezeichnet die hohe D'Urville-Insel die Lage des Dallmann-Hafens, im Osten der Flußmündung die Vulkan-Insel die Gegend des Prinz Albrecht- und Hatzfeldt-Hafens. Die Dampier-Insel und Rich-Insel liegen vor dem Vorgebirge C. Croisilles, an welchem die Küste südwärts zurückweicht zur Bildung der Astrolabe-Bay. Ihr innerster Hintergrund berührt eine ansehnliche Ebene des ausgezeichnetsten Kulturlandes. Die auf ihm vereinigten Pflanzungsanlagen der Kompanie vermehren den Wert der umliegenden Häfen. Wenig geräumig, aber sehr tief ist der östlich benachbarte Constantin-Hafen. Viel wichtiger aber erscheint das große Hafensystem, welches nördlich von der Astrolabe-Ebene im Schutze eines Riffgürtels sich ausspannt. Untereinander nur durch etwas schwieriges Fahrwasser verbunden, aber von der offenen See her gefahrlos zugänglich, folgen hier von Norden nach Süden aufeinander: der große schöne Alexis-Hafen, der Friedrich Karl-Hafen, der Prinz Heinrich-Hafen und durch die Nachbarschaft des Kulturlandes bevorzugt, der besonders vollkommen geschlossene, im innersten Becken beinahe zu

windstille **Friedrich Wilhelms-Hafen**, jetzt der Sitz der Verwaltung des Schutzgebietes. Den östlichsten guten Hafen des Landes bezeichnet der **Finsch-Hafen**, ein tiefer Einschnitt in der hohen Küste, welche im Norden des Huon-Golfes gegen Neu-Pommern vorspringt.

Einige Worte über die landschaftlichen Verhältnisse der beiden Haupteinschnitte mögen hier Platz finden.



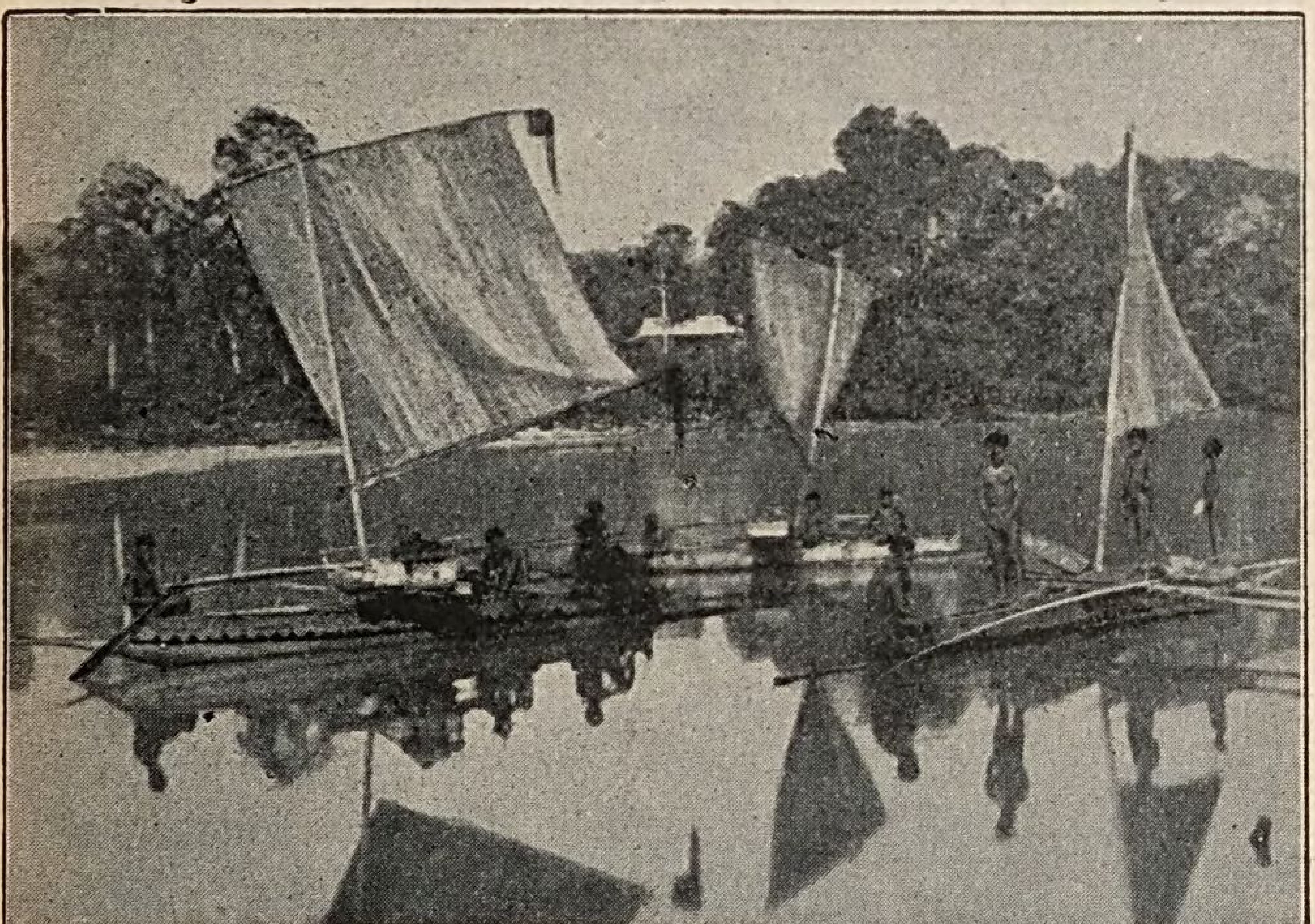
Blick von Stephansort nach Constantinhafen
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Die Ufer der **Astrolabe-Bay**, einer der landschaftlich schönsten Küstenstriche im Schutzgebiet, werden — jene sehr kurze Strecke, wo der Constantin-Berg seinen Fuß bis in die unmittelbarste Nähe des Meeres hingeschoben hat, ausgenommen — von ebenem Gelände gebildet.

Zum größeren Teil ist der Strand sandiger, zum kleineren korallinischer Natur; überall jedoch erhebt er sich mehr oder weniger schnell zu solcher Höhe über den Meeresspiegel, daß ein Übertreten des Seewassers in

das Uferland, selbst bei hohen Fluten, zu den größten Seltenheiten gehören dürfte.

Die Größe der Uferebenen wird durch das nach innen zu folgende Gebirgsland bedingt. Es lassen sich im Gebiete der Astrolabe-Bai etwa drei solcher Bergkomplexe unterscheiden. Im Nordwesten der Bai sind drei etwas divergierende, im allgemeinen nach Südwest verlaufende Bergzüge bemerkbar, die ihren Ursprung in jener Berg-

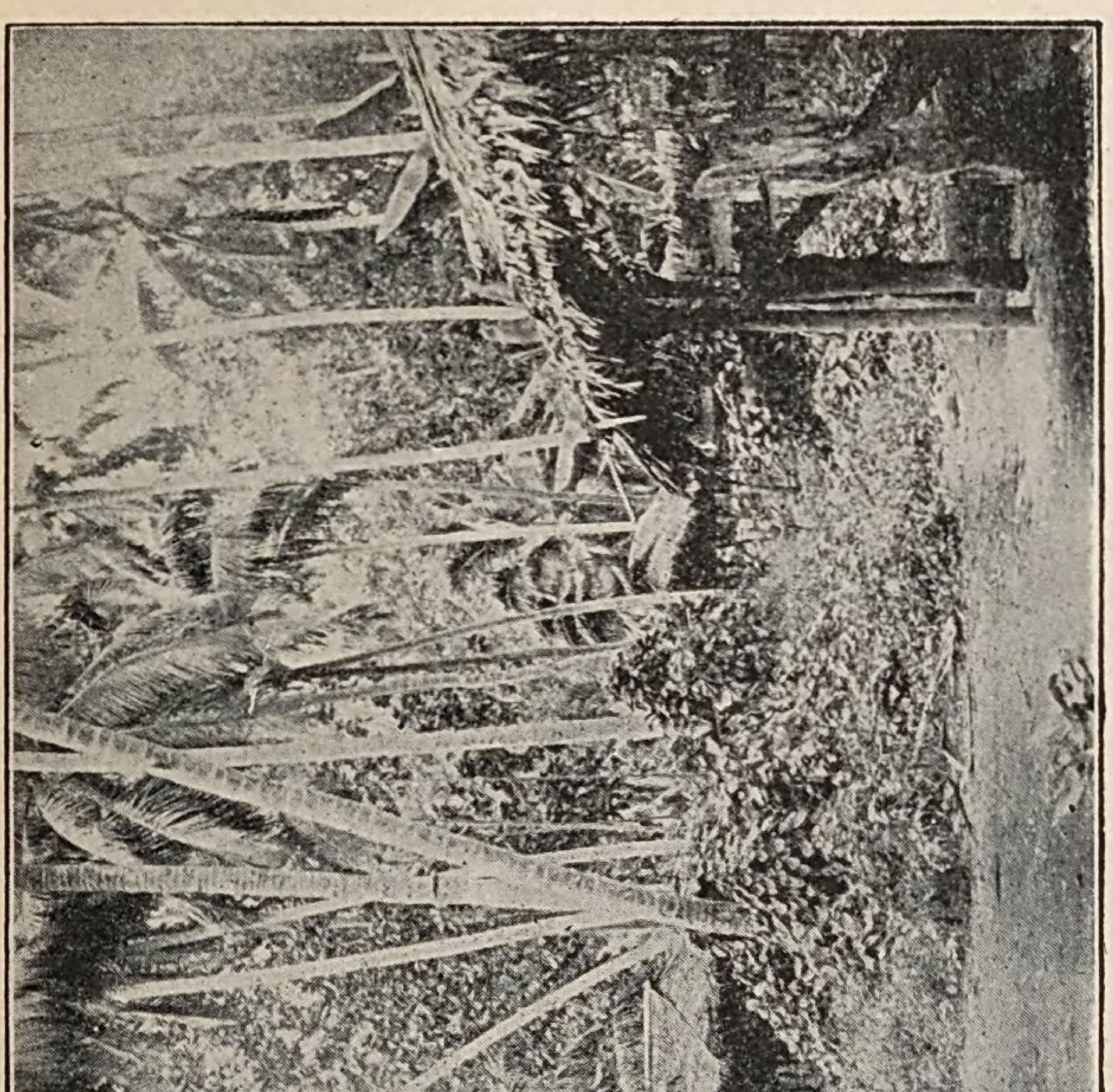


Eingeborne in Canoes auf Besuch in Finschhafen
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

masse nehmen, welche im Hansemann-Berg ihren hervorragendsten Punkt besitzt. Der der Küste am nächsten gelegene dieser drei Bergzüge endet in etwa 10—12 km Entfernung von der Küste durch einen steilen plötzlichen Absturz. Bis zu diesem Punkt sind sodann weder in der Nähe der Küste, noch weiter im Innern Berge sichtbar. Diese große Ebene, die größte, welche bisher im Schutzgebiet so nahe der Küste bemerkt wurde, verspricht geeignetes Land für landwirtschaftliche Kulturen zu werden. Im Süden dieser Ebene hat sich ein weiterer

Bergstock gebildet; von hier ab erhebt sich der Hauptzug ganz allmählich, um, im allgemeinen nach Südwest sich wendend, den Bergen des oberen Kabenau zuzugehen. Aus dem Kamme heben sich zwei Spitzen, von denen die nördliche Budeobu, die südliche Horegoru im Bongudialekt heißt, deutlich heraus. Den dritten Bergkomplex bildet das mächtige Finisterre-Gebirge mit seinen bis in die unmittelbarste Nähe des Meeres reichenden Ausläufern. Die Vorebenen, welche sich im Süden der Astrolabe-Bai befinden, haben durchgängig kleinere Ausdehnung als jene im Westen der Bai. Östlich vom Konstantin-Berg weichen die in viele kleine Hügel zerschnittenen Vorberge so weit zurück, daß Raum für eine kleine Ebene gegeben ist, welche an ihrer tiefsten Stelle 3 km weit ist. Nahe bei der Station kommen die Vorberge bis auf etwa 2 km an die Küste heran, treten in ihrem weiteren Verlaufe gegen den Kabenau hin aber wieder stark zurück. Jenseits dieses Flusses beschreiben sie bis Kap Maragun einen neuen großen Bogen, so daß hier wieder eine etwas größere Vorebene vorhanden ist.

Der tiefe Einschnitt des Huon-Golfes bietet eine reichgestaltete Küstengliederung. Während am inneren Teil des Golfes im Westen die Kuper-Berge und die Ausläufer des Herzog-Gebirges schroff zur Küste abfallen und nur zwischen den einzelnen Kaps Flächen geringerer Erhebung lassen, schieben sich an der Nordseite niedrigere Höhenzüge vor das im Innern sich erhebende Hochland und lassen ihrerseits völlig flaches Land bis an die Küste vortreten. Eine sehr große Zahl von Buchten unterbricht die Küstenlinie und stellt eine Reihe guter Häfen dar; zahlreiche Wasserläufe, von denen an der innersten Ecke der Bucht der Markham-Fluß den bedeutendsten darstellt, bezeichnen ebenso viele in die Randgebirge eindringende Thäler. Die Nordküste des Golfes wird durch eine mehrere Seemeilen breite Ebene gebildet und zählt elf Wasserläufe, von denen jedoch die meisten nur den Eindruck kleiner Creeks machen.

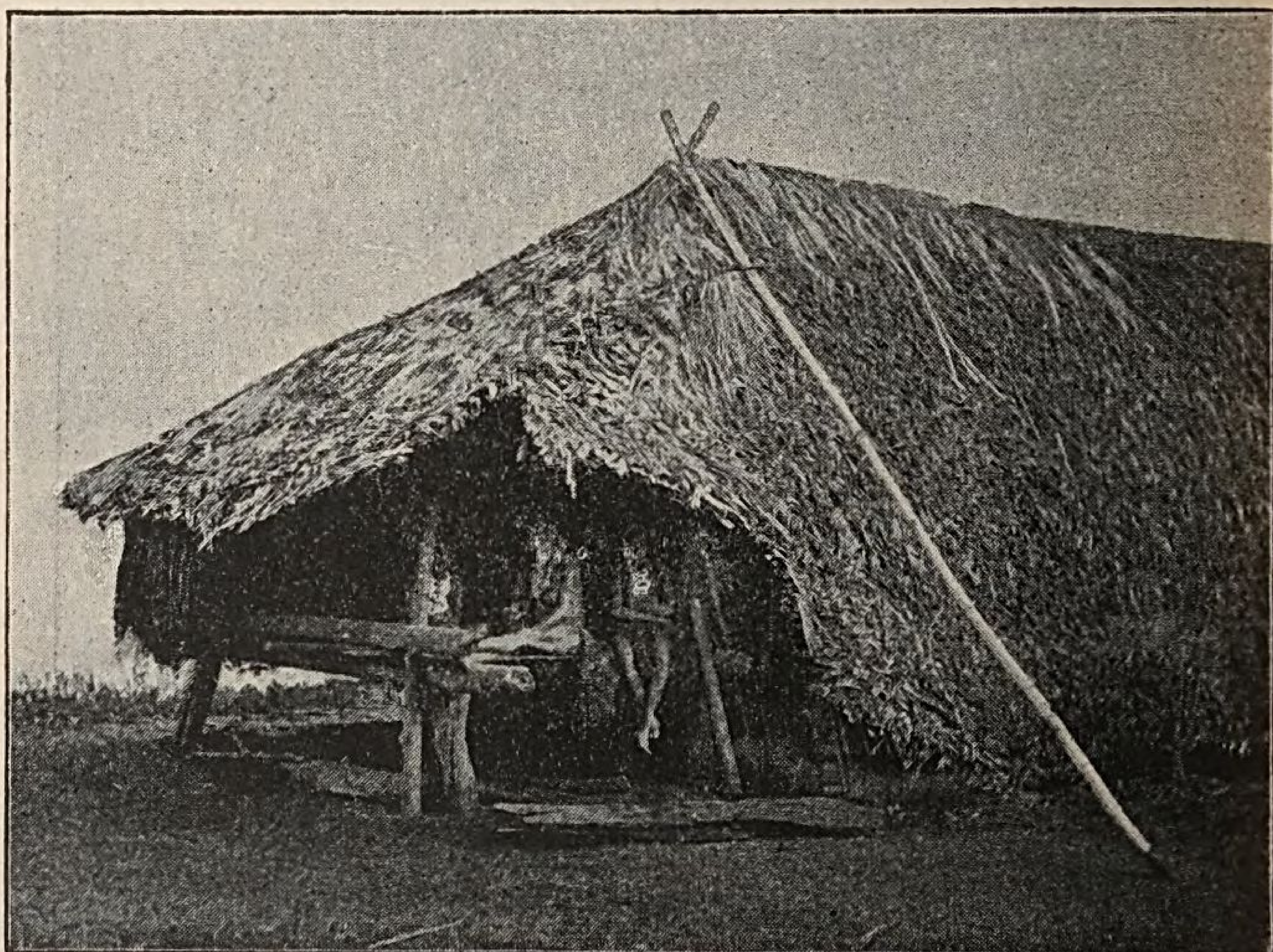


Dorf Suam mit dem Götzen. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Ganz außerordentlich reich ist die Flußbildung in Kaiser Wilhelms-Land. Entsprechend der Lagerung der

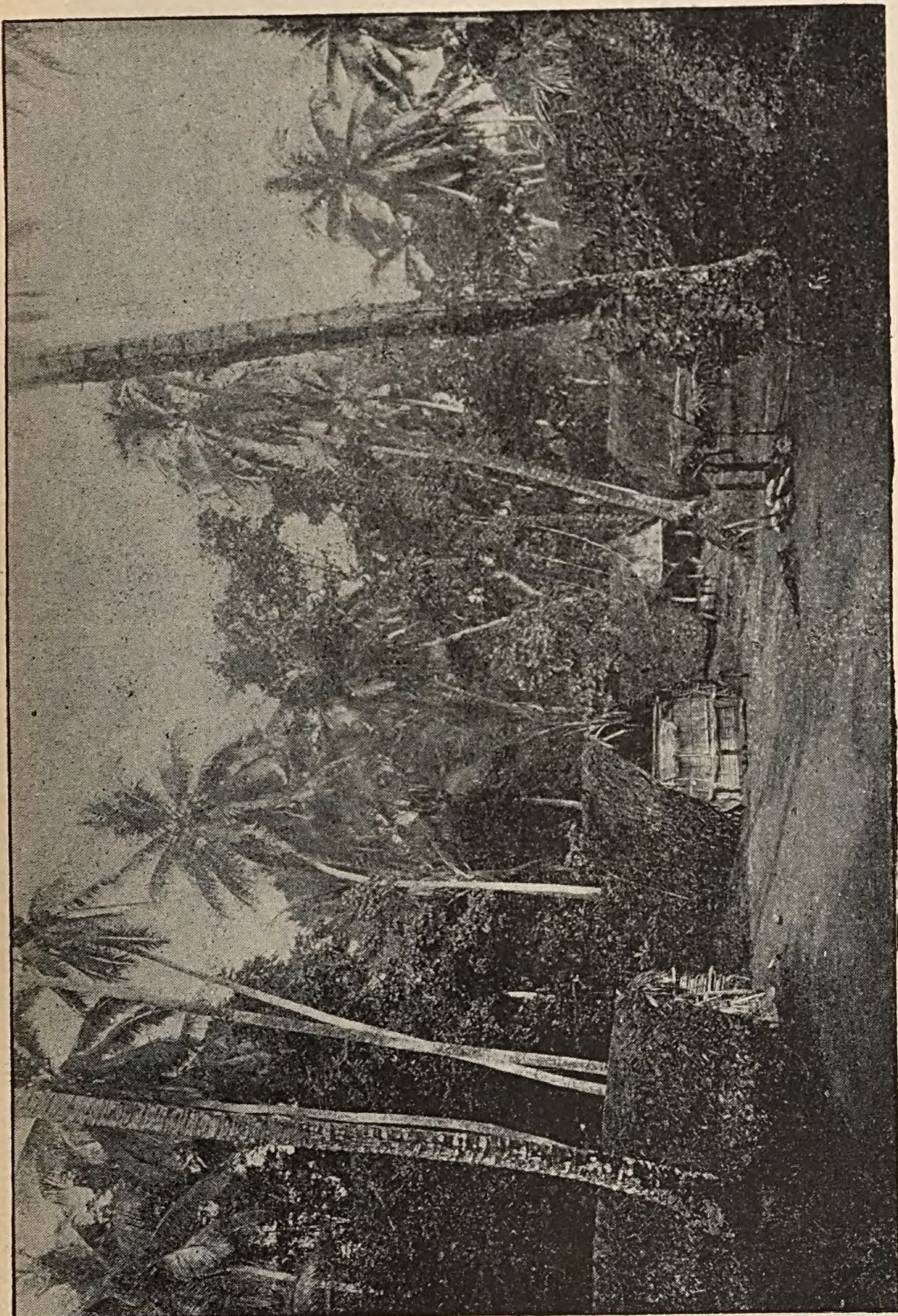
Gebirgszüge zur Küste haben die im südlichen Teile derselben mündenden Flüsse und Flüßchen durchgängig einen kurzen Lauf und ein starkes Gefälle, während im nördlichen Teil, wo die Gebirge ins Innere der Insel, ja bis zu deren Nordrand zurückweichen, das Gefälle der Flüsse äußerst gering, der Lauf dagegen ein langer ist.

Die bei weitem erste Stelle unter den Wasserläufen von Deutsch-Neu-Guinea nimmt der Kaiserin Augusta-



Eingeborenenhaus in Bongu
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Strom ein, mit welchem sich an Größe und Mächtigkeit der Wassermassen kaum ein Fluß in Europa zu messen vermag. Am 9. Mai 1885 durch Dr. Finsch entdeckt, wurde der Kaiserin Augusta-Fluß auf mehreren größeren Expeditionen in den Jahren 1886 und 87 befahren und damit die Hauptverkehrsader nach dem Innern Neu-Guineas aufgeschlossen, — eine Verkehrsader, welche für die Zukunft der Entwickelung des deutschen Schutzgebietes von außerordentlich großer Bedeutung ist. Die



Dorf Erima. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Bucht, welche der Kaiserin Augusta-Strom an seiner Mündung nördlich vom 4. Grad bildet, ist so breit, daß

bei der Einfahrt die Küsten zu beiden Seiten kaum erkennbar werden, und noch an der eigentlichen Mündung erstreckt sich die Wasserbreite des Flusses über mehr als $1^1/_2$ Seemeilen. In gewaltigen mäandrischen Windungen sich dahinziehend, ist der Fluß für Seedampfschiffe bis zu einer Entfernung von etwa 156 Seemeilen in Luftlinie von der Küste aus schiffbar. Der von der Mündung bis zu diesem Punkte zurückzulegende Wasserweg beträgt gegen 300 Seemeilen, und in der Regenzeit dürfte die Schiffbarkeit des Stromes sich noch etwa 50 Seemeilen weiter in das Innere erstrecken.

Anscheinend überaus fruchtbare Ebenen begleiten die Ufer des Flusses zu beiden Seiten, und erst an der Schiffahrtsgrenze treten Gebirge von 200—300 m Höhe bis an das Ufer des Flusses heran, während den Unterlauf Gebirge von 800—1000 m Höhe in einer Entfernung von etwa 30 Seemeilen vom Ufer begleiten. Der Kaiserin Augusta-Fluß besitzt nach den bisherigen südlich noch nicht abgeschlossenen Forschungen keinerlei Delta-Bildungen und nimmt seinen ersten größeren Nebenfluß erst in 120 Seemeilen Luftlinie Entfernung von der Mündung auf. In früheren Zeiten hat der Fluß wahrscheinlich einen geraderen Lauf gehabt als jetzt. Er besitzt nämlich die Tendenz, das Erdreich von den steilen, durchschnittlich 3 m über dem Wasserspiegel des Flusses liegenden Ufern an den Innenseiten der Krümmungen wegzunehmen und auf die flachen Außenseiten der nächstfolgenden Biegungen abzulegen. Hierdurch wird eine fortdauernde Verlängerung des Flußbettes erzeugt.

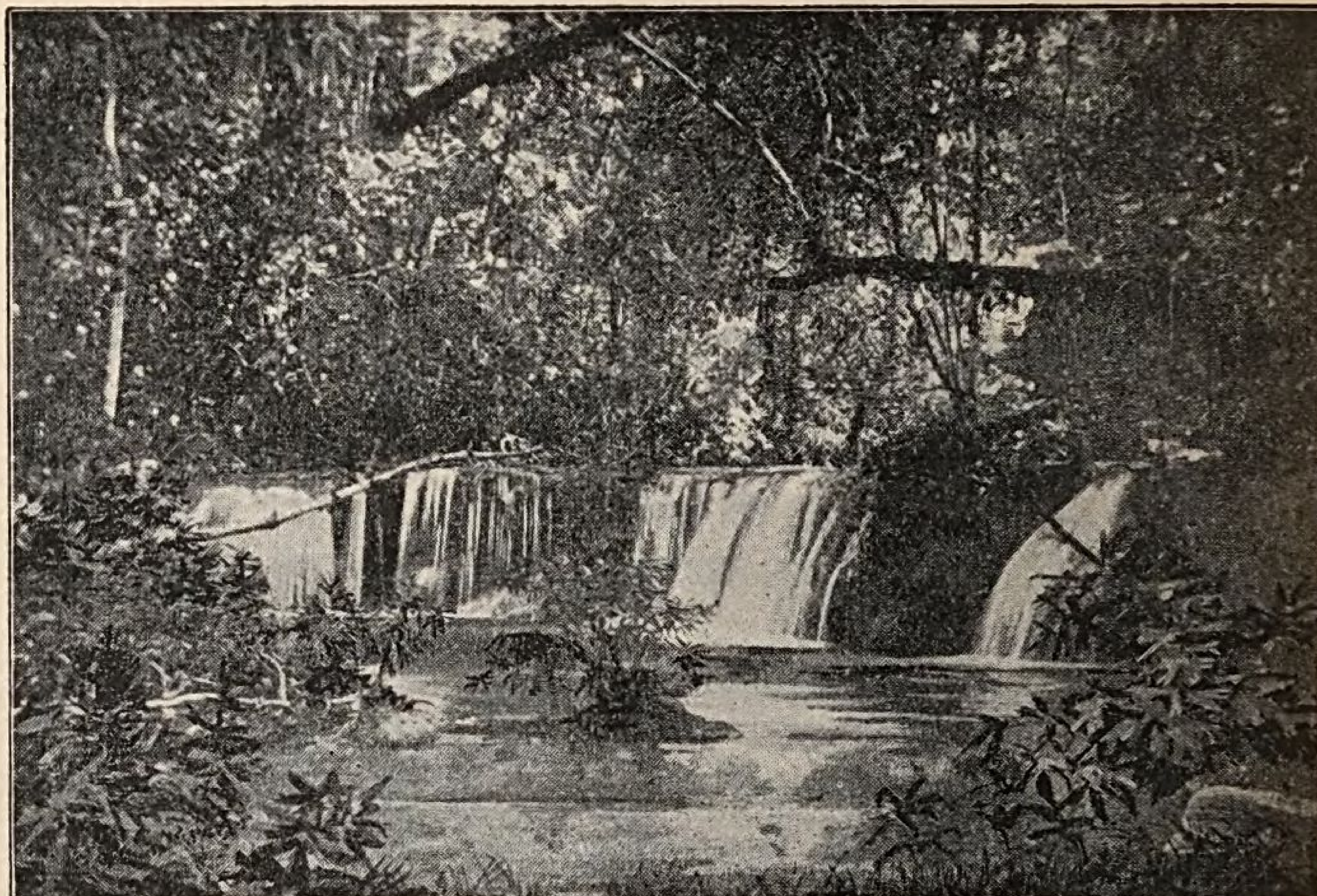
Eine weitere Eigentümlichkeit des Kaiserin Augusta-Flusses sind die zahlreichen das Uferland seines Mittellaufes bedeckenden Seen und Tümpel. Die Wassermenge, welche der Fluß vom Innern nach der Küste führt, ist ganz außerordentlich groß. Bis jetzt hat man an Nebenflüssen nur vier entdeckt, welche insgesamt aus dem gebirgigen Süden kommen, und von denen der erste und zweite die stärksten sind.

Im Süden des Kaiserin Augusta-Stromes mündet an der Venusspitze der Ottilien-Fluß, welcher jetzt bis auf 60 Meilen Entfernung von der Küste mit Dampfbarkassen befahren ist und einen Zugang zu einer nicht unwichtigen Kulturebene darstellt.

Von den weiteren zahllosen Wasserarmen von Kaiser Wilhelms-Land sind nur noch teilweise erforscht der oben erwähnte, den innersten Winkel des Huon-Golfes bildende Markham-Fluß, ferner der Kabenau-Fluß am Südufer der Astrolabe-Bai und der Gogol am Westufer derselben.

Die Breite des Markham-Flusses beträgt durchschnittlich etwa 400 m und setzt sich ziemlich weit ins Innere in gleicher Breite fort; das Fahrwasser selbst ist wenig tief (zwischen 1—3 m), die Stromgeschwindigkeit beträgt etwa 3 m in der Sekunde. Die eigentlichen Flußufer sind auf der ganzen Länge mit üppigstem Urwald bestanden, der durch unzählige guirlandenartige Rankengewächse für den Fußgänger undurchdringlich ist und vom Fluß aus wie gartenartig gepflegt erscheint. Zahllose Inseln liegen im Fahrwasser und sind in der Mehrzahl mit Gras, Zuckerrohr, teilweise auch mit niederem Baumwuchs bedeckt.

Unter den in die Astrolabe-Bai mündenden Flüssen ist der Gogol der größte. Er bildet den Zugang zu einer gewaltigen südlich und westlich des Stromlaufes gelegenen Ebene, welche mit der Astrolabe-Ebene durch ein schmales Thal zusammenhängt. Die Gogol-Ebene ist durchweg mit mächtigem Urwald bestanden. Der Fluß selbst ist zwischen seinem ersten von Süden kommenden Nebenfluß, dem Elisabeth-Fluß, und dem ersten von Norden kommenden Nebenfluß, dem Gui, für Fahrzeuge von 1 m Tiefgang schiffbar. Die Barre an der Mündung ist ebenfalls für Fahrzeuge von 1 m Tiefgang passierbar, dagegen befinden sich zwischen der Mündung und dem Elisabeth-Fluß Stromschnellen; außerdem wird das Fahrwasser durch Treibholzstämme verengt und verflacht.



Wasserfall im Elisabethfluß
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

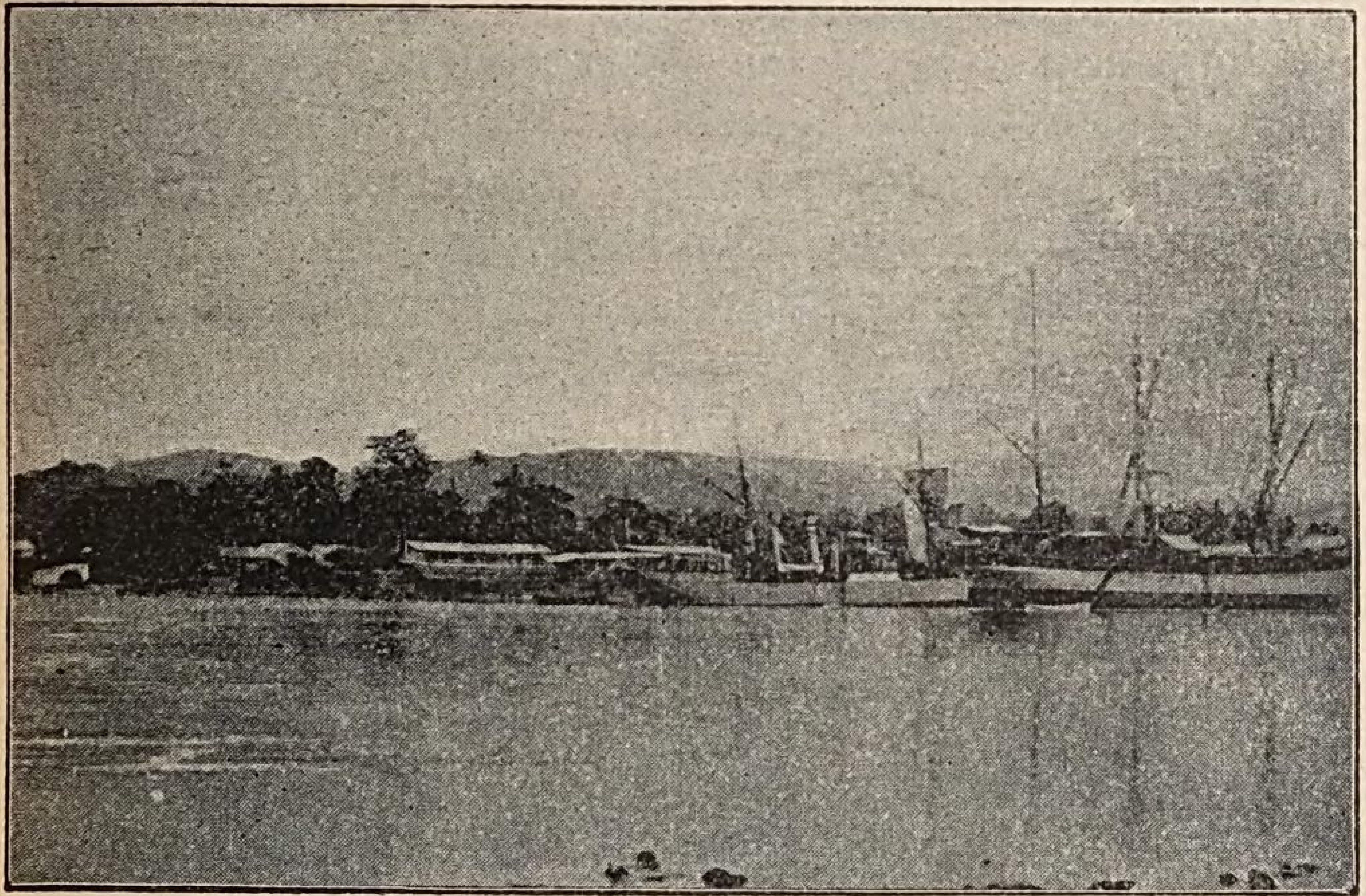
Der Kabenau-Fluß endlich ist durch die Zöllersche Expedition auf einem beträchtlichen Teil seines Laufes erforscht. Er entspringt auf dem Finisterre-Gebirge und durchfließt einige Kilometer von der Mündung entfernt ein breites, für Ansiedlungen und Kulturzwecke geeignetes Thal.

Die zahllosen weiteren Wasserläufe von Kaiser Wilhelms-Land harren noch der Erforschung.

Das Innere von Neu-Guinea umschließt die höchsten Gebirge zwischen den Randgebirgen Innerasiens und den Kordilleren. Der geologische Aufbau des Landes wird durch eine mächtige Erhebung bestimmt, welche Neu-Guinea von Nordwest nach Südost durchzieht und nach Schätzungen aus der Entfernung an einzelnen Stellen zu Höhen von 4—5000 m ansteigt. Ausdehnung und Zusammenhang der Gebirge, welche diese Erhebungen bilden, harren noch des Entdeckers. Sie sind das Quellengebiet der mächtigen Ströme des Landes, des Fly-Flusses im englischen südlichen Teil, des Rochussen-Flusses im

holländischen westlichen und des Kaiserin Augusta-Flusses im deutschen nördlichen Teil. Von diesem Zentralgebirge laufen niedrigere Gebirgszüge in das deutsche Schutzgebiet aus oder sind ihm vorgelagert, zwischen denen und vor denen nach der Nordküste zu mehr oder minder ausgedehnte Ebenen sich ausbreiten.

Abgesehen von der Ersteigung einiger Randgebirge am Huon-Golf und an der Astrolabe-Bai ist ein Ver-



Der Finschhafen von Osten
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

such zur Erforschung der Gebirge von Kaiser Wilhelms-Land bisher nur von drei Expeditionen gemacht worden. Die zweimalige Befahrung des Kaiserin Augusta-Flusses bis zu der bereits erwähnten Grenze von 300 Seemeilen von der Mündung (156 Seemeilen Luftlinie) hat eine Reihe von Aufschlüssen über die Randgebirge dieses mächtigen Stromes gegeben, aber bei dem Mangel an Vorstößen nach den Ufern hin sind wirkliche Aufklärungen über Zusammensetzung jener Gebirge nicht erzielt worden. Die einzige Expedition, welche auf dem Landwege es

versuchte, in die Hochgebirgswelt vom Kaiser Wilhelms-Land einzudringen, ist die Expedition von Hugo Zöller im Jahre 1888. Zöller brach mit drei weißen Begleitern und 21 eingeborenen Schwarzen, aus der Umgegend von Finsch-Hafen, sowie von den Salomons-Inseln und Neu-Britannien stammenden Trägern, welche zeitweise durch Eingeborene unterstützt wurden, vom Konstantin-Hafen aus auf und folgte dem Kabenau-Fluß, welcher selbst nahe an der Küste noch den Charakter eines reinen Bergstromes trägt.

Ungemein groß ist die Schwierigkeit, Führer zu erhalten. Die Eingeborenen der Küstendörfer leben in einer fast abergläubischen Angst und Scheu vor den Bewohnern des Gebirges und haben gewöhnlich nur von den nächstliegenden Ortschaften eine oberflächliche Kenntnis. Andererseits ist die Scheu der Eingeborenen vor den Europäern selbst so groß, daß auf Erkundigungen im Lande so gut wie nichts gegeben werden kann. Zöller fand eine Reihe gut besiedelter Dörfer am unteren Flusse und verließ den Kabenau nach einem mehrstündigen Marsche, um dann den Anstieg durch das Küstengebirge in gerader Richtung auf die Finisterre-Kette zu beginnen. Die Erhebungen des Küstengebirges steigen allmählich von etwa 40 m am Fluß bis auf 470 m an; der von der Expedition erreichte höchste Punkt des Küstengebirges wird durch ein Dorf Gogulum bezeichnet. Von hier aus mußte Zöller, da ein weiterer Vormarsch auf geradem Wege sich als gänzlich unthunlich erwies, wieder an den Kabenau zurückkehren und folgte von nun an dessen Lauf. Mächtige Felsenschluchten, Wasserfälle und Stromschnellen bilden den ersten Teil des Weges, dann folgt ein sanft geneigtes, durch bewaldete Geländewellen begrenztes Thal. Der Zugang nach dem Binnenlande scheint übrigens von dieser Seite her einzig und allein durch das Thal des Kabenau möglich zu sein; denn das Küstengebirge stürzt derartig senkrecht nach dem Binnenlande zu ab, daß die Meinung der Ein-

geborenen, bei dem oben erwähnten Orte Gogulum sei die Welt zu Ende, in Rücksicht auf ihr Begriffsvermögen wohl verständlich erscheint. Sauber gebaute Fischwehre und eine Reihe von Plantagen und Hütten deuten auf die Nähe von Dörfern.

Das Bett des Kabenau selbst erscheint, je höher das Gebirge nach dem Innern zu ansteigt, immer häufiger durch Felsenpässe eingeengt, hinter denen sich dann jedesmal mehr oder weniger breite Thäler öffnen. Eine große Reihe von Zuflüssen in Form reiner Gebirgsbäche erklärt die Wassermenge des an sich kleinen Flusses.

Die Vegetation zeigt bis zu einer Höhe von etwa 1600 m immer noch Hochwald, bis 1100 m Höhe in der Form alter Wälder mit starken Stämmen bis zu 50 m Höhe; in der Höhe von 1100—1600 m überwiegt das junge Holz, während der alte Wald aufzuhören scheint.

Der 16. Marschtag bildete für die Expedition das Ende des Flußmarsches. Den Abschluß des Thales bildet eine senkrechte Felsenwand, in die sich der Fluß eine 1—1 $^{1}/_{2}$ m breite Rinne derartig eingeschnitten hat, daß die ganze Wassermasse aus einer noch immer gegen 10 m über der Thalsole gelegenen Spaltöffnung herunterstürzt. Die Expedition schlug dann hier ein Lager auf, und Zöller, begleitet von den Europäern und einigen Miokesen, setzte allein den überaus schwierigen Anstieg in das Hochgebirge fort. Das nach 10stündigem Marsche erreichte Ziel war ein schmaler, langgestreckter Höhenrücken, an dessen anderer Seite es ebenso steil bergabwärts ging. Die erreichte Höhe betrug 2550 m. Von einer nahen noch etwas höher gelegenen Spitze aus übersahen die Reisenden die überaus großartige Gebirgswelt, und zwar zunächst drei ungefähr parallel verlaufende Ketten des Finisterre-Gebirges, von denen die nördlichste von Westen nach Osten verlief. Die zweite war die höchste und erstreckte sich von West-Süd-West nach Ost-Nord-Ost. Eine dritte, südlichere, verlief

noch weiter westlich von Südwest nach Nordost. Es schien, daß sowohl seewärts als landeinwärts andere, niedrigere Ketten vorhanden waren, doch konnte man von diesen nur einige Gipfel sehen. Etwa 3—4 km von dem Standpunkt der Expedition entfernt zeigte sich die höchste Spitze des Kant- oder Gladstone-Berges.

Das Finisterre-Gebirge ist unzweifelhaft jüngeren vulkanischen Ursprungs, obwohl es seine heutige Gestalt der Erosion verdankt.

Die wesentlichste Errungenschaft der Expedition war jedoch der Ausblick auf das Bismarck-Gebirge, die höchste Bodenerhebung Deutsch-Neu-Guineas, welcher das Kraetke-Gebirge vorgelagert erscheint. Die Aufeinanderfolge von der Küste aus ist demnach das Küstengebirge, das Finisterre-Gebirge, das Kraetke-Gebirge und endlich das Bismarck-Gebirge: jede südlichere Kette ist höher als die nächst benachbarte nördliche. Die drei Hauptgipfel des Kraetke-Gebirges erhielten von der Expedition die Namen Winter-Berg, Zöller-Berg und Hellwig-Berg, während der höchste Gipfel des Bismarck-Gebirges nach dem Altreichskanzler Otto-Berg, die drei nächst hohen Gipfel Herbert-, Wilhelm- und Marien-Berg genannt wurden.

Die Zöller'sche Expedition ist, wie bereits bemerkt, die einzige, welche in die Hochgebirgswelt Deutsch-Neu-Guineas eingedrungen ist. In Rücksicht auf die ungeheuren Schwierigkeiten, welche sich gerade in Kaiser Wilhelms-Land derartigen Expeditionen entgegenstellen, ist der erreichte Erfolg hoch genug anzuschlagen, wenn auch der zurückgelegte Weg — auf dem Hin- und Rückmarsch zusammen etwa 240 km — nicht allzu groß erscheint. Der höchste von der Expedition erreichte Punkt liegt nur etwa 70 km Luftlinie von der Küste entfernt.

Die so überaus reiche Gebirgswelt von Kaiser Wilhelms-Land zeigt auf dem Festland nur in der Nähe von Konstantin-Hafen in einzelnen Bergen die Form vulkanischer Kegel, aber auch diese sind erloschen, während

auf den dem Kaiser Wilhelms-Land vorgelagerten Inseln noch eine Reihe von Vulkanen sich in Thätigkeit befindet.

Der bedeutendste Vulkan im Südsee-Schutzgebiet scheint die dem Hatzfeldt-Hafen vorgelagerte Vulkan-Insel zu sein. Sie bildet einen gewaltigen, unvermittelt aus dem Meere aufsteigenden Bergkegel und ist beständig in vulkanischer Thätigkeit. Tagsüber bedeckt den mächtigen Kegel eine Rauchsäule, während nachts ein Glutschimmer die in Zwischenräumen von wenigen Sekunden sich wiederholenden Flammenausbrüche bezeichnet. Bisweilen hat man auch bis zur halben Höhe des Berges feuerflüssige Lava herunterfließen sehen. Andere thätige Vulkane sind die Lesson-Insel und das kleine Ritter-Eiland (in der Nähe der Rook-Insel). Der letztere Vulkan erzeugte im Jahre 1888 dadurch, daß er teilweise einstürzte, eine riesenhafte Flutwelle, durch welche ein bedeutender Schaden längs der benachbarten Küstengebiete angerichtet wurde und welcher auch Europäer zum Opfer fielen.

Die gewaltigen Gebirgskomplexe haben naturgemäß einen, wenn auch nicht entscheidenden Einfluß auf das Klima.

Im allgemeinen werden die klimatischen Verhältnisse von Kaiser Wilhelms-Land wie des Schutzgebietes überhaupt erst nach beträchtlicher Vermehrung der Beobachtungen sich mit absoluter Sicherheit feststellen lassen. In der Windverteilung spricht sich die klimatische Einheitlichkeit des ganzen Gebietes am besten aus. Den größten Teil des Jahres über herrscht der Südost-Passat, am kräftigsten um die Jahresmitte. Um die Jahreswende aber, wenn zur Zeit des südlichsten Sonnenstandes die Region höchster Erwärmung im Innern Australiens liegt, wird das dort entstehende Gebiet niedrigen Luftdrucks maßgebend für die Luftbewegung. Es setzt in der Regel im Dezember, manchmal aber erst im Januar der Nordwest-Monsum ein und behauptet bis in den April ziemlich fest die Herrschaft. Perioden unsteter Windwechsel trennen

die Zeiten der beiden anhaltend wehenden Hauptluftströmungen, deren Festigkeit auch in gleichlaufender Bewegung der Meeresoberfläche sich ausspricht. Namentlich in Straßen, wie dem St. Georgs-Kanal, erreicht im größten Teil des Jahres ein nordwestlicher Zug der Gewässer, am Jahresanfang ein südöstlicher eine bemerkenswerte, für den Seeverkehr bedeutungsvolle Geschwindigkeit. Besonders der letztere wird entsprechend der stürmischen Natur des Nordwest-Monsums recht lebhaft. An den Ufern größerer Landmassen, wie Neu-Guinea, entwickelt sich natürlich in der Tagesperiode auch der örtliche Wechsel von Land- und Seebrise; er gewinnt praktischen Wert für das Anlaufen und Verlassen der Häfen, aber bisweilen auch für den Kampf eines Fahrzeuges gegen die vorherrschende Luft- und Meeresströmung. Starke Feuchtigkeit führen beide Hauptwinde. Demgemäß wird die Frage, ob der Südost-Passat, oder der Nordwest-Monsum der Hauptregenwind für eine Örtlichkeit ist, oft weniger durch die Natur dieser Winde entschieden als durch die Himmelsrichtung, der eine Küste zugewendet ist, und durch das Streichen der hinter ihr aufragenden Gebirge. Das überraschendste Beispiel dafür ließen die Beobachtungen der drei Stationen des Kaiser Wilhelms-Landes erkennen. Ihre Jahressummen des Niederschlages (4 Jahre) sind nicht sehr ungleich: Hatzfeldt-Hafen 2485, Konstantin-Hafen 2964, Finsch-Hafen 2882 mm; aber die Verteilung der Regen über die Jahresperiode ist eine völlig verschiedene.

Daß in den Wärmeverhältnissen der Küsten des ganzen Schutzgebietes (mittlere Jahrestemperatur etwa 26°) eine der tropischen Lage entsprechende Gleichmäßigkeit (mittlere Jahresextreme etwa 35° und 19°) herrscht, die keine besonders hohen Temperaturgrade zuläßt, aber auch die Erfrischung eines starken Temperaturrückganges versagt, vermag man bisher wohl nach allgemeinen Schilderungen des Klimas zu versichern, nicht aber mit ausreichenden Beobachtungen zu belegen.

Der hervorstechende Zug des Klimas von Neu-Guinea bleibt in schroffem Gegensatz zur Dürre Australiens die reiche Benetzung mit Regengüssen, die keine Jahreszeit völlig trocken lassen, wenn auch die Verteilung die einzelnen Monate recht verschieden bedenkt.

Diesem Reichtum an Feuchtigkeit verdankt das Land namentlich die strotzende Üppigkeit seiner Pflanzenwelt.

Der Urwald überwiegt weitaus und birgt in der Fülle seiner Baumarten gewiß nicht nur für die Wissenschaft, sondern auch für die wirtschaftliche Ausbeutung noch manche künftige Entdeckung. Das gilt besonders für den noch am wenigsten bekannten Hochwald des Gebirges, der minder dicht, freier von Kletterpflanzen, aber reicher an Unterholz und im allgemeinen freundlicher zu sein scheint, als der Niederungswald. Das Dickicht, das in letzterem üppig wuchert, lichtet sich meist nur in der Nähe der Flußufer; dort bleibt dann einzelnen besonders stattlichen Bäumen die Freiheit voller Entwickelung vergönnt. Der Niederung geben auch die meisten Palmenarten den Vorzug.

Recht beschränkt, am häufigsten noch in der Nachbarschaft der Küste sind die Lichtungen offenen Graslandes, auch durch die Einförmigkeit ihrer Zusammensetzung und durch den Mangel an Futterkräutern und Wiesenblumen wenig wertvoll für den Weidegang des Viehes. Vollständig fehlen dürfte im Kaiser Wilhelms-Land die für Nord-Australien und den Süden Neu-Guineas bezeichnende Savanne mit Akazien und Eukalypten. In der Küstenflora tritt zum Glück der Mangrove-Busch nur vereinzelt und nicht in so gewaltiger Ausdehnung auf wie auf den Brackwassergründen der tropischen Delten. Dagegen bewährt an vielen Küsten des Schutzgebietes die Kokospalme die erstaunliche Genügsamkeit, mit der sie auf dem ärmsten Boden junger Riffbildungen Wurzel zu fassen vermag. In der Vegetation des Bismarck-Archipels wollen manche Beobachter die Anzeichen ge-

ringerer Feuchtigkeit wahrnehmen in einer nicht nur von der Bevölkerung bewirkten, sondern von Natur gegebenen Auflockerung der Dichte der Walddecke und der Häufig-



Pandanusform. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

keit baumfreier Flächen, was noch mit der in Herbertshöhe beobachteten mittleren Niederschlagshöhe stimmt.

Ein besonderes Interesse weckt die Flora Neu-Guineas durch die mit dem Fortschritt der Forschung

noch beständig wachsende Zahl selbständiger, nur der Insel eigentümlicher Pflanzenformen. Wie Madagaskar 156, Neu-Caledonien 70, Borneo 42, kann Neu-Guinea schon 50 endemische Arten aufweisen.

Unter den Hölzern Neu-Guineas befinden sich eine große Zahl von Zierhölzern der schönsten und edelsten Art; andere Nutzhölzer zeichnen sich durch ungemeine Leichtigkeit, wieder andere durch besonders hohes spezifisches Gewicht aus.

Eigentümlich berührt den Reisenden, welcher von Australien nach dem benachbarten Neu-Guinea hinüberfährt, der außerordentliche Unterschied in der Vegetationsform. Schon der äußere Habitus der gesamten Flora, die unbeschränkte Ausdehnung der Pflanzenwelt und die Verteilung der Vegetationsformen in Kaiser-Wilhelms-Land sind ganz andere als in Australien. In Neu-Holland: wüste Plätze, Steppenformation, kurzgrasige Wiesen, grasiger, offener Wald, aus wenigen Gattungen zusammengesetzt, die Belaubung der Bäume etwas dünn, das Laub starr, steif, ledrig oder filzig, gleichsam Zeugnis ablegend von dem Wassermangel, unter dem die Bäume häufig zu leiden haben, im Norden vielfach niedriger Busch, und das Grasland quantitativ das Waldland überragend. In Kaiser Wilhelms-Land macht die Pflanzenwelt hingegen den Eindruck des Strotzenden, nimmer Notleidenden, Ungezügelten und Üppigen. Zum Teil mögen diese Unterschiede wohl durch die verschiedenartige Bodenbeschaffenheit bedingt sein, weit mehr aber sind die klimatischen Verhältnisse von Einfluß darauf. Der Wasserreichtum des Bodens, die beständig einen hohen Feuchtigkeitsgrad besitzende Luft an sich, der vollständige Mangel an heißen, trockenen Luftströmungen sprechen deutlich aus der Pflanzenwelt des Kaiser Wilhelm-Landes.

Ähnliche klimatische Faktoren, wie die eben erwähnten, haben auch auf die Inseln des benachbarten malayischen Archipels eingewirkt und hier ähnliche Verhältnisse wie im Schutzgebiet hervorgerufen. Wenn auf

einigen dieser Inseln die Übereinstimmung beider Floren nicht so ohne weiteres in die Augen fällt, so ist diese Wahrnehmung einfach durch den Umstand zu erklären, daß Java, gewisse Teile von Borneo und Celebes schon seit einer bedeutenden Reihe von Jahren sich unter europäischer Kultur, welche einzelne Pflanzenelemente entfernte, andere einführte, befinden. Auf der anderen Seite drängen diese zum Vorteil der in Frage kommenden Inseln geschaffenen Veränderungen uns die Überzeugung auf, daß auch in dem florenverwandten Kaiser Wilhelms-Land im Laufe der Zeit die Natur sich in der gewünschten Weise wird zügeln lassen. Man darf wohl mit Recht behaupten, daß die Nordost-Küste von Neu-Guinea ein zweites Java werden kann.

Es sei noch gestattet, hier in kurzen Worten das Urteil Zöllers über die Vegetation von Kaiser Wilhelms-Land anzuführen. Zöller hat sich bekanntlich in allen Teilen der Erde jahrelang aufgehalten und ist wohl berufen, einen Vergleich anzustellen. „Wer bloß die Küstengelände, nicht aber die felsenzerklüfteten, unsagbar großartigen Hochgebirgswildnisse des Innern kennt — und in Deutsch-Neu-Guinea ist es außer mir und meinen Begleitern noch keinem Sterblichen vergönnt gewesen, diese Zauberwelt von Angesicht zu Angesicht zu erschauen — wird, mag er tage- oder wochenlang umherreisen, niemals, buchstäblich niemals auch nur das kleinste nicht von allerüppigstem Pflanzenwuchs überwucherte Stückchen Land zu sehen bekommen. Jene pesthauchenden Mangrovedickichte, welche in breitem Gürtel weite Küstenstrecken von Britisch-Neu-Guinea umsäumen, beschränken sich im felsigen Deutsch-Neu-Guinea auf wenige Flußmündungen und inselreiche Niederungen, wie z. B. die Umgebung von Friedrich Wilhelms-Hafen. Wohin das Auge blickt, gewahrt es bloß die ab und zu mit mehr oder minder ausgedehnten Grasflächen durchsetzten, an unsere deutschen Buchenhaine erinnernden gerundeten Formen jenes hellgrünen Laubwaldes, wie er, bloß mit

dem Unterschied, daß ihm im Gegensatz zum deutschen Buchenwald durchaus nicht das Unterholz fehlt, dieses ganze Hügel- und Berggelände der Küste von Deutsch-Neu-Guinea umkleidet. Erheben sich über diese Baumwipfel die schlanken Stämme graziöser Kokospalmen, die hier fast bloß von Menschenhand gepflanzt vorkommen, so ist das ein untrügliches Zeichen für das Vorhandensein von Eingebornen-Dörfern.

Wer nur die gemäßigte Zone kennt, wird sich von diesen Tropenwäldern, durch welche bloß ab und zu als Verbindung zwischen den einzelnen weit entlegenen Dörfen schmale, in tollen Schlängelungen die Kreuz und die Quer laufende Eingebornenpfade hindurchführen und in denen man ohne Messer und Axt bloß ausnahmsweise weiter als einige Schritte abseits vom Wege vorzudringen vermag, kaum eine richtige Vorstellung bilden können. Nur im Gebirge habe ich an einzelnen Stellen des Unterholzes entbehrenden Hochwald gesehen, zwischen dessen bis zu 150 Fuß emporragenden, aber verhältnismäßig dünnen, säulenartigen Stämmen man auch ohne Pfad und ohne die Arbeit von Messer und Axt hätte vordringen können. Hoch oben aber, in 9000 Fuß Meereshöhe, auf den von kühler Gebirgsluft umwehten spitzen Felsgraten des Finisterre-Gebirges umwucherte gleich einem Pelze eisgraues Moos, sich in langen Bärten heruntersenkend, jeden Ast und Zweig des hier schon spärlicher werdenden Baumwuchses.

Durch ihren ungeheuren Umfang Ehrfurcht erweckende Baumriesen, wie ich sie im Kamerungebirge, in Brasilien und vielen anderen tropischen und subtropischen Ländern bewundert habe, sind mir in Neu-Guinea nicht zu Gesicht gekommen, — eine Eigenart, die, wenn man berücksichtigt, daß gerade die dicksten Stämme vermodernd und von Schmarotzern überwuchert am Boden liegen, bloß dadurch erklärt werden kann, daß wohl gelegentliche, während der kurzen Zeitspanne deutscher Thätigkeit in Neu-Guinea noch nicht beobachtete Orkane arg mit dem hochwipfeligen Baumwuchs aufräumen.

Während, so schön der Bergwald von Neu-Guinea als solcher ist, seinen Individuen eine gewisse Einförmigkeit nicht abgesprochen werden kann, pflegen am Waldesrand, oder wo Lichtungen sind, eigenartige Pflanzenformen das Auge des Forschers zu entzücken, — lieb-



Junger Urwald bei Stephansort
Nach einer Photographie von H. Schmidt, Beamten der Neu-Guinea-Kompanie

liche Farnbäume, großblättrige wilde Bananen, mancherlei Feigenarten und was dergleichen mehr ist. Auch fehlt es längs der schroffen Felswände der Binnenlandsgebirge weder an vielgestaltigen Farnkräutern und bunt blühenden Blumen, noch auf jenen steilen Matten, wo kein Baumwuchs gedeihen will, an europa-ähnlichem Heidekraut. — —"

In einem grellen Gegensatz zu der Üppigkeit und Mannigfaltigkeit der Pflanzenwelt steht die Armut der Tierwelt. Nicht mit Unrecht wird man darin einen Beweis für das hohe Alter der insularen Selbständigkeit Neu-Guineas erblicken dürfen. Wie die Pflanzenwelt sich an die Sunda-Inseln anzulehnen scheint, so zeigt die Tierwelt eine auffallende Verwandtschaft zur australischen Fauna. Raubtiere fehlen gänzlich. Von größeren Säugetieren ist das Wallabi, eine kleinere auch in Australien vorkommende Känguruh-Art dem Aussterben nahe; ebenso das echte Wildschwein, eine kleine mit schwarzen langen Borsten besetzte, auch sonst in der Südsee häufiger vorkommende Art. Eine zahme Schweineart, ebenso eine dem europäischen Haushund ähnlicher als dem Dingo Australiens gestaltete Hundeart werden von den Eingeborenen gezüchtet und verzehrt. Von kleineren Säugetieren ist das Opossum und eine kleine Beutelratte ziemlich häufig, ebenso der fliegende Hund. Damit ist aber die Reihe der Säugetiere abgeschlossen.

Weit reichhaltiger und durch wundervolle Farbenpracht ausgezeichnet ist die Vogelwelt Neu-Guineas. Auf die Verwandtschaft mit Australien deutet auch hier das allerdings in der Abnahme begriffene Vorkommen des Kasuars und die zahllose Menge der Papageien und Kakadus, unter denen viele australische Arten vertreten sind. Nashornvögel, Reiher, eine Menge von Taubenarten, Enten und Kuckucksarten beleben die Wälder und Flußufer. Die Könige der Vogelwelt von Kaiser Wilhelms-Land sind die prachtvollen Krontauben, — ein Vogel, welcher fast die Größe eines Truthahnes erreicht, mit stahlblauem Federkleid und einer pfauähnlichen Krone auf dem Kopf; ganz besonders aber der herrliche Paradiesvogel, welcher auf Neu-Guinea sich in nicht weniger als 25 Arten findet. Das prächtige Farbenspiel seines Federkleides, von dem man sich übrigens keine Vorstellung machen kann, wenn man es nicht am lebenden Vogel gesehen, hat natürlich die Begehrlichkeit

der Eingeborenen sowohl wie europäischer Händler früh genug geweckt, und seit einigen Jahren zu Beschränkungen bei der Jagd dieses Königs des Neu-Guineawaldes geführt. Von Raubvögeln kommt nur in Betracht eine kleine Art des Seeadlers. An Reptilien zählt Kaiser Wilhelmsland außer den nicht gerade häufigen Krokodilen eine Anzahl von Eidechsen und einige ebenfalls nur vereinzelt vorkommende Schlangenarten, von denen nur eine kleine Art Giftzähne besitzt: Fälle von Vergiftung durch Schlangenbiß sind übrigens bisher nicht bekannt geworden.

Sehr groß ist der Reichtum der Flüsse sowohl wie des Meeres an eßbaren Fischen. Die letzteren bilden gegenwärtig den Hauptteil der animalischen Nahrung der Eingeborenen und haben zu einer hohen Ausbildung des Fischfanges durch Fischwehre und allerlei eigenartige Vorrichtungen Anlaß gegeben. Ganz auffallend ist die zahllose Menge von Aalen im Kaiserin Augusta-Fluß. Die niedere Tierwelt, Mollusken, Insekten und Spinnen, ist sehr zahlreich, reicht aber nicht an die gleichen Breitengrade des tropischen Amerikas heran.

Wenn die Erforschung der Küsten von Kaiser Wilhelms-Land als einigermaßen abgeschlossen betrachtet werden darf, wenn unsere Kenntnisse von Flora und Fauna als einigermaßen umfassend gelten können, so läßt unsere Wissenschaft rücksichtlich der Bevölkerung noch ungemein große, der Forscherthätigkeit offenstehende Lücken. Einigermaßen genaue Forschungen sind angestellt rücksichtlich der Bevölkerung der Küste, insbesondere an denjenigen Plätzen, an denen Stationen der Neu-Guinea-Gesellschaft vorhanden sind. Die ersten und grundlegenden Arbeiten nach dieser Richtung hin verdankt man dem leider zu früh verstorbenen früheren Marine-Zahlmeister J. Weißer, welcher im Jahre 1886 als Stationsleiter im Bismarck-Archipel von der Neu-Guinea-Gesellschaft angestellt wurde, aber bereits im Sommer 1887 an einem Fieber, welches ihn während des Aufenthaltes

in Sumatra befallen hatte, verstarb. Nach dem Innern hinein sind Reisende mit der Bevölkerung nur in Berührung gekommen bei der Befahrung des Kaiserin Augusta-Stromes, insbesondere Dr. Hollrung und Dr. Schrader auf einer wissenschaftlichen von der Neu-Guinea-Gesellschaft im Jahre 1887 entsandten Expedition; ferner Hugo Zöller und Dr. Hellwig mit ihren Begleitern bei der Ersteigung des Finisterre-Gebirges und Dr. Lauterbach bei einer zur Erforschung des Gogolflusses im Jahre 1890 mit Unterstützung der Neu-Guinea-Kompagnie ausgeführten Expedition. Die gewonnenen Resultate können als umfassend vor der Hand nicht bezeichnet werden.

Die Eingeborenen von Kaiser Wilhelms-Land sind Melanesier und gehören zu der Völkerfamilie, welche man Papuanen nennt. Die für diese Rasse bezeichnenden Körpermerkmale, die dunkelbraune Hautfarbe, der starke, krause, in Büscheln vereinigte Wuchs des Haupthaares, die reichliche Behaarung des Körpers, namentlich die kräftige Bartentwickelung, die schmale Stirn, die breiten Backenknochen, die breite Nase, die dicken Lippen, ein mäßiges, aber doch merkliches Vortreten der Kiefer: — alle die Kennzeichen der Melanesier sind allerdings nicht mit gleicher Bestimmtheit bei allen Teilen dieser Völkerfamilie vorhanden. In Kaiser Wilhelms-Land herrscht eine dunkelbraune Hautfarbe fast überall gleichmäßig vor.

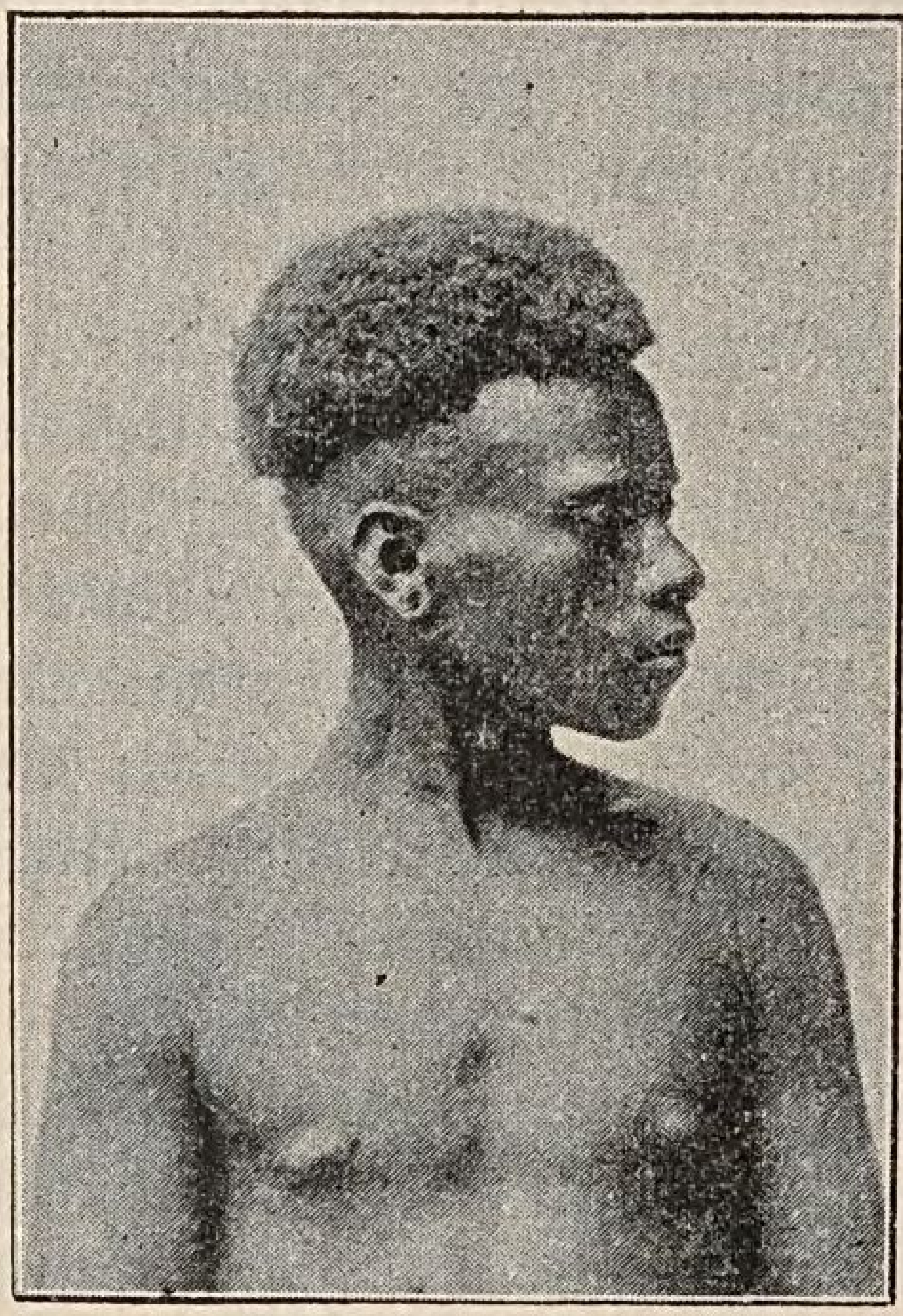
Das Äußere der Papuas aus Kaiser Wilhelms-Land zeigt eine verhältnismäßig gute Gestalt von etwa Mittelgröße. Vielen Beobachtern ist aufgefallen, daß eine Reihe der Stämme, z. B. am Hatzfeld-Hafen und am oberen Augusta-Fluß, eine an Semiten erinnernde Gesichtsbildung haben, zu welcher besonders die nach unten gekrümmte Nasenspitze beiträgt.

Im Haarwuchs machen sich nur insofern Unterschiede geltend, als in einigen Gegenden (Hatzfeld-Hafen, Augusta-Fluß) bärtige Eingeborene auftreten und das Haupthaar

infolge der ortsüblichen Trachten bald sehr geringelt und dicht, bald etwas lockerer gebildet ist.

Die Frau ist etwas kleiner und zierlicher gebaut als der Mann, unterscheidet sich aber sonst in keiner der vorerwähnten Eigenschaften auffallend von demselben.

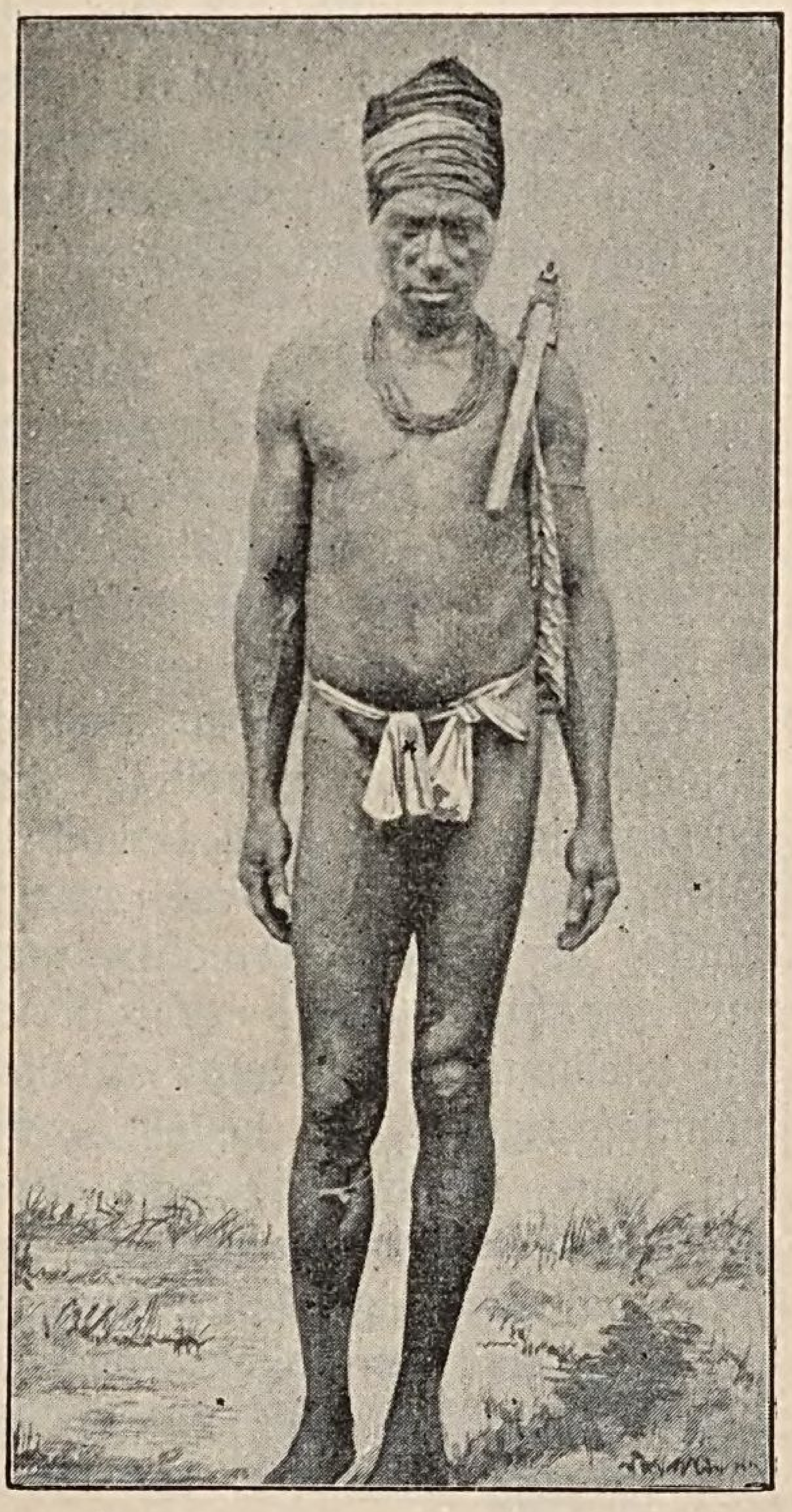
Eine sehr schwierige Frage ist diejenige nach der Bevölkerungsdichtigkeit. Nach einigen Angaben soll es am Kaiserin Augusta-Fluß Dörfer von gegen 1000 Einwohnern geben. Zöller dagegen fand das größte Dorf, Bokadschim an der Astrolabe-Bai von etwa 500—600 Köpfen bewohnt, die Küste schlecht bevölkert und das Hochgebirge des Finisterre vollkommen unbewohnt. Zum Entgelt dafür hält Zöller das Innere Neu-Guineas im Gegensatz zu anderen Ansichten für bewohnt, und zwar mit Ausnahme des Hochgebirges, wenn auch die Bevölkerungsdichtigkeit kleiner ist als an den Ufern der großen Flüsse.



Sohn des Häuptlings Makiri (Finschhafen)
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Wesentlich erschwert wird die Erforschung und der Verkehr mit den einzelnen Völkerstämmen durch die unglaubliche Verschiedenheit der Sprache. Trotz der ganz außerordentlich dürftigen Bevölkerung giebt es in Kaiser Wilhelms-Land wahrscheinlich einige hundert verschiedene Idiome, von denen nur je einige als Zweige ein und derselben Sprache aufgefaßt werden können. Im allgemeinen beträgt die Ausdehnung des einzelnen Sprachgebietes an der Küste von Neu-Guinea höchstens 15 Kilometer, im Innern aber noch weit weniger.

Äußerst verdienstvoll sind in dieser Beziehung die Wortsammlungen, welche Zöller mit Unterstützung der Gesellschaftsbeamten von 29 Sprachen mit je einigen hundert Worten aufgestellt hat. Die Erklärung dieser sprachlichen Zerfahrenheit durch die trennende Gewalt der Urwaldnatur kann kaum als ausreichend angesehen werden.



Häuptling Makiri (Finschhafen). Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Ebenso verschieden wie die Sprache ist, ebenso gleichförmig ist die Kultur. Im großen und ganzen stehen alle Papuas des ganzen Südsee-Schutzgebietes, insbesondere von Kaiser Wilhelms-Land auf einer und derselben Kulturstufe, höher zwar als die Australneger, aber niedriger als die afrikanischen Neger. Eine Eigentümlichkeit der geringen Kulturstufe ist zweifellos der Umstand, daß politische Einheiten nirgends in Kaiser Wilhelms-Land vorkommen. Es giebt zwar eine Art Stammesgefühl in einigen Gegenden, in anderen eine Art Zusammenhalten kleiner Dorfgemeinschaften, wahrscheinlich durch das Gefühl der Blutsverwandtschaft und durch die

gemeinsame Sprache: nirgends aber giebt es etwas, was einem Staatsgebilde auch nur annähernd entspricht. Das Gefühl der Ortsangehörigkeit, also der Dorfgemeinschaft ist recht gut entwickelt. Die staatliche Ordnung wird in gewissem Grade, wie das auch bei anderen Völkern vorkommt, durch die starke Ehrfurcht vor altüberlieferter Sitte ersetzt. Auch fehlt es wohl in keinem Dorf an besonders wohlhabenden, besonders klugen oder für klug angesehenen Männern, ohne deren Rat selten etwas unternommen wird. Bisweilen hat ein alter und reicher Mann, wie z. B. Saul von Bongu oder Abel von Bokadschim, so viel Ansehen, daß man ihn als Häuptling betrachten könnte. Thatsächlich aber liegt die Entscheidung über gemeinsame Angelegenheiten bei dem Willen einer oft bloß zufällig zusammengewürfelten Mehrheit. —

Was die Kleidung anlangt, so ist dieselbe eine sehr einfache, doch kommt völlige Nacktheit in Deutsch-Neu-Guinea nicht vor. Von den Weibern werden in Kaiser Wilhelms-Land kurze Gras- oder Faserröckchen getragen, ähnlich der kleinen Krinoline von Lederfransen, womit wir gewöhnlich altrömische Krieger abgebildet sehen. Die Kleidung der Männer ist viel unzureichender, aber mannigfaltiger. Sie besteht entweder aus einer Binde von bunt, meistens in gelb oder pompejanischem Rot gefärbter Baumrinde oder aus einem, höchstens zwei bis drei Quadratzoll großen Kleidungsstück (in Lappen, vielfach auch eine durchbohrte oder undurchbohrte Muschel). Die meisten Männer, namentlich die jungen Stutzer, schnüren sich außerdem den Bauch mit einem dünnen, tiefe Einschnitte verursachenden Bindfaden zusammen, eine Sitte, deren Sinn und Bedeutung man bisher trotz alles Nachfragens nicht hat erfahren können. Als Regel gilt für das ganze Schutzgebiet, daß die eifersüchtig bewachten Weiber sich mehr verhüllen als die Männer.

In komischem Gegensatz zur Geringfügigkeit dessen, was man allenfalls Kleidung nennen könnte, steht es,

daß bei den Papuas der Aufputz der Männer weit mehr als der der Frauen mit Schmucksachen überladen ist. Ohrringe, Nasenringe oder kleine vielfarbige Pflöckchen in den Nasenflügeln, Halsketten aus Hundezähnen, Brustschmuck mit kostbarer Muschelarbeit oder noch kostbareren Eberhauern, Armbänder, welche die Muskulatur des rechten Oberarmes zusammendrücken, enggeschnürte Bauchpressen, die nach unseren Begriffen eine wahre Quälerei sein müssen, und noch manches andere entspricht etwa dem, was der zivilisierte Mensch als Siegelring, Uhrkette, Busennadel mit sich herumträgt. Die jungen Stutzer, die in allen Papuadörfern eine große Rolle spielen, stecken gewöhnlich Holzstäbe, Federkiele oder dergleichen in die durchbohrten Nasenflügel. Noch gehört zur Toilette eines richtigen Papua-Dandy ein loser, im krausen Haar sitzender rotbrauner Kamm, mit dem sich der Besitzer gelegentlich in anmutender Weise an Kopf und Körper herumkratzt.

Eine ganze Reihe von Instrumenten, Geräten und sogar manche Waffen sind ganz oder teilweise ebenfalls nur Schmuckstücke. Die großen Trommeln am Kaiserin Augusta-Fluß mit den kunstvoll geschnitzten, bald einen Schweins- bald einen Krokodilskopf und bald einen Vogelschnabel darstellenden Vorderteilen, die gewundenen, bunt bemalten Schnäbel der Bili-Bili-Boote, die mit allerhand eingebrannten Mustern versehenen Betelbüchsen, die Schlafgestelle, die Schwerter von Palmenholz ꝛc. sind sämtlich von diesem Standpunkt aus zu betrachten.

Die Zähne der Papuas sind großenteils durch Betelkauen verunziert und werden bei einer ganzen Reihe von Stämmen schwarz gefärbt.

Im ganzen ist die materielle Kultur der Papuas in Kaiser Wilhelms-Land trotz ihrer anscheinend unvollkommenen Werkzeuge nicht unbedeutend. Eisen- und Metallwerkzeuge überhaupt sind erst seit den wenigen Jahren der deutschen Besitzergreifung ins Land gekommen und immer noch höchst mäßig verbreitet. Aber die

primitiven Werkzeuge der Eingeborenen aus Muschelsteinen und hartem Holz genügen vollkommen, um Arbeiten verrichten zu lassen, welche man mit den genannten Instrumenten für unmöglich halten sollte.

Im Bau ihrer Hütten zeigen die Papuas, wenn man nicht gerade den Maßstab der höchstzivilisierten Negerstämme, sondern denjenigen der nordamerikanischen Indianer oder auch der in fast jeder Richtung auf unvergleichlich viel höherer Kulturstufe stehenden polynesischen Südsee-Insulaner anlegt, ein verhältnismäßig großes Geschick. An der Küste, wie z. B. in Finschhafen, an der Astrolabe-Bai ꝛc. stehen die Häuser, selbst wenn der Untergrund hochgelegen und trocken sein sollte, stets auf Pfählen. Ein Teil der Häuser ist zweistöckig; sie zu erbauen, ist selbsterlernte Kunst, denn von den Häusern der Neu-Guinea-Kompagnie besitzt keines zwei Stockwerke. Im westlichen Teil unseres Schutzgebietes, an der Humboldt-Bai ꝛc., finden sich sogar regelrechte Pfahlbauten vor. Die Wände der Häuser bestehen teils aus Bambuslatten, teils aus schönem Mattengeflecht. In den meisten dieser Pfostenhäuser ist der mit Matten belegte Fußboden auf barfüßige und umherkriechende, nicht aber auf aufrechtstehende und mit europäischen Stiefeln einherschreitende Menschen berechnet. Wollte man nach unserer Art dort umhergehen, so würde man, beispielsweise in den Jabim- und den Kai-Dörfern bei Finsch-Hafen, mit beiden Beinen durchbrechen. Es bleibt also auch für den Weißen nichts anderes übrig, als sich kriechend fortzubewegen.

An der Astrolabe-Bai findet man schon häufiger, daß die hartgestampfte Erde gleichzeitig den Fußboden darstellt. In den Gebirgsdörfern landeinwärts von der Astrolabe-Bai ist dies die Regel. Letztere zeigen im Vergleich zu den Küstendörfern eine ganz andere Bauart, die vielleicht auf Rechnung des kühlern, rauheren und regnerischeren Klimas zu setzen ist. Die langgestreckten, aber nicht sehr breiten Häuser, denen die fensterartige

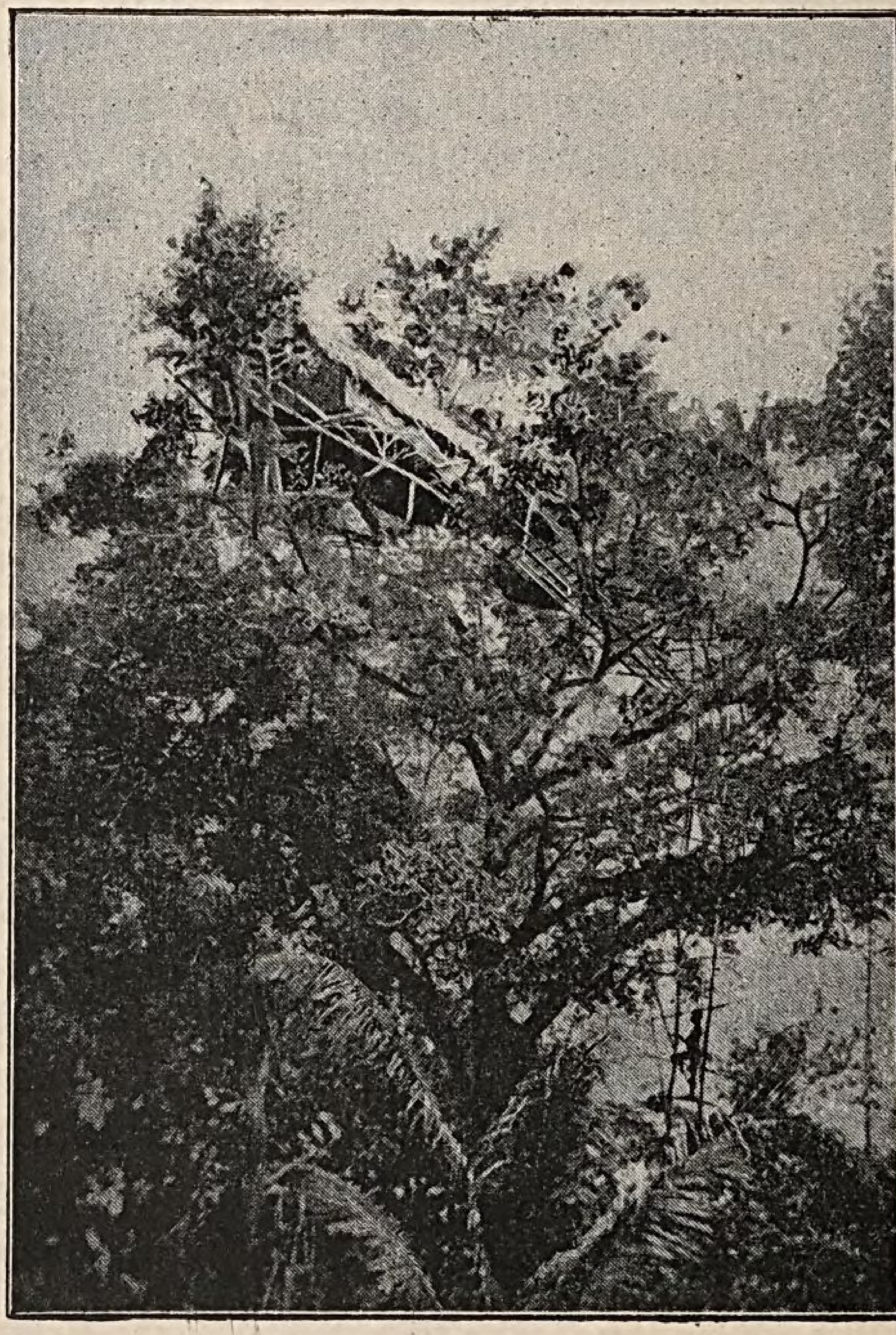
Thüröffnung an der schmalen Vorderfront gleichzeitig als einziger Zulaß für Licht und Luft dient, haben im Innern gewöhnlich bloß einen einzigen, sehr großen, ziemlich finstern, aber, wenn keine frischen menschlichen Leichen von der Decke herunterhängen, nicht gerade übelduftenden Raum. Wenn man erst einmal durch das enge Eingangsloch hereingestiegen ist, erscheint solche Eingeborenenhütte viel weniger unwohnlich, als sie von außen aussieht. Die ungewöhnlich dicken, aus Laub hergestellten Dächer reichen bis beinahe zur Erde herunter, so daß man unwillkürlich an die Bauart in unseren eigenen regnerischen Hochgebirgen erinnert wird.

Die Eingeborenen lieben es, allerlei Hausrat, bisweilen auch Schädel, menschliche und tierische Knochen, oder besonders schöne, dem Namen nach als Nahrung für die Toten dienende Yams und Ähnliches von der rauchgeschwärzten Decke herunterbaumeln zu lassen. Bisweilen hockt im Hintergrund auf einem mit allerlei Trödel bepackten Gestell eine sorgfältig in Baumbast verpackte, mit Linnen oder Rottang zusammengeschnürte Leiche, deren Verwesungsflüssigkeiten heruntersickern und die hier durch das bisweilen die ganze Nacht hindurch weiterglimmende Feuer langsam geräuchert wird. Vertrocknen oder verrotten die erwähnten Yams, so sagt man, daß die Toten sie verspeist hätten. Die frisch gebliebenen Früchte werden dagegen nach einiger Zeit, weil die Toten sie verschmäht haben, heruntergenommen und entweder von den sie durchaus nicht verschmähenden Lebenden verzehrt oder auch wohl zur Aussaat benutzt. Auf diese Weise verbindet man die Pietät mit der höchst nützlichen Einrichtung eines bloß im Notfall anzugreifenden eisernen Bestandes.

Das Hausgerät des Papuas ist höchst ursprünglich, aber doch viel mannigfaltiger, als man glauben sollte. Man findet bei ihnen geflochtene Körbe, hölzerne Schüsseln, Kürbisschalen, mit einfachen Mustern verzierte Thontöpfe, Bambusrohre zum Wasserholen und als Wasser-

behälter, ferner hölzerne Kopfschemel und urwüchsige, aus bretterartigen Rindenstücken, oder aus Bambus mit einer Unterlage von trockenem Laub bestehende Betten.

An der Finsch-Küste finden sich die eigentümlichen, zu Verteidigungszwecken dienenden, in den höchsten Baumgipfeln angebrachten und bloß durch eine Strickleiter erreichbaren Baumhäuser. An der Küste besitzt jedes größere Dorf besondere Junggesellen- und besondere Versammlungshäuser. Wohl jedes Dorf in Kaiser Wilhelms-Land hat eine mit Tier- und Menschenschädeln und allerlei Gerümpel phantastisch aufgeputzte Zauberhütte.



Baumhaus an der Finschküste
Nach einer Photographie im Besitz d. Neu-Guinea-Kompanie

Eigentliche Waffen besitzen die Eingebornen nur im Bogen und Speer. Die Steinkeule ist jetzt schon sehr selten geworden. Das Steinbeil wird nicht als Waffe gebraucht. Die Instrumente, deren sich die Eingebornen bei ihren Arbeiten bedienen, sind meist sehr einfach, immer aber sehr wirkungsvoll. So dient ihnen als Rasiermesser ein Stück Obsidian, eine Muschelschale,

ein Stück Bambusrohr, und neuerdings hauptsächlich die Flaschenscherbe. Als Filter zur Trennung des rohen Sagomehles von seinem Spülwasser benutzen sie einfach das Gewebe der Kokos- oder Ptychosperma-Palme; das Auswaschen und Kneten des zerkleinerten Sago-Palmenmarkes nehmen sie in einer trogförmig zusammengebundenen Palmenblattscheide vor. Gelegentlich dient letztere auch als Bett, d. h. als Unterlage beim Schlafen zum Schutz gegen die Einwirkungen des Bodens. Gleich einfach ist ihr Küchenmesser, mit dem sie Kochbananen schälen, Yams oberflächlich reinigen und Fleisch zerteilen; es besteht aus einem länglichen Stück Bambusrohr, dem sie durch sehr geschicktes Abziehen eines Teiles der Gefäßbündel eine gute Schneide geben.

Unser Schmetterlingsnetz ersetzen sie durch eine Hand voll Sand oder Erde, welche sie nach dem zu fangenden Tiere werfen. Daß es dem Europäer hauptsächlich auf wohlerhaltene Tiere ankomme, war ihnen nie begreiflich zu machen. In sehr einfacher Weise werden die Körbe hergestellt, nämlich durch Zusammenflechten eines Stückes Palmenblatt. Unsere Töpfer-Drehbank kennen sie nicht, deshalb wird den bekannten Bili-Bili-Töpfen einfach durch das Anpassen und Anpressen einer gebrannten, einen Teil einer Kugeloberfläche bildenden Form ihre glatte Rundung verliehen. Hohlgefäße von Holz stellen sie mit Hilfe von Feuer und Wasser und einem Stein oder Muschelscherben her.

Gleich einfach verhalten sie sich bezüglich der Nahrung, deren Erlangung, Zubereitung und Verspeisung. Yam, Tarro und Banane, an einigen Plätzen auch Brotfrucht und Sago, sind die hauptsächlichsten vegetabilischen, Schweine, Hund und Fisch die gebräuchlichsten animalischen Nahrungsmittel der Eingebornen. Gelegentlich stillen sie ihren Appetit noch mit Kokosnuß, Tabernämontana-Früchten, Zuckerrohr, Flaschenkürbis, Kanarium-Kernen, Averrhoa, gerösteten Früchten von Nymphäa, mit dem Samen der Lotosblume, Mango, zwei ver-

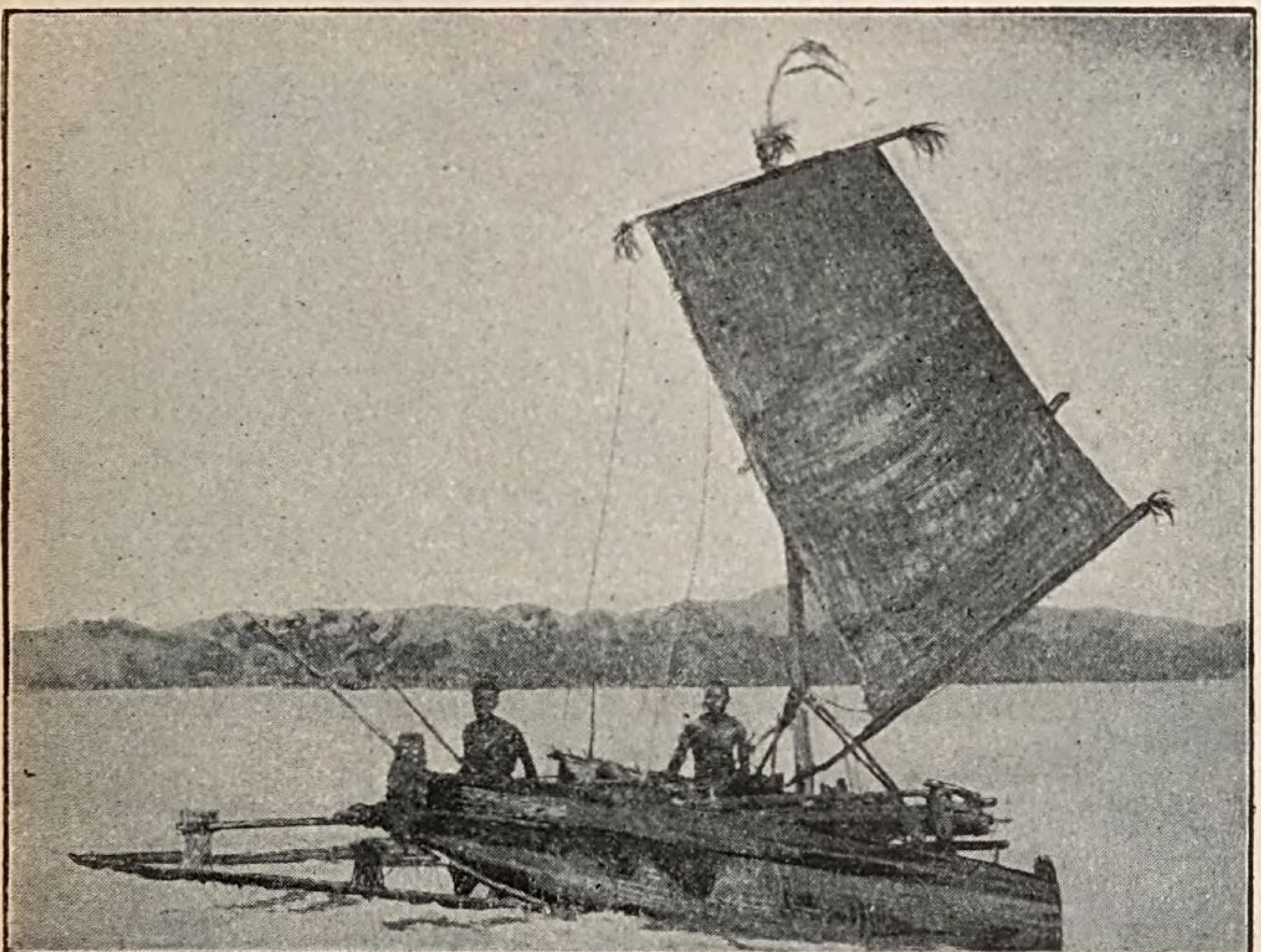
schiedenen Bassia-Früchten, wilden Weinbeeren, Pandanus-Früchten, Pogaya, Gurken, Bohnen, Melonen, Mais, Ingwer, wilden Feigen u. s. w. Ebensowenig wählerisch sind die Eingebornen hinsichtlich ihrer animalischen Nahrung. Sie verzehren eine Schnecke, eine Schlange, den Leguan, einen fliegenden Hund, einen Kuskus, eine Ratte, eine Schildkröte, ein Huhn, alle mit gleichem Appetit. Yam, Tarro, Banane und Zuckerrohr, sowie Hund, Schwein und Huhn werden von den Eingebornen gezogen, alle übrigen Nahrungsmittel entnehmen sie der Natur.

Die Plantagen der Eingebornen sind fast überall sauber und geschickt angelegt. Zum Fischfang bedient man sich der verschiedenartigsten Methoden. Zierliche und sehr praktisch angelegte Fischwehre sind in jedem Fluß und Bach vorhanden; außerdem werden die Fische mit Speeren gestoßen, mit Netzen gefangen u. dergl. mehr.

Die Industrie der Eingebornen von Kaiser Wilhelms-Land ist auf verschiedene Bezirke verteilt, so zwar, daß jedem einzelnen Bezirk ein bestimmter Industriezweig eigen ist. So sind namentlich die Bili-Bili-Einwohner wegen ihrer wohlgeformten gebrannten Töpfe, die Maragun-Leute wegen ihrer Holzschüsseln, die Rook-Insulaner wegen ihrer prachtvollen Geflechte mit Kaurimuschelbesatz und viele Gegenden des Bismarck-Archipels wegen der kunstvollen Maskenschnitzereien bekannt. Der Haupthandel liegt in den Händen der Insel-Eingebornen. Da diese Leute große Küstenstrecken bereisen, dazu reich und gewitzigt sind, so ist ihr Auftreten selbst dem Weißen gegenüber ein sehr selbstbewußtes, fast vornehmes. Die Küstenstämme andererseits handeln mit den Nachbarstämmen nach dem Innern zu und gestatten den Insulanern nicht, direkt mit den letzteren in Verbindung zu treten.

Über die religiösen Vorstellungen der Eingebornen sind wir noch sehr wenig unterrichtet. Die Furcht vor einem höheren Wesen ist jedenfalls vorhanden, vielleicht

nur als Überrest von Vorstellungen, mit denen früher eine bestimmtere Idee verbunden wurde. Heute noch werden in der Umgegend von Finschhafen Sonne, Mond, Sterne, Blitz und Donner mit dem Beiwort „abumtau“, dem der Begriff des Großen, Mächtigen innewohnt, versehen; dieselbe Bezeichnung geben sie sodann den ge-

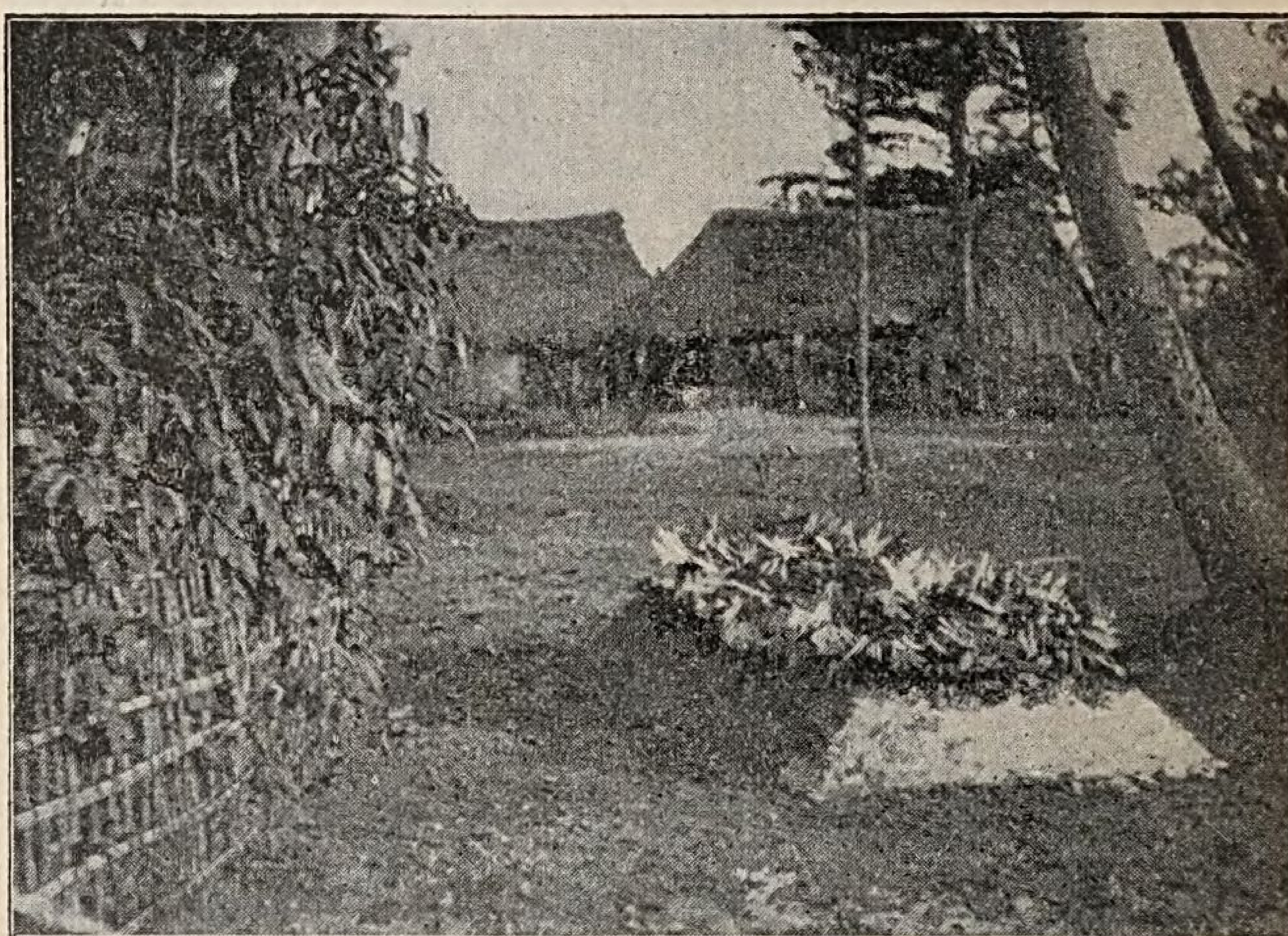


Auf Fischfang segelnde Eingeborne von Kaiser Wilhelms-Land
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

schnitzten menschenähnlichen Holzfiguren, welche fast in jedem Hause anzutreffen sind, und in neuester Zeit haben sie den Begriff „abumtau“ auch auf den Weißen, welcher viel Perlen, Tuch und Eisen besitzt, übertragen; es geht hieraus hervor, wie ein ursprünglich wohl religiöser Begriff seine eigentliche Bedeutung allmählich verlieren kann.

Hinsichtlich der Heiratsgebräuche, welche, wenn solche überhaupt bestehen, sehr einfacher Natur sein müssen, sind wir noch vollständig im Unklaren. Ebenso verhält

es sich mit den Vorgängen beim Tode eines Eingebornen. Zwar haben wir bereits von dem Aufbewahren und Räuchern der Leichen in den Hütten, das in manchen Eingebornendörfern Sitte ist, gehört, auch wissen wir, daß in vielen Dörfern Grabstätten von der Größe und Breite eines Menschen, roh eingezäunt und häufig mit Blumen geschmückt, sich befinden; etwas Näheres über

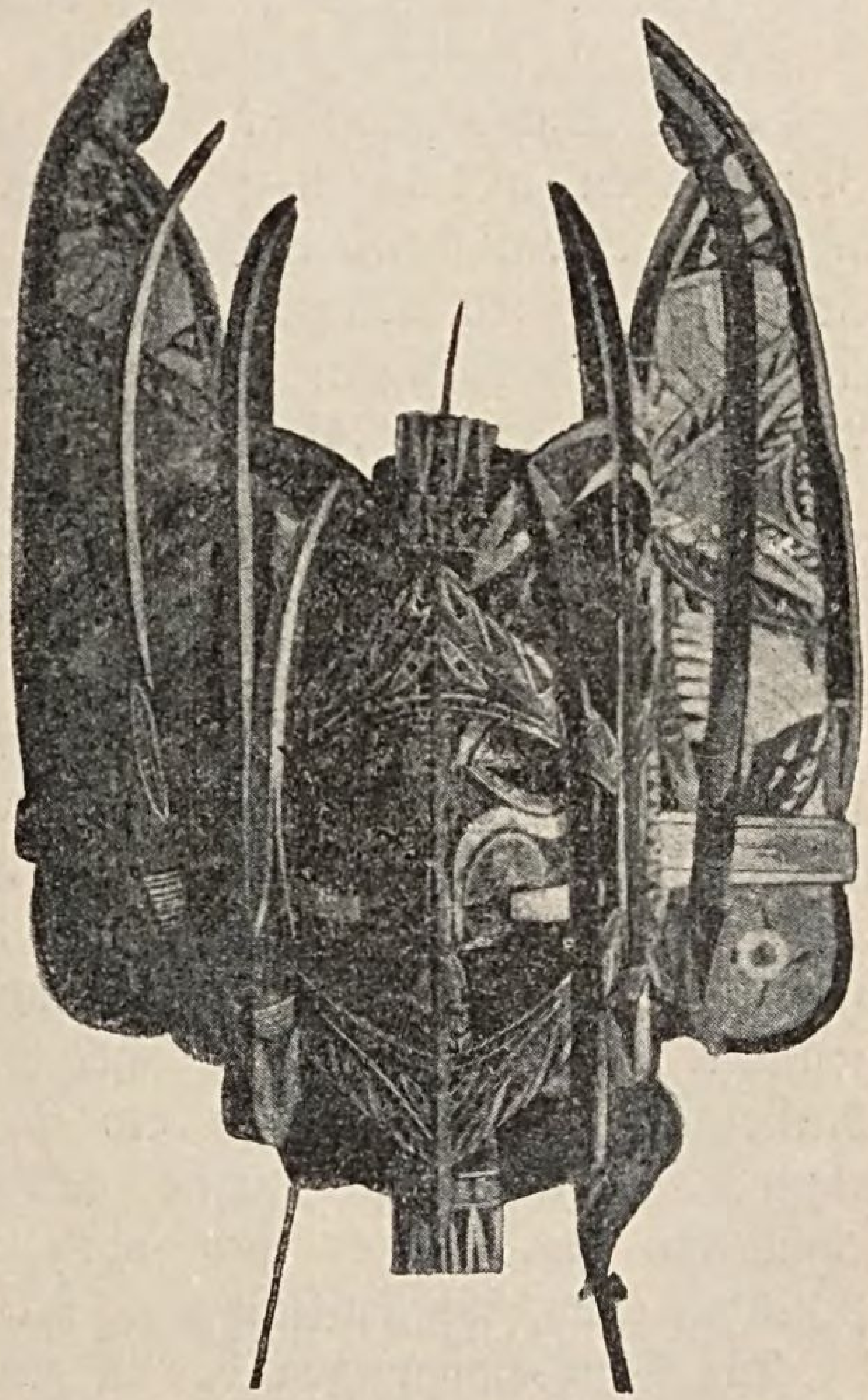


Grab eines Häuptlings
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

die Trauerceremonien ist indes nicht bekannt. Pietät gegen die Toten ist überall zu bemerken. Es erscheinen beispielsweise beim Begräbnis eines Malayen von der Station Konstantin-Hafen die Eingebornen des benachbarten Dorfes Bongu in großem Schmuck, nebst Speeren, Bogen und Pfeilen. In manchen Gegenden wird die Trauer um einen Verstorbenen durch Schwarzfärben des Gesichtes und der Brust kundgegeben. Durch ein viele Jahre fortgesetztes Zusammenleben mit den Eingebornen wird es zweifellos gelingen, interessante Aufklärungen

über die religiösen Vorstellungen derselben und die damit verbundenen Gebräuche zu erhalten.

Für Vergnügungen sind die Eingebornen äußerst zugänglich, und zwar besonders dem Tanz, welchem sie bei Erntefesten, bei gegenseitigen Besuchen und allerlei kleinen Veranlassungen in ausgiebigstem Maße huldigen.



Aus Holz geschnitzte und bemalte Kopfmaske, beim Tanz gebraucht. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

An den Tänzen, welche des Abends auf einem freien Platze mitten im Dorfe abgehalten werden, nehmen nur die Männer und erwachsenen Knaben teil, die Frauen begnügen sich mit der Rolle der Zuschauer. Je nach der Örtlichkeit und der Bedeutung der Festlichkeit erscheinen die Männer in mehr oder weniger verschiedenartigem oder phantastischem Schmuck. In Finschhafen ist es üblich, bei wichtigen Anlässen einen hohen, turmartigen, aus weißen und bunten Kakadufedern, Federkielen und kleinen Fruchtkernen gefertigten Tanzschmuck auf dem Kopf, den aus zwei großen Cypräa- und kleinen Kaurimuscheln auf der Brust, plisseeartig geknickte Dracaena-Blätter über den Rücken herunter, sowie allerhand Zweigwerk durch die Armringe und den Lendenschurz ge-

steckt, zu tragen. Die freien Körperstellen sind mit roter und weißer Farbe bemalt. Das Musikinstrument ist die kleine Trommel. Auf dieser geben die Eingebornen den Takt zu dem Gesange an, welcher von einem Vorsänger angestimmt und von den Umstehenden ausgeführt wird. Die Tänzer bilden entweder hinter einander gestellt einen großen Kreis, oder zwei sich gegenüberstehende Reihen, zwischen denen zwei Solotänzer ihre Bewegungen ausführen. Der eigentliche Tanz besteht in einem eigenthümlichen Verdrehen des Kopfes, einem Vor- und Zurückbeugen des Oberkörpers und einer Reihe von Kniebeugen, sowie gelegentlichen Vor-, Rückwärts- und Seitwärtssprüngen.

Weniger graziös und lebhaft als die Finschhafener Eingebornen tanzen jene von Hatzfeldt-Hafen. Ihr Musikinstrument ist ebenfalls eine kleine Trommel; junge Leute, welche noch keine solche besitzen, ergreifen ein Stück starkes Bambusrohr und markieren den Takt. Schmuck und Tanzbewegungen dagegen sind ganz andere. Der turmartige Aufbau ist unbekannt, dafür wird bei feierlichen Gelegenheiten eine einem Helmvisier ähnelnde, aus Kaurimuscheln bestehende Maske über das Gesicht gestülpt, und ein schöner, großer Schweinezahn in jeden Mundwinkel gesteckt, oder ein dreieckiger Kauribrustschmuck zwischen die Zähne geklemmt. Im übrigen schmücken die Tänzer sich noch reich mit allerhand Pflanzenteilen, namentlich gern mit Crinum-Blättern.

Die Tanzbewegungen der in zwei Reihen geordneten Tänzer bestehen in einem „Links- und Rechtsschließen“ und eigenartigen Bewegungen des nach vorn etwas übergeneigten Kopfes. Die beiden Reihen bewegen sich dabei fortwährend gegeneinander. Immer befindet sich ein Vortänzer dabei, derselbe tanzt jedoch in der Reihe mit und ist äußerlich nur an einer besonderen Maske kenntlich. Im Hatzfeld-Hafen sieht man auch tanzende Frauen und Mädchen; sie bilden bei ihrem, unserem „Ringelringelrosenkranz“ ähnlichen Tanze einen Kreis



Ein Tanz der Eingebornen aus der Umgebung von Finschhafen. Nach einer Zeichnung im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

durch gegenseitiges Verschlingen der wagerecht ausgebreiteten Arme und drehen sich unter eigenthümlichen, aus einem Einknicken in die Kniee und gleichzeitigem Auswärtsdrehen derselben bestehenden Bewegungen bald rechts, bald links im Kreise herum, um zum Schlusse des immer mit Gesang begleiteten Tanzes mit einem kleinen Aufschrei alle nach der Mitte des Kreises zusammenzulaufen. Auch bei Frauentänzen fungiert eine mit einer Trommel versehene, außerhalb des Kreises hin- und herspringende Vortänzerin. Am Kaiserin Augusta-Fluß hat man noch keine Tänze der Eingebornen beobachtet, obwohl dieselben auch dort ganz ohne Frage einheimisch sind.

Die Musik wird in diesen Gegenden durch die große Trommel — meist eine harmonische Zusammenstellung von mehreren derselben — hervorgebracht. Man hat bis zu vier Trommeln nebeneinander in einer Hütte gesehen, welche bei festlichen Gelegenheiten durch Behängen mit den jungen, gelbgrünen Schossen der Licuala-Palme u. a., durch Anbinden von Tabernämontana-Früchten und bunter Dracäna-Blätter sehr hübsch geschmückt werden. Der Ton wird durch das Stoßen mit einem unten breiten Stock gegen die Trommelwandung hervorgebracht. Da, wo vier Trommeln vorhanden sind, pflegen sie auf Grundton, Terz, Quinte und Oktave ziemlich rein abgestimmt zu sein, was dann zusammen mit dem von jedem Trommler streng innegehaltenen Rhythmus einen ganz angenehmen Effekt ergiebt. Solcher Rhythmen haben sie eine größere Zahl.

Die im Vorstehenden skizzierten Eigenschaften der Papuas in Kaiser Wilhelms-Land charakterisieren ihre Harmlosigkeit und lassen sie als leicht zu behandelnde Untergebene erscheinen. In der That ist es zu einem feindseligen Verhalten der Eingebornen bisher nur in vereinzelten Fällen gekommen. Die Völkerschaften am oberen Augusta-Fluß, wie überhaupt nach dem Innern

hinein und nach den Gebirgen hinauf verhalten sich abgeschlossener und zurückhaltender als die Stämme der Küste. An der letzteren selbst ist nur in der Nähe von Hatzfeldt-Hafen in einem Falle eine Feindseligkeit der Eingebornen beobachtet worden, deren Grund nicht genügend aufgeklärt wurde. Der Umstand, daß fast überall die Eingebornen ihre eigenen Plantagen mit verhältnismäßiger Sorgfalt anlegen und bearbeiten, sollte darauf schließen lassen, daß man in ihnen ein brauchbares Arbeitermaterial finden könnte. Es ist das leider nicht der Fall. Der einzige Stamm, welcher bisher Arbeiter in größerer Zahl und für längere Zeit gestellt hat, sind die Jabim, die ausgedehnteste Völkerschaft an der Küste, deren Wohnsitze in der Nähe von Finsch-Hafen sich befinden.

Im allgemeinen geschieht ein Arbeitsangebot seitens der Eingebornen nur stoßweise und für kürzere Zeit: die Bedürfnislosigkeit ist zu groß, als daß Erzeugnisse europäischer Kultur einen besonderen Reiz auf die Eingebornen auszuüben vermöchten. Das meistbegehrte Zahlungsmittel ist neben Perlen und Eisen der Tabak, da glücklicherweise die Einfuhr von Spirituosen von vornherein von Seiten der Neu-Guinea-Gesellschaft ausgeschlossen worden ist. Ebenso darf es als nützlich bezeichnet werden, daß den Eingebornen in Kaiser Wilhelms-Land europäische Waffen nur im Dienste von Weißen gelegentlich zugänglich gemacht werden. Im allgemeinen vertrauen die Eingebornen übrigens mehr auf ihre eigenen Waffen als auf Pulver und Blei. Den Hausbedarf, Schmuck und Kleidung gewährt ihnen die einheimische Industrie, und so dürfte bei dem niedrigen Stande der Kultur kaum zu erwarten sein, daß in späteren Jahren die Arbeitsverhältnisse unter den Eingebornen sich bessern, daß sich eine höhere geistige Kultur entwickeln könnte.

2. Der Bismarck-Archipel

Wenn schon die Erforschung von Deutsch-Neu-Guinea wesentliche Lücken aufzuweisen hat und der wissenschaftlichen Arbeit noch einen weiten Spielraum läßt, so ist dies in noch viel höherem Grade mit der Inselwelt der Fall, welche im Norden und Osten von Kaiser Wilhelms-Land innerhalb des deutschen Schutzgebiets liegt.

Der Bismarck-Archipel in einer Flächenausdehnung von ca. 52000 qkm umfaßt im wesentlichen von Norden nach Süden die mit ihrer Westküste einen Halbkreis umschließenden Inseln Neu-Hannover, Neu-Mecklenburg und Neu-Pommern; zwischen der Nordostecke von Neu-Pommern und dem Südzipfel von Neu-Mecklenburg liegt ferner die Insel Neu-Lauenburg, und westlich von Neu-Hannover sind die Admiralitäts-Inseln. Rings um die genannten großen Inseln herum schlingt sich ein Kranz von kleinen Eilanden. Von einer eigentlichen Erforschung des ganzen Archipels ist bisher noch nicht die Rede.

Im Gegensatz zum kontinentalen Neu-Guinea tragen die Eilande des Bismarck-Archipels einen durchaus insularen Charakter.

Ihre Erhebung ist, abgesehen von den vulkanischen Piks des „Vater" und der Villaumez-Halbinsel an der Nordküste von Neu-Pommern, sowie von den, den südwestlichen Teil von Neu-Mecklenburg erfüllenden schroffen Bergketten gering, und wenn schon diese beiden Inseln immerhin dreihundert, bezw. zweihundert Seemeilen lang sind, so dringt die erfrischende Seebrise doch über ihre ganze Breite hin. Es steht nichts im Wege, daß, wie in Java die Kokosnußpalme den von Nord nach Süd ziehenden Reisenden niemals verläßt, oder Scharen weißer Kohlraupenschmetterlinge — nach einer anmutigen Sage Sendlinge einer verlassenen Prinzessin an ihren Geliebten — von dem Süd- nach dem Norduser wandern, auch auf den größten Inseln des Archipels über deren

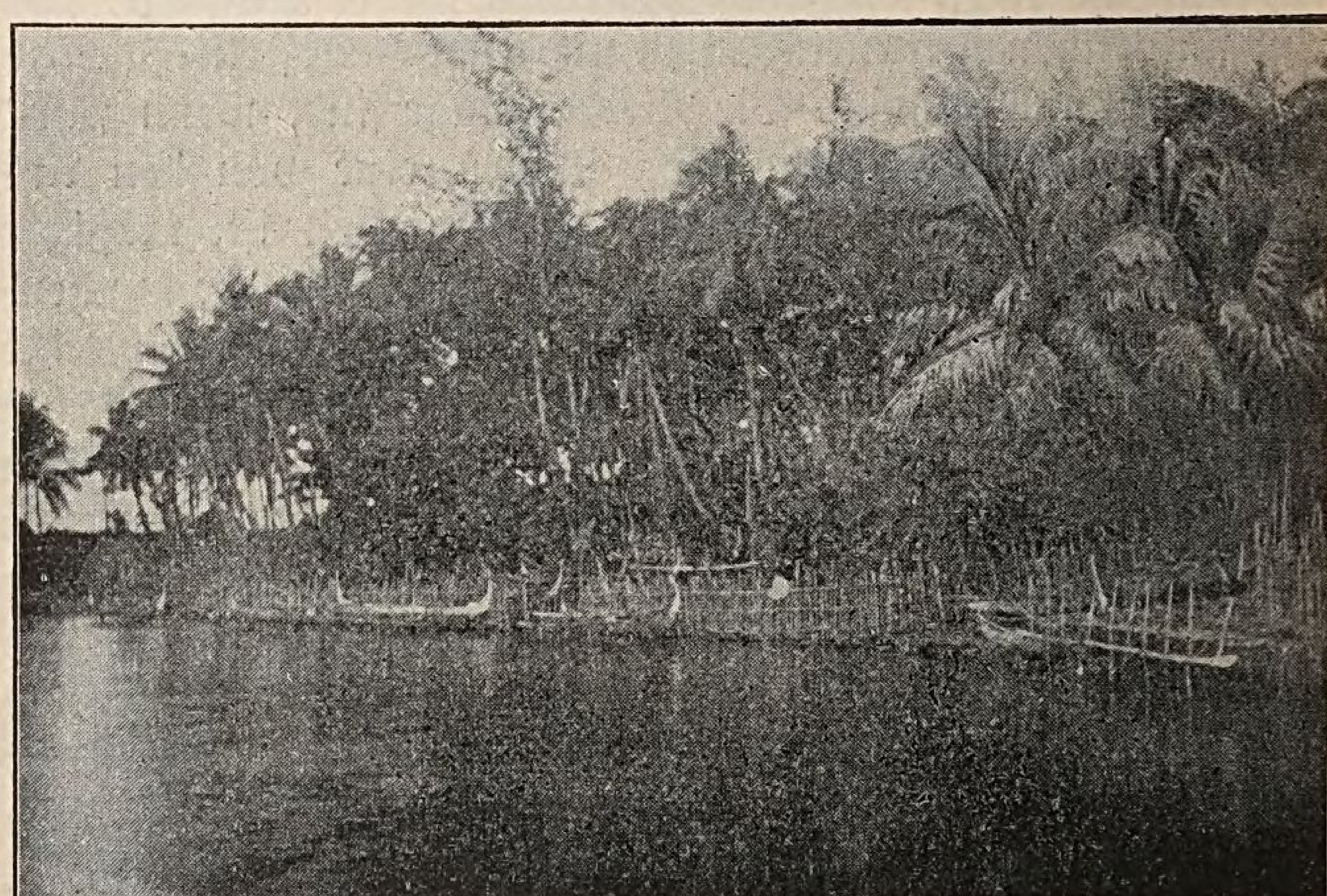
ganze Breite hin jener Baum, welcher mit Salzteilen geschwängerter Meeresluft bedarf, angepflanzt wird.

Daß nach Maßgabe dieser Größenverhältnisse an bedeutende Flüsse nicht zu denken ist, bedarf kaum der Erwähnung; indessen fehlt es auf Neu-Pommern, Neu-Mecklenburg und Neu-Hannover nicht an Bächen, welche von den Erhebungen dem Meere zueilen. Fließendes Wasser mangelt aber überall da, wo der Boden so porös ist, daß er selbst die Atmosphärilien sofort aufsaugt, wie auf sämtlichen Korallen-Inseln und dem Bimsstein-Plateau an der Blanche-Bai. Die Niederschläge sind, wenn schon eine regenlose Zeit von zehn Tagen eine von den Ansiedlern als Kalamität betrachtete Seltenheit ist, mäßiger als auf dem westlichen Festlande: eine eigentliche wochenlange Dürre pflegt indes für Neu-Lauenburg und die Gazelle-Halbinsel im Juni bei dem Übergange zum Süd-Ost-Passat einzutreten, weil, wie ein Blick auf die Karte lehrt, Neu-Mecklenburg diese Teile des Archipels mit seinen Gebirgsmauern, an deren Außenseite der Passat seine Feuchtigkeit lassen muß, umklammert. Neu-Hannover scheint dagegen bereits einen mehr ozeanischen Charakter zu besitzen und reichliche Niederschläge das ganze Jahr hindurch zu empfangen, was selbstverständlich bei isolierteren Gruppen wie Nissan, den Purdy-Inseln u. s. w. in erhöhtem Maße der Fall ist.

Der Boden erreicht, abgesehen von engen Thälern nirgendwo eine schwere humöse Beschaffenheit, sondern ist im großen Ganzen, selbst wo die Koralle nicht zu Tage tritt, leicht. Infolge hiervon ist der Busch ungleich lichter und mit sehr viel weniger Mühe zu durchdringen als in Neu-Guinea. Im übrigen ist die Vegetation dieselbe wie in Kaiser Wilhelms-Land, ebenso die Tierwelt.

Verhältnismäßig am besten bekannt ist Neu-Pommern, die südlichste und größte Insel des Archipels. Aber auch von Neu-Pommern erstreckt sich eine genauere Kenntnis nur über den nordöstlichsten Zipfel, die Gazelle-Halbinsel, welche durch einen schmalen Landstreifen von

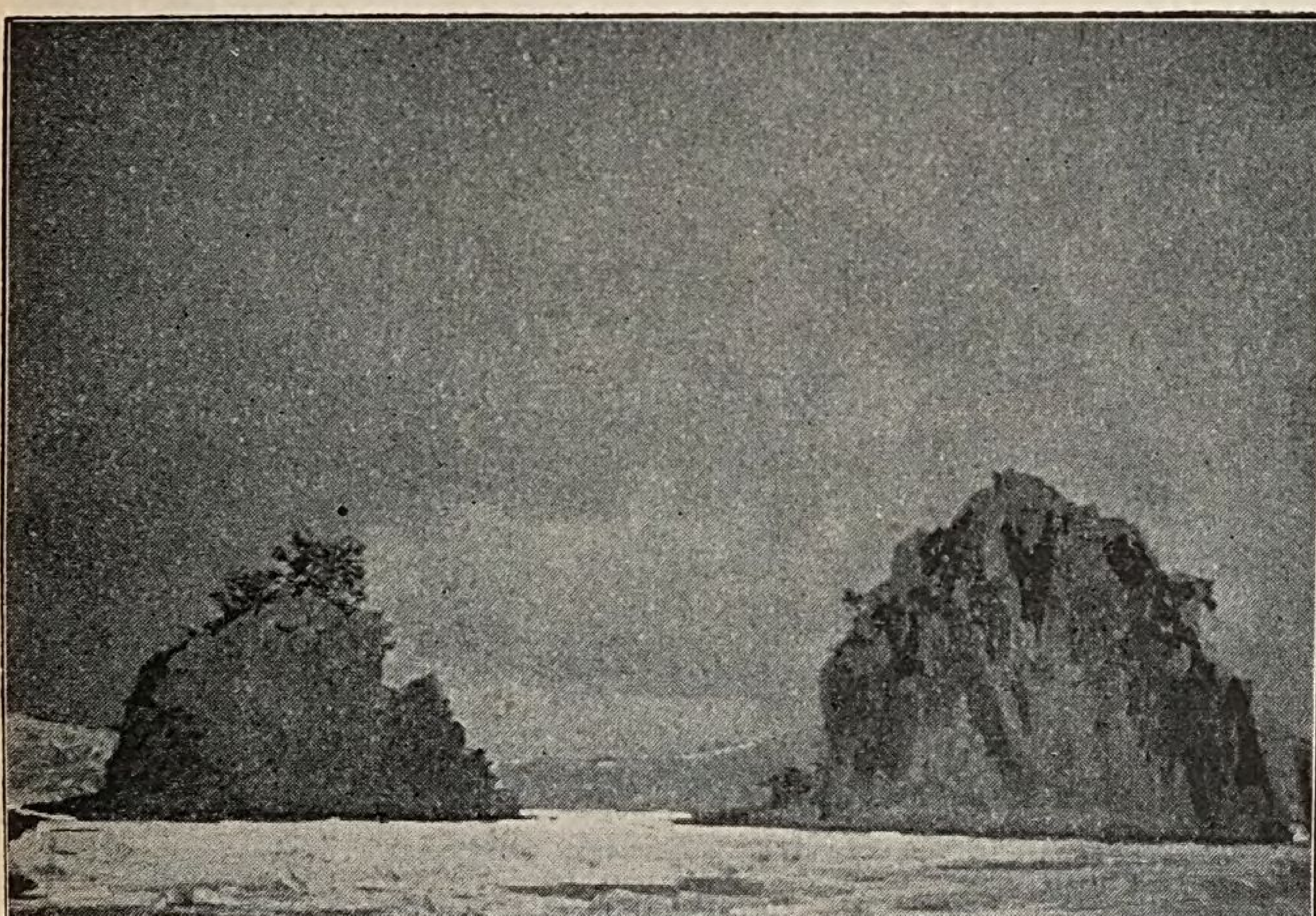
kaum 10 km Breite mit der Hauptinsel zusammenhängt. Die Nordostecke der Gazelle-Halbinsel zeigt eine tiefe Bucht mit einem vorzüglichen Hafen, nämlich der Blanche-Bai. Um die Blanche-Bai herum lagern sich auf einem nach Süden vorspringenden hakenartigen Zipfel drei nicht unbedeutende Vulkane, die „Mutter“ mit ihren beiden Töchtern, der „Nord-Tochter“ und der „Süd-Tochter“ (die Mutter liegt in der Mitte). In der Blanche-Bai



Am Strande von Matupi
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

selbst liegt eine kleine Insel Matupi, auf welcher sich der Sitz der Jaluit-Gesellschaft befindet. Auch ganz abgesehen vom europäischen Handel sind diese Gegenden zwischen Neu-Pommern und Neu-Mecklenburg, in denen es, namentlich an Markttagen, förmlich von Eingebornenkanoes wimmelt, der Brennpunkt des ganzen Verkehrs im Bismarck-Archipel. Dazu kommt, daß das Landschaftsbild an Schönheit und Mannigfaltigkeit der Formen seinesgleichen sucht. Von hier aus gesehen, scheint die Gazellen-Halbinsel aus mehr oder minder steil zur kokos-

umsäumten Küste abfallenden Plateaus zu bestehen. Weithin sichtbar, weil aus seiner Höhe von 605 m die niedrigeren Gelände überragend, ist der nur fünf Wegstunden von der Ralum-Plantage entfernte Varzin-Berg. Aber den herrlichsten Anblick gewähren die sammetgrünen Gehänge der drei erloschenen Vulkankegel, nämlich der 774 m hohen Mutter, der Nord-Tochter und der Süd-Tochter, sowie die schwarzen, stellenweise durch Schwefel-



Großer und kleiner Bienenkorb
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

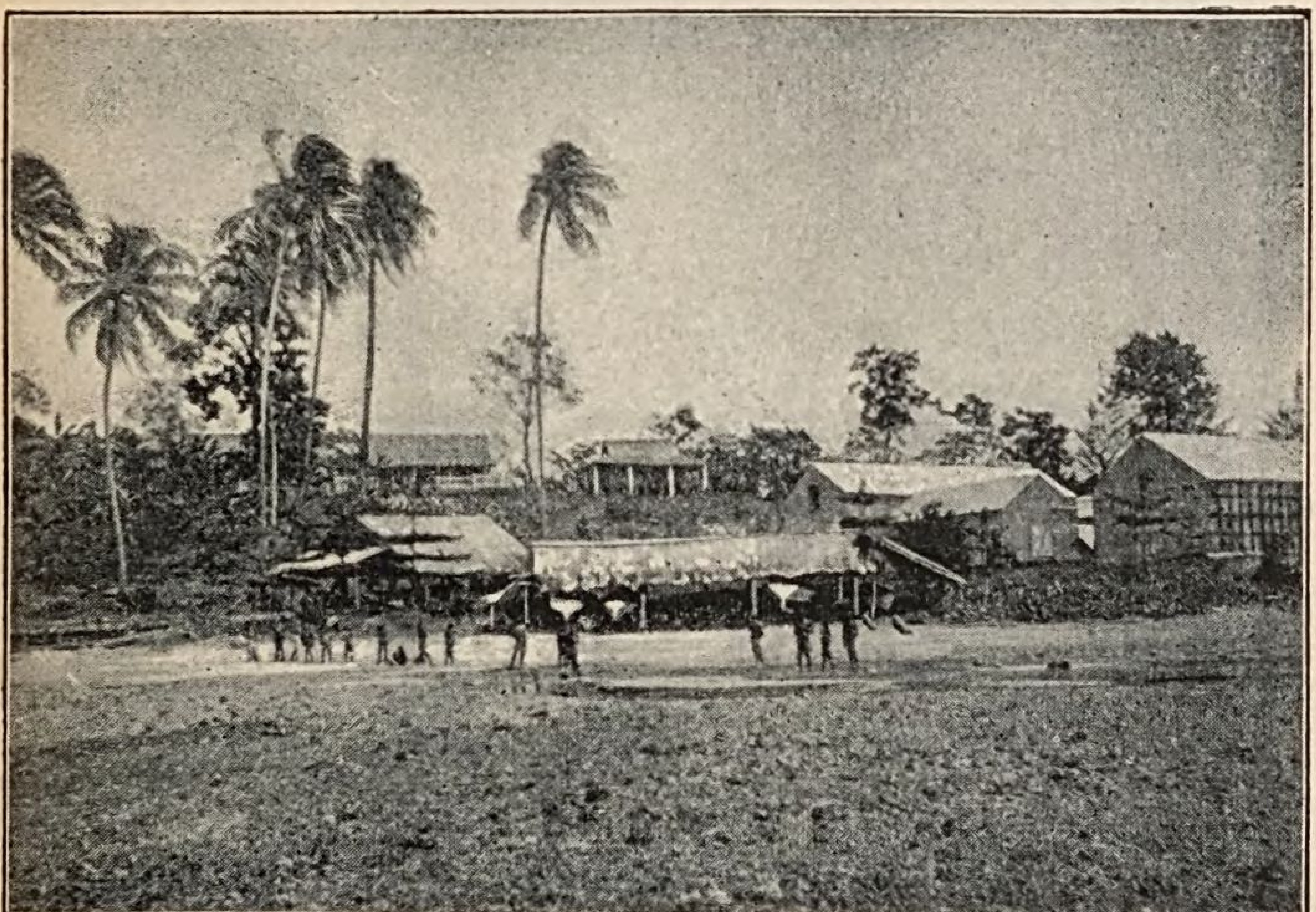
ausbrüche gelb gefärbten Lavamassen des auch jetzt noch zeitweise thätigen Vulkans Ghaie. Dazu dann die ganz eigenartigen, teilweise vulkanischen Ausbrüchen ihre Entstehung verdankenden Inselgebilde der Blanche-Bai. Die sogenannten „Bienenkörbe“ sind mehrere überaus steil zu großer Höhe aus den Meer aufsteigende Conglomeratblöcke, die sich, aus der Ferne gesehen, fast wie Ritterburgen ausnehmen. Seltsamerweise sind diese kahlen, fast senkrecht abfallenden Felsen überaus dicht bevölkert.

Am südöstlichen Ausläufer der Blanche-Bai in der Mitte des Weges bis zum Kap Gazelle, dem östlichsten Ausläufer der Gazellen-Halbinsel, befindet sich die Ralum-Plantage, deren Besitzerin zur Zeit die Tochter eines Amerikaners und einer Samoanerin ist, Frau Forsaith, gewöhnlich „Königin Emma“ genannt. Der eigentliche Hauptteil Neu-Pommerns ist unbekannt.

Die Inselreihe von den Admiralitäts-Inseln bis zum Salomon-Archipel trägt eine Menge vulkanischer Berge. Erst die noch gänzlich der Zukunft vorbehaltene Erforschung des Innern wird lehren, in wieweit diese jungen Eruptivgesteine auf einem den Meeresspiegel überragenden Fundamente älterer Ablagerungen ruhen. Schon aus dem Riffkranz der Hermit-Inseln erhebt sich als winziger Felsenkern die zentrale Hauptinsel Laf. Viel höher aber ragen die vulkanischen Berge der Admiralitäts-Inseln, deren Obsidian den Einwohnern gefährliche, scharf schneidende Schleudersteine liefert, empor aus einem dichten Gewirr von Korallenriffen. Freier liegt die hohe Matthias-Insel und die flachere Sturminsel. Das waldige Bergland von Neu-Hannover, aus dessen recenten Kalken im Innern Dolerit und Hornblendegesteine herausragen, soll auf den Westen und Süden der Insel beschränkt sein. Für Neu-Mecklenburg scheint festzustehen, daß seine Erhebungen sich in zwei deutlich gesonderte Bergketten im Nordwesten und im Südosten der Insel gliedern. Zwischen beiden liegt eine Ebene, so niedrig, daß sie in der Fernsicht hinter der Meereswölbung verschwindet. Diese quer durch die Insel hindurchreichende Ebene scheint zusammenzufallen mit der größten Einschnürung des Inselkörpers. Breiter sind die mächtigen Bergketten entwickelt, die steil, von lebhaften Bächen zerschnitten, gegen Westen abfallen und sanfter nordostwärts gegen den offenen Ozean sich niederlassen. Die Hauptmasse des Gebirges ist nicht vulkanisch, sondern besteht aus weißem Kalkstein. Er umhüllt (nach Freiherrn von Schleinitz) Kerne älteren Gebirges, im Norden Granit und Hornblendegesteine,

im Süden Porphyre. Gute Häfen scheinen nur an den entgegengesetzten Enden der Insel vorhanden zu sein. Namentlich der St. Georgs-Kanal ist allseitig von guten Häfen und Ankerplätzen umgeben, und vor seinem Nordausgange liegen noch die Häfen zwischen den Korallenriffen Neu-Lauenburgs, wie die schöne Bucht von Mioko.

Von den kleineren hohen Inseln auf der Nordostseite



Lagerhäuser und Wirtschaftsgebäude der Ralumpflanzung
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Neu-Mecklenburgs haben die durch ihre kunstfertigen Bildschnitzer berühmten Vischer- und Gardner-Inseln wie Gerrit de Nys nur schlechte Ankerplätze. Schwer zugänglich sind auch die von Riffen umgebenen, selbst aber hohen St. John-Inseln.

Die Insel Neu-Mecklenburg, früher Neu-Irland, hat übrigens in der Kolonialgeschichte Frankreichs eine Rolle gespielt. Sie war das Ziel der schwindelhaften Kolonisationsunternehmungen des Marquis de Rays, dessen Vorspiegelungen mehrere Hundert Kolonisten aller Na-

tionalitäten zum Opfer fielen. Bekanntlich hat Daudet in seinem Roman „Port Tarascon“ diese Kolonisationsunternehmung gebührend gewürdigt, wenn auch seine Schilderungen von Neu-Mecklenburg als nicht ganz zutreffend zu bezeichnen sind.

Im auffallenden Gegensatz zu Kaiser Wilhelms-Land zeigt der Bismarck-Archipel eine starke Bevölkerung.



Dorfpartie in Niborii, Neu-Mecklenburg
Nach einer Photographie im Besitze der Neu-Guinea-Kompanie

Hinsichtlich der Dichtigkeit der Bevölkerung herrschen im Bismarck-Archipel, da sich in einzelnen Gegenden Dorf an Dorf reiht, während andere fast völlig menschenleer sind, die allergrößten Verschiedenheiten. Die Eingeborenen sind ein strammer, muskulöser Menschenschlag und von Hautfarbe teils, wie z. B. auf Neu-Pommern, dunkler, teils, wie z. B. auf Neu-Mecklenburg, heller als im Durchschnitt die Bewohner von Kaiser Wilhelms-Land. Die Männer fand Zöller in der Nähe der europäischen Ansiedelungen mit Hüftentüchern bekleidet, weiter land-

einwärts dagegen vollkommen nackt. Auch die auf den Feldern arbeitenden Weiber zeigten nicht die allerleiseste Spur oder Andeutung von Bekleidung.

Zum Entgelt sind die Bewohner des Bismarck-Archipels noch ausgiebiger als diejenigen von Kaiser Wilhelms-Land mit Schmuck überladen. Ganz allgemein ist, sei es die farbige, sei es die Narbentätowierung, sowie ebenfalls, namentlich wenn Feste abgehalten werden sollen, die Bemalung mit schwarzer, weißer oder roter Erde. Das Haar, in dem oft duftende Kräuter oder Blumen stecken, wird vielfach und zwar namentlich auf Neu-Mecklenburg mit Korallenkalk und anderen Stoffen weiß oder rot gebeizt. Zu der durch das Betelkauen verursachten Verunstaltung des Mundes kommt noch als eine Modesache die scheußliche Sitte des Schwarz-



Weiber von Neu-Irland
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

färbens der Zähne, die hier im Bismarck-Archipel ebenso allgemein wie in Neu-Guinea geübt zu werden scheint. Da sie aber nach Eingeborenenbegriffen ziemlich kostspielig ist, huldigen bloß die Wohlhabenderen dieser Mode, während die Allerärmsten, sowie die meisten jüngeren Frauen sich den Luxus schwarzer Zähne versagen müssen. Mit diesem Färben wird auch insofern kokettiert, als manche Leute einen Zahn weiß lassen oder ihn bloß bis zur Hälfte färben und was dergleichen Chikanen und Finessen der Mode mehr sind.

Als Waffen findet man im ganzen Archipel Speere und Schleudern für den Fern-, sowie steinerne und hölzerne Keulen für den Nahkampf. Mit unglaublicher Geschicklichkeit wird, wovon Zöller sich in Neu-Guinea bei seinen eigenen, aus dem Bismarck-Archipel stammenden Trägern und Soldaten des öfteren überzeugen konnte, die Schleuder gehandhabt. Schilde scheinen nicht vorzukommen. Bogen und Pfeile findet man gar nicht auf Neu-Mecklenburg, und nur selten auf Neu-Pommern, in dessen nordöstlichen Teilen (auf der Gazellen-Halbinsel) europäische Feuerwaffen und sogar Hinterlader leider bereits Verbreitung gefunden haben.

Die Bismarck-Insulaner sind ein kriegerisches, ein wildes und rohes, aber auch, wie es scheint, ein arbeitskräftiges und der Erziehung nicht unzugängliches Volk. Im Bismarck-Archipel sind früher mehrfach Weiße erschlagen und verspeist worden, und in einzelnen Gegenden, wie z. B. am Nordrande der Gazellen-Halbinsel, haftet jeder kleinsten Dorfgemeinde der Landschaft diese oder jene Mordgeschichte an. Neuerdings sind die Eingeborenen an solchen Orten, wohin bisweilen Dampfer oder sogar Kriegsschiffe kommen, den Weißen gegenüber vorsichtig geworden. Immerhin benutzen sie oft genug selbst in der Nähe von Ralum, Matupi u. s. w. jede sich darbietende Gelegenheit, sich fremdes Gut anzueignen.

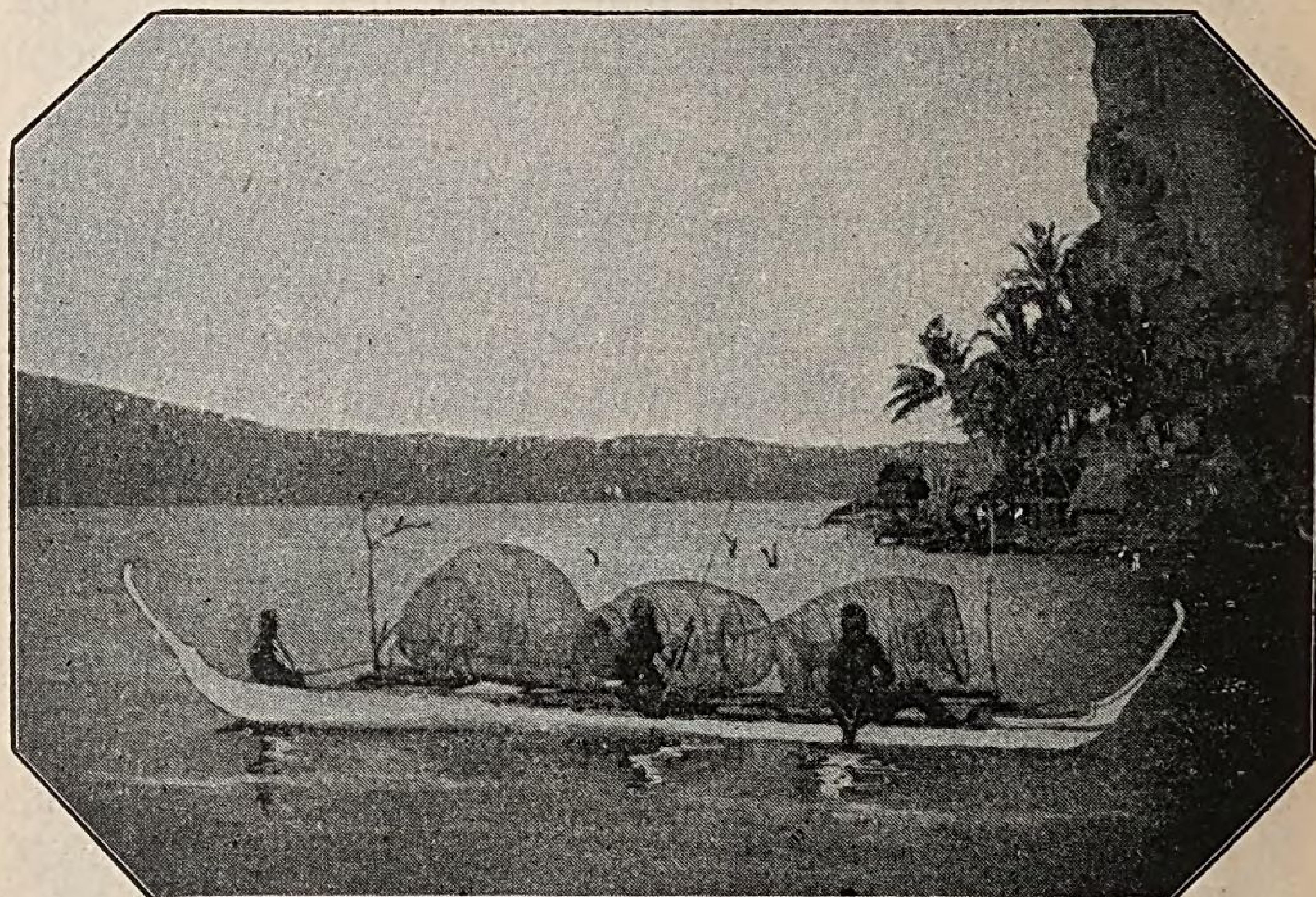
Die Weiber sind auch im Bismarck-Archipel ein wenig scheu, aber doch lange nicht so sehr als in Deutsch-Neu-

Guinea. So kommen sie doch beispielsweise ohne viel Umstände heran, um den Tabak, den man ihnen anbietet, in Empfang zu nehmen. Da die Sklaverei, falls sie thatsächlich, wie behauptet wird, in einigen Gegenden, wie z. B. den Landschaften Kabaira und Byning, bekannt sein sollte, doch keinesfalls eine das wirtschaftliche Leben derart wie in Afrika beherrschende Einrichtung ist, die Männer aber in ihrer eigenen Heimat die Arbeit fast als eine Schmach empfinden, so wird der größte Teil aller Feld- und Hausarbeit von den vielfach nur zu diesem Zweck erheirateten, bezw. erschacherten Weibern verrichtet. Ebenso wie in Deutsch-Neu-Guinea werden auch hier die Weiber als Ware erhandelt, sind aber meistens bloß für Diwarra-Geld und nicht für Tauschgegenstände käuflich. Während in Neu-Lauenburg ein Weib wenigstens 60 Mark kostet, sollen im äußersten Norden Neu-Mecklenburgs junge Mädchen schon für 10 bis 12 Mark zu haben sein. Von einem im Bismarck-Archipel wohnenden französischen Händler wird behauptet, daß er sich behufs kostenloser Bereitung der von ihm verkauften Kopra nicht weniger als sechs Frauen angekauft habe. Sollte es, was noch nicht mit Bestimmtheit erwiesen ist, im Bismarck- und Salomons-Archipel so etwas wie eine Abart der Sklaverei geben, so dürfte darunter doch bloß ein der Leibeigenschaft entsprechendes Abhängigkeitsverhältnis zu verstehen sein.

Im Gegensatz zu der mangelnden Staatenbildung in Kaiser Wilhelms-Land giebt es im Bismarck-Archipel Häuptlinge, welche über Dorfgruppen, ja selbst über kleine Landschaften herrschen.

Die sauber gehaltenen, vielfach durch ganz vortreffliche Pfade miteinander in Verbindung stehenden Dörfer bestehen aus umzäunten, je drei oder vier Häuser einschließenden Gehöften, zu denen fast ausnahmslos auch eine Anpflanzung dem Walde entnommener Blumen, Ziersträucher und duftender Pflanzen gehört. In einzelnen Gegenden, besonders auf der Gazellen-Halbinsel

ist fast alles hierzu taugliche Land dem mit einem unleugbaren Aufwand von Eifer und Geschick betriebenen Ackerbau unterthan. Yams, Bananen und Kokospalmen sind die am häufigsten angepflanzten Gewächse. Vielfach hat Zöller in regelrechten Reihen sich weithin über Berg und Thal dahinziehende Bananenpflanzungen gesehen, die so ordentlich und sauber gehalten waren, als ob geschulte europäische Pflanzer, nicht aber faule und unordentliche Eingeborene hier die Anleitung gegeben



Fischerkörbe in Matupi
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

hätten. Und daß derartiges nicht bloß eine seltene Ausnahme ist, wird allein schon aus der einen Thatsache hervorgehen, daß alljährlich auf den Märkten von Ralum, Matupi u. s. w. viele Tausend Zentner aus dem Innern Neu-Pommerns kommender Yams zum Verkauf gelangen. Zum geringeren Teile werden die auf diesen Märkten erhandelten Lebensmittel von den Arbeitern auf Mioko, Ralum, Matupi u. s. w. verbraucht, zum größeren Teil dagegen als Arbeiterkost nach Neu-Guinea verschifft.

Kokospalmen, die in Deutsch-Neu-Guinea und im Salomo-Archipel, wo man bloß in der Nähe der Dörfer winzige Anpflanzungen sieht, verhältnismäßig selten sind, finden sich auf den Inseln des Bismarck-Archipels in größerer Anzahl als irgendwo sonst im ganzen Schutzgebiet der Neu-Guinea-Kompanie.

Die Bevölkerung der Küste beschäftigt sich naturgemäß vorwiegend mit Fischfang. Die zu diesem Zweck erfundenen und im Gebrauch befindlichen Geräte und



Fischerhütten auf dem Bienenkorb
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

Fangmaterialien sind fast durchweg äußerst praktisch und kunstvoll angefertigt. Die Eingeborenen verwenden zum Fischfang Körbe, Reusen, Netze, Angeln und Speere. Beim Anfertigen der Fangkörbe beobachten die Eingeborenen allerhand abergläubische Gebräuche. So ist es z. B. während der ganzen Zeit der Arbeit daran dem Verfertiger wie seinen Weibern und Kindern verboten, Schweinefleisch zu genießen. Bevor der Korb zum erstenmal ins Wasser gebracht wird, findet ein gemeinsames

Essen statt, an dem alle, welche bei der Anfertigung beschäftigt gewesen, teilnehmen. Fangen sich später wenig Fische in dem Korb, so gilt es für ausgemacht, daß der Korb verzaubert ist.

Fischnetze giebt es ebenfalls in verschiedenen Größen und Formen. Zur Anfertigung der größeren — man macht solche von 2 m Breite und 30—60 m Länge — pflegen sich mehrere Familien zu vereinigen. Das große Netz wird, nachdem an seinem oberen Rande leichte schwimmende Holzstücke, am unteren kleine Steine befestigt werden, in ziemlicher Entfernung vom Lande ausgeworfen, sodann mit langen Zugleinen allmählich wieder näher an den Strand gezogen, bis es im seichten Uferwasser angelangt ist; nun werden die beiden Enden zusammengebracht, so daß die in den Maschen sich verwickelnden Fische keinen Ausweg mehr finden.

Die kleineren Netze werden an zwei winkelförmig verbundenen Stäben befestigt; sie in den Händen bereit haltend, lauern die Fischer am Strande, und kommt ein Schwarm Fische nahe genug, so springen sie plötzlich alle zugleich ins Wasser, umzingeln den überraschten Schwarm und suchen mit ihrem Handnetze soviel wie möglich zu erbeuten.

Den Fischerei treibenden Küstenbewohnern sind selbstverständlich Kanoes unentbehrlich. Das Kanoe ist meistens aus einem einzigen Baumstamm herausgearbeitet, und die Seitenwände werden durch Aufnähen von ein bis zwei Hand hohen Brettern erhöht und die Nähte mit Harz bestrichen, damit das Wasser nicht eindringen kann; das Vorder- wie das Hinterteil läuft in einen langen, in der Regel gebogenen und buntbemalten Schnabel aus, und an der einen Seite ist häufig ein Ausrigger angebracht mit einem kleinen Gerüst aus gespaltenen Bambusstäbchen, das zur Aufnahme kleinerer Gegenstände dient. Nach jedesmaligem Gebrauch wird das Kanoe außen und innen mit Kalk angeweißt. Die Neu-Britannier pflegen ihre Kanoes mit bunten Blättern und den weißen Federn verschiedener Seevögel zu schmücken.

Als Gewerbe wird der Kanoebau nur in einigen Küstendistrikten betrieben. Wie die Länge des Kanoes sehr verschieden ist, nämlich zwischen 3—15 m, so variieren auch die Preise. Ein großes Kanoe wird mit 100, ja bis 150 Faden Diwarra bezahlt.

Eine sehr große Rolle spielt im ganzen Archipel dieses Diwarra, auch Tabu genannte, Muschelgeld. Die Muscheln finden sich an der Byning-Halbinsel und an der Westküste Neu-Pommerns. Sie sind etwa 9 mm lang und in natürlichem Zustande schwarzbraun. Zu Diwarra werden sie präpariert, indem man ihre obere gewölbte Schale durchbohrt, sie auf dünne Rohrstäbchen aneinandergereiht, dann mit Sand abscheuert und von der Sonne bleichen läßt.

Diwarra steht bei den Bewohnern der Gazelle-Halbinsel und von Neu-Lauenburg in hohem Wert. Diwarra zu erwerben und einen möglichst großen Schatz davon zu sammeln, ist daher das eifrigste Bestreben des Eingeborenen, denn für Diwarra kann er sich alles verschaffen. Mit Diwarra kauft er seinen Schmuck, seine Frauen, mit Diwarra kauft er sich aus allen Verlegenheiten und Verwickelungen los, mit Diwarra besänftigt er seinen erbittertsten Feind, selbst wenn er dessen nächsten Verwandten erschlagen hat.

Zur Bestreitung der täglichen kleinen Ausgaben pflegt der Mann $^1/_2$—4 Faden Diwarra bei sich zu tragen, das übrige hat er im Diwarrahaus, einer Hütte, die eigens bestimmt ist, das Vermögen aller Bewohner eines Dorfes, sowohl die Tausende von Faden des Reichen, wie die kleinen Ersparnisse der Armen, darin aufzubewahren; 50, 100 und bis zu 250 Faden werden zusammengerollt und die Rollen mit bunten Pandanus- und Palmblättern umwickelt. Geringere Beträge liegen lose in kleinen Körben. Das Diwarrahaus ist stets von mehreren Wächtern umstellt, die sofort Lärm machen, wenn demselben Gefahr droht. Männer, Weiber und Kinder eilen dann herbei und beladen sich mit einer Last

Diwarra, um sie in Sicherheit zu bringen. Es wird gesagt, daß eine vom Feinde verfolgte Frau eher sich ihres Kindes entledigt und es dem Verfolger preisgiebt, ehe sie das Diwarrageld von sich wirft.

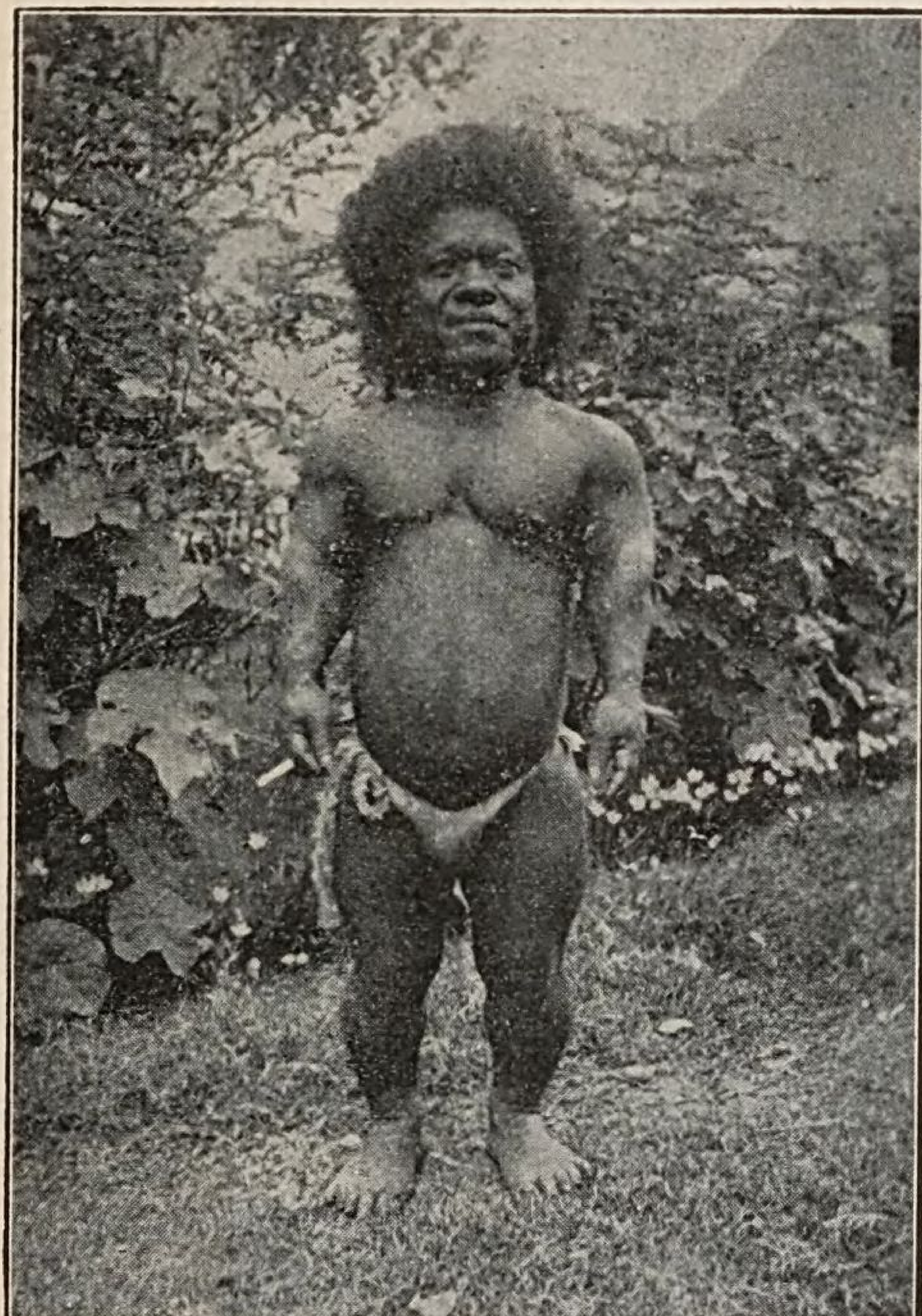
Der Kannibalismus im Bismarck-Archipel und Neu-Lauenburg soll ziemlich verbreitet sein; doch werden anscheinend nur Erschlagene aus feindlichen Distrikten verzehrt. Der Kannibalismus ist daher eigentlich als ein Akt des Hasses und der Rache anzusehen; nach anderer Meinung beruht er auf dem Glauben, daß die Kraft und der Mut des Feindes durch das Verzehren des Körpers oder einzelner Teile desselben, besonders des Herzens, übertragen werde.

Bei der Besprechung der Sitten der Bewohner des Bismarck-Archipels, insbesondere von Neu-Pommern, nimmt der Duk-Duk-Klub eine ganz hervorragende Stelle ein. Die eigentliche Bedeutung des Duk-Duk ist von den einzelnen Beobachtern und Reisenden verschieden aufgefaßt worden. Weißer will darin eine Art von Fehmgericht sehen, während andere jeden ethischen Hintergrund des Duk-Duk ableugnen.

Eine eingehende und gute Beschreibung des Duk-Duk-Klubs hat der Jahrzehnte lang auf Neu-Pommern ansässige Parkinson geliefert. Nach Parkinson wissen die Neu-Pommern über den Ursprung des Duk-Duk selber nichts mehr anzugeben. Seine Forschungen nach allen darauf bezüglichen Sagen und Traditionen wurden immer nur dahin beantwortet: „Unsere Vorväter machten es so, und wir machen es ihnen nach!"

Alle männlichen Bewohner gehören dem Duk-Duk-Klub an. Die Knaben werden schon im zarten Alter in diesen Klub aufgenommen. Solche von Zeit zu Zeit stattfindende Aufnahmen sind mit großen Festlichkeiten verbunden. Nachdem die Väter der Aufzunehmenden und die benachbarten Dorfschaften Anzeige erhalten haben, versammeln sich die Duk-Duk-Leute an dem festgesetzten Tage auf einem eigens dazu bestimmten

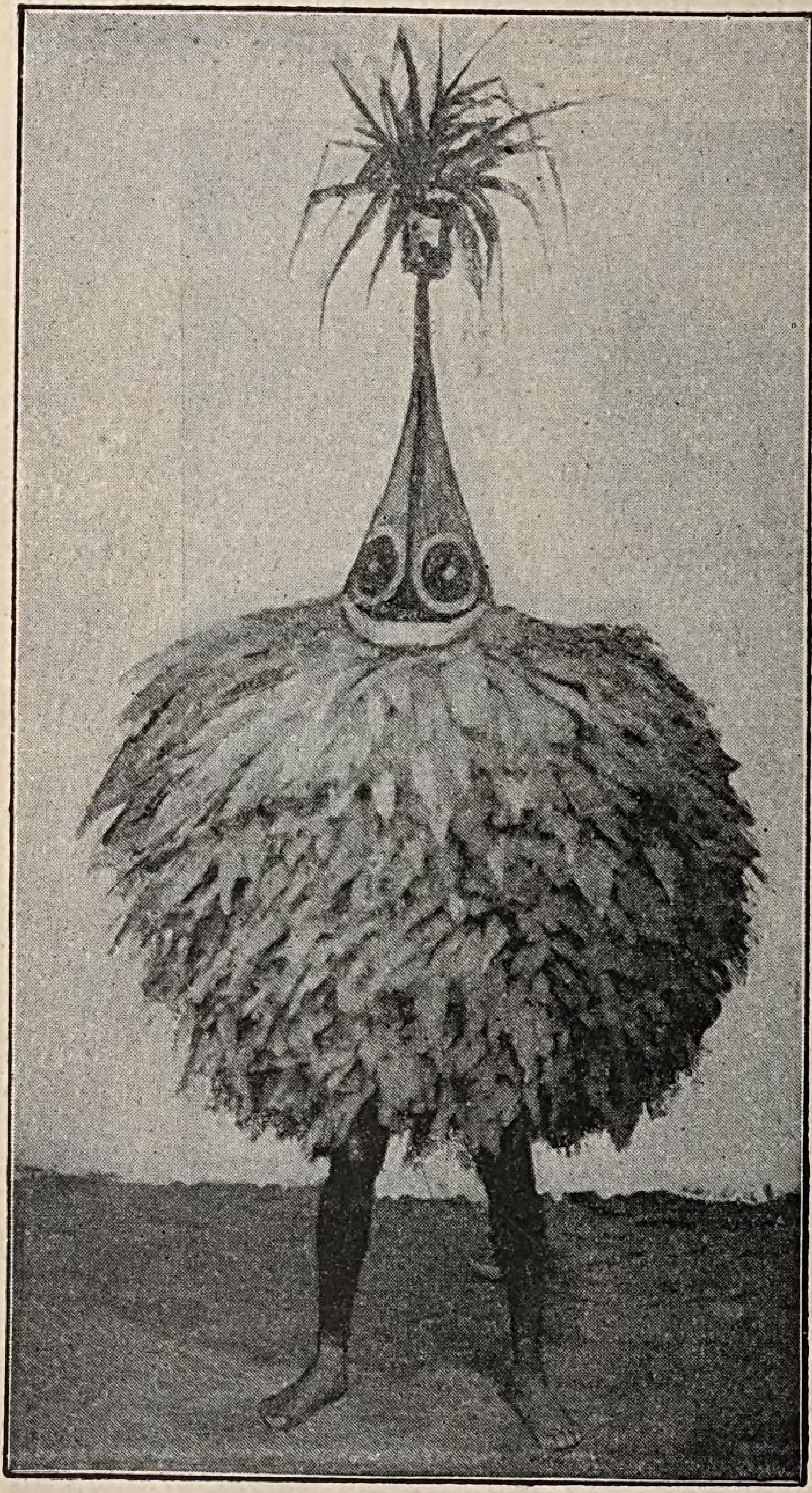
Platze, welchen Weiber und Kinder nicht betreten dürfen. Hier tanzen und schmausen die Männer Tage und Nächte hindurch. Die Weiber müssen natürlich für den Schmaus sorgen; die von ihnen bereiteten Leckerbissen aus Tarro



Inselzwerg im Dienste Parkinsons
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

und geriebener Kokosnuß, die gebackenen Hühner, wilden Tauben und Fische werden durch Männer fleißig abgeholt, welche sie zum Danke dafür, um sie von dem Festplatz fernzuhalten, mit Geschichten von Geistern und bösem Zauber ängstigen. Zum Tanz stellen sich die Männer, mit bunten Blumen und Blättern ausstaffiert und von

Holz geschnitzte Vögel oder grüne Zweige in den Händen haltend, in zwei langen Reihen einander gegenüber auf, machen dann allerhand Sprünge und Körperverdrehungen und singen dabei zum Takt des Kuddu ihre eintönigen Gesänge. Wenn der Tanz vorüber ist, werden die aufzunehmenden kleinen Knaben herbeigeführt. Man giebt ihnen in eine Hand einen Speer, in die andere eine roh geschnitzte, buntbemalte Holzfigur, steckt eine Anzahl ebensolcher Figuren rings um sie in den Boden und tanzt einigemal um diesen Kreis herum, wobei die Tänzer ein flaches, bemaltes und mit Schnitzereien verziertes Brettchen in den Händen halten, welches Ballainiet genannt wird. Hierauf bekommen die Kinder zu essen, während die Väter derselben an



Duk=Duk=Tänzer. Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

die Anwesenden je nach ihrem Range kleinere oder größere Stückchen Diwarra verteilen. Nachdem sie gegessen haben, begeben sie sich wieder zu den Hütten der Eltern. Sie sind nun zwar in den Duk-Duk-Klub aufgenommen, dürfen jedoch an dessen Versammlungen und Festlichkeiten nicht eher teilnehmen, als bis sie das 14. Lebensjahr erreicht haben. Da versetzt ihnen der Tubuvan mit seinem Stocke



Duk-Duk-Tänzerhaus
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

einen derben Schlag über den Rücken, und dieser Ritterschlag macht sie zu vollberechtigten Mitgliedern.

Der Tubuvan wie der Duk-Duk, beide dem Klub angehörig, stecken in einer Vermummung, die sie völlig unkenntlich macht. Dieselbe besteht aus einem hohen, über den Kopf bis auf die Schultern herabreichenden spitzen Hut von faserigem Grasgeflecht, durch dessen kleine Löcher man von innen herausschauen kann, während von außen das Gesicht nicht zu sehen ist und aus übereinander gestülpten Kränzen von Laub eines gewissen Bau-

mes, die den Körper vom Hals bis zu den Knieen umhüllen. Der Hut des Tubuvan ist ein einfacher Kegel, der des Duk-Duk ist bunter bemalt und trägt auf seiner Spitze einen verzierten, über 1 m langen Stab. Die Anfertigung dieses Kostüms nimmt in der Regel 3—4 Tage in Anspruch. Während der Arbeit ißt und trinkt der Verfertiger nicht; erst nach Sonnenuntergang, nachdem er seine Hände gewaschen, genießt er Speise und Trank. Der Platz, wo die Kostüme angefertigt werden, heißt Taraiu. Weiber dürfen sich ihm nicht nahen. Läßt sich dennoch eine Frau dort blicken, so muß sie oder ihr Mann eine schwere Buße zahlen, von 30 bis zu 50 Faden Diwarra.

Derjenige, für den das Tubuvan-Kostüm bestimmt ist, geht zuerst fünf Tage schweigend in der Vermummung einher; dann verbirgt er diese und lebt wieder im Kreise seiner Familie. Nach drei Tagen aber legt er die Vermummung von neuem an und erscheint nun als Tubuvan mit lautem Rufen am Strande und durch die Dörfer laufend. Wieder nach drei Tagen gesellen sich die vermummten Duk-Duk zu ihm. Bei den Eingeweihten gilt nämlich der Tubuvan für weiblich, der Duk-Duk für männlich, und deshalb erscheint zuerst jener, um durch seine Rufe diesen herbeizulocken.

Vereint mit den Duk-Duk zieht der Tubuvan von Hütte zu Hütte und präsentiert sich den Bewohnern, die ihm dafür ein Stück Diwarra von beliebiger Länge, doch nie mehr als einen Faden lang, zu entrichten haben. Auf diese Weise wird die ganze Umgegend gebrandschatzt. Zu derselben Zeit werden auch Feste gefeiert, und bald in diesem, bald in jenem Gehöft führen der Tubuvan und seine Duk-Duk einen Tanz auf, wobei es an Speisen nicht fehlen darf. Während der Duk-Duk-Festlichkeiten ist den Mitgliedern der Genuß von Schweinefleisch verboten, doch wird das Verbot nicht streng respektiert; wenigstens sah Parkinson öfters Duk-Duk-Leute, wenn sie von anderen Mitgliedern nicht beobachtet waren, Schweinefleisch essen.

Der Tubuvan hat bei seinen Umzügen einen Knüttel oder eine derbe Keule bei sich und teilt damit an die ihm Begegnenden Schläge aus, er demoliert sogar Umzäunungen und Hütten, bis man seine Wut durch Zahlung von Diwarra besänftigt. Freilich sieht er sich zuvor wohl den Mann an, den er schlägt oder dessen Eigentum er beschädigt; einem Häuptling oder einem Mann von Einfluß hütet er sich, zu nahe zu treten oder Schaden zuzufügen. Dagegen verlangt er den begegnenden Weibern ihr schwer verdientes bischen Diwarra ab, weshalb sie bei seinem Nahen schleunigst die Flucht ergreifen; ja in dem Distrikt Berara, wo dem Duk-Duk allein die rote Farbe vorbehalten ist, laufen die Weiber davon, wenn ihnen rotes Zeug zu Gesicht kommt.

Es wird stets sehr geheim gehalten, welche Person in der Vermummung steckt, und wenn jemand an gewissen Merkmalen dennoch einen Tubuvan oder Duk-Duk erkennt, so schweigt er darüber, denn er weiß, wenn er es verrät, muß er Diwarra zahlen. Fällt ein Vermummter und verliert dabei seinen Hut vom Kopfe oder wird im Gebüsch seine Umhüllung von Ranken und Dornen zerrissen, so umringen ihn sofort die Begleiter, um ihn vor den Blicken Unberufener zu schützen. Duk-Duk-Leute mit verkrüppelten Beinen dürfen die Vermummung nicht tragen, weil sie leicht erkannt sein würden. Die Männer sollen das Geheimnis streng bewahren und in Gegenwart von Frauen und Kindern nicht über den Duk-Duk sprechen. Dennoch wissen die Weiber ganz genau alles, was mit dem Duk-Duk zusammenhängt, ohne daß sie sich es merken lassen: wenn sie unter sich sind, spotten sie der Lügen, die man ihnen aufbinden will, und verlachen das Treiben der Männer.

Wie in Kaiser Wilhelms-Land, so nehmen auch im Bismarck-Archipel die Tänze und Festlichkeiten einen wesentlichen Raum im Leben der Eingeborenen ein; nur zeigt sich eine bedeutend größere Mannigfaltigkeit zunächst in den zur Verwendung kommenden Musikinstrumenten.

Die Bewohner des Bismarck-Archipels verwenden in der Hauptsache sechs verschiedene Instrumente:

Kaur heißt ein Blasinstrument, das aus einem bis 45 cm langen, gewöhnlich mit eingeritzten Figuren verzierten hohlen Bambusrohrstabe von etwa $2^1/_2$ cm im Durchmesser, besteht, an dessen unterem verschlossenen Ende zwei, etwa 4 cm voneinander entfernte Schalllöcher ausgeschnitten sind; der Rand des oberen offenen Endes ist an einer Stelle etwas eingekerbt, und circa 3 cm unterhalb der Kerbe befindet sich das obere Schallloch. Der Bläser setzt seine Lippen an das obere Ende, bläst über die Kerbe in das Rohr und spielt mit den Fingern auf den unten angebrachten Schalllöchern; die hervorgebrachte Melodie ist höchst monoton und lang weilig.

Das Garamut ist eine große Trommel, bestehend aus einem, mittelst glühender Steinchen hohlgebrannten Baumstamm mit einem schmalen Spalt, der sich an beiden Enden zu einer handgroßen Öffnung verbreitert. Sie hat Handhaben an den Seiten und ist häufig roh verziert durch eingeschnittene Ornamente oder durch Bemalung mit Kalk und roter Erde.

Der Tambour hält einen etwa meterlangen glatten Stab in der rechten Hand und stößt dessen Ende rasch hintereinander auf die Seitenwand, während er ihm mit Daumen und Mittelfinger der linken Hand die Richtung giebt. Der Schall ist weithin vernehmbar, besonders wenn das Holz recht trocken ist. Das Garamut steht vor der Wohnung des Häuptlings; es verkündet durch verschiedene Signale Krieg, die Zerstückelung und Verspeisung eines erschlagenen Feindes, eingetretene Todesfälle und sonstige Familienereignisse; es begleitet die Einlage neuer Summen in das Diwarrahaus und trommelt bei großen Festlichkeiten die Teilnehmer zusammen.

Das Nyop, aus feingespaltenem Bambusrohr, hat Ähnlichkeit mit unserer Maultrommel, sowohl in der Form wie in dem damit hervorgebrachten summenden Ton.

Das Bä, eine Pansflöte, von sechs aneinander-



Trommelschlagende Eingeborne im Bismarck-Archipel. Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

gereihten dünnen Bambusstäbchen, ist das wohlklingendste und modulationsfähigste ihrer Instrumente; bei fortgesetzter Übung kann man ganze Melodien darauf spielen.

Das Tinbuk besteht aus zwei etwa 1 m langen, harten Holzstücken von ovaler Form, die auf der oberen Seite eine flache, schalenförmige Vertiefung haben. Der Spieler desselben setzt sich auf den Boden nieder, legt die beiden Hölzer auf seine lang ausgestreckten Beine, nimmt in jede Hand einen kurzen Holzstab und schlägt damit in gewissem Takt abwechselnd oder zugleich auf die obere Seite der beiden Hölzer. Das Instrument ist sehr beliebt, wird aber nur von Männern gespielt; in mondhellen Nächten hört man von allen Gehöften her sein monotones Geklapper.



Ficus religiosa (mit Matrosen). Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

Kuddu heißt das vorzugsweise den Tanz begleitende Instrument, ein ausgehöhlter Cylinder von hartem Holz, unten offen, oben mit Eidechsenhaut überspannt; auf die letztere schlägt man im Tanzrhythmus mit den zusammengehaltenen vier Fingern der rechten Hand. Ist aber, wie es bei ihren improvisierten Tänzen vorkommt, gerade kein Kuddu zur Hand, dann genügt ihnen auch



Maskenträger auf Neu-Mecklenburg
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

ein gewöhnliches Stück Bambusrohr, auf das der Musikant mit einem oder zwei Holzstäben den Takt schlägt, während er mit seiner rauhen Stimme die Melodie dazu plärrt.

Die großen Tänze, zu denen beispielsweise auf der Gazelle-Halbinsel zuweilen bis 3000 Eingeborne sich zusammenfinden, werden nur in Zwischenräumen mehrerer Jahre veranstaltet. Für diese Tänze werden dann zuweilen verhältnismäßig große Bauwerke, 30 Fuß hohe Türme und dergleichen mehr aufgerichtet. Phantastische helmartige Kopfbedeckungen, schwarz, weiß und rot gefärbt, mit Federn und Muscheln verziert, bilden ein hervorragendes Requisit der Männer bei diesen Tanzfesten. —

Eine wesentliche Bedeutung kommt dem Bismarck-Archipel für die deutschen Kolonisationsbestrebungen in der Südsee deshalb zu, weil seine Bewohner zur Arbeit brauchbar sind und dauernd auf den Plantagen verwandt werden.

3. Die Salomons-Inseln

In einem langen Streifen ziehen sich im Osten und Südosten des Bismarck-Archipels die deutschen Salomons-Inseln von Nordwest nach Südost. Die Reihenfolge der großen Inseln von Norden nach Süden ist Buka, Bougainville, Choiseul und Ysabel; zwischen den größeren Inseln aber ist eine Fülle kleinerer Gruppen eingestreut, so insbesondere zwischen Bougainville und Choiseul die Shortland-Inseln, Fauro und Owau; zwischen Choiseul und Ysabel eine ganze Reihe von Inseln; im Süden von Ysabel die St. Georges-Insel.

Die Salomons-Inseln, die schon 1567 von dem Spanier Mendaña entdeckt wurden, und dann, da die Spanier ihre eigene Entdeckung nicht mehr wiederfinden konnten, 300 Jahre lang verschollen geblieben sind, bilden den am wenigsten bekannten Teil der Südsee. Sie sind zum erstenmal von deutscher Seite bereist worden Anfang 1889, durch die Expedition des damaligen Landeshauptmanns, Geheimrat Kraetke, später durch Landeshauptmann Schmiele im Jahre 1893.

Englische Quellen über die Salomons-Inseln, so insbesondere das sehr gute Werk des englischen Marinearztes Guppy, beschäftigen sich lediglich mit dem englischen Teil des Archipels.

Die Küstenformation der deutschen Salomons-Inseln ist nur oberflächlich bisher festgestellt. Die nördlichste der Inseln, **Buka**, ist nicht groß, aber reich bevölkert und besitzt einen ziemlich guten Hafen (Carola-Hafen).



Eingeborene der Salomons-Inseln
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Buka, sowie alle anderen kleinen Salomons-Inseln tragen einen sehr reichen Bestand an Kokosbäumen. Die großen Inseln zeigen sich von einem dichten, breiten Mangrovegürtel umsäumt. Eine Anzahl von Korallenriffen erschwert besonders auf der Nordseite der Insel Bougainville und im Süden von Choiseul das Fahrwasser, während der Nordküste von Ysabel ausgedehnte breite Riffe ziemlich weit in die See hinaus vorgelagert erscheinen. Die drei großen Inseln sind von Gebirgen durchzogen, und zwar unterscheidet man in **Bougain-**

ville deutlich zwei hohe Gebirgszüge, das Kaiser-Gebirge im Norden (bis 1800 m) und das Kronprinz-Gebirge im Süden mit einer höchsten Erhebung von 2360 m. Auf der Choiseul-Insel durchzieht ein Gebirgszug die nördliche Hälfte des Landes, während Ysabel in seiner Nord- und Südspitze von Gebirgen bedeckt erscheint, welche unter einander durch einen die Südküste der Insel entlang ziehenden Gebirgszug verbunden sind.



Eingebornengruppe auf der Insel Buka
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

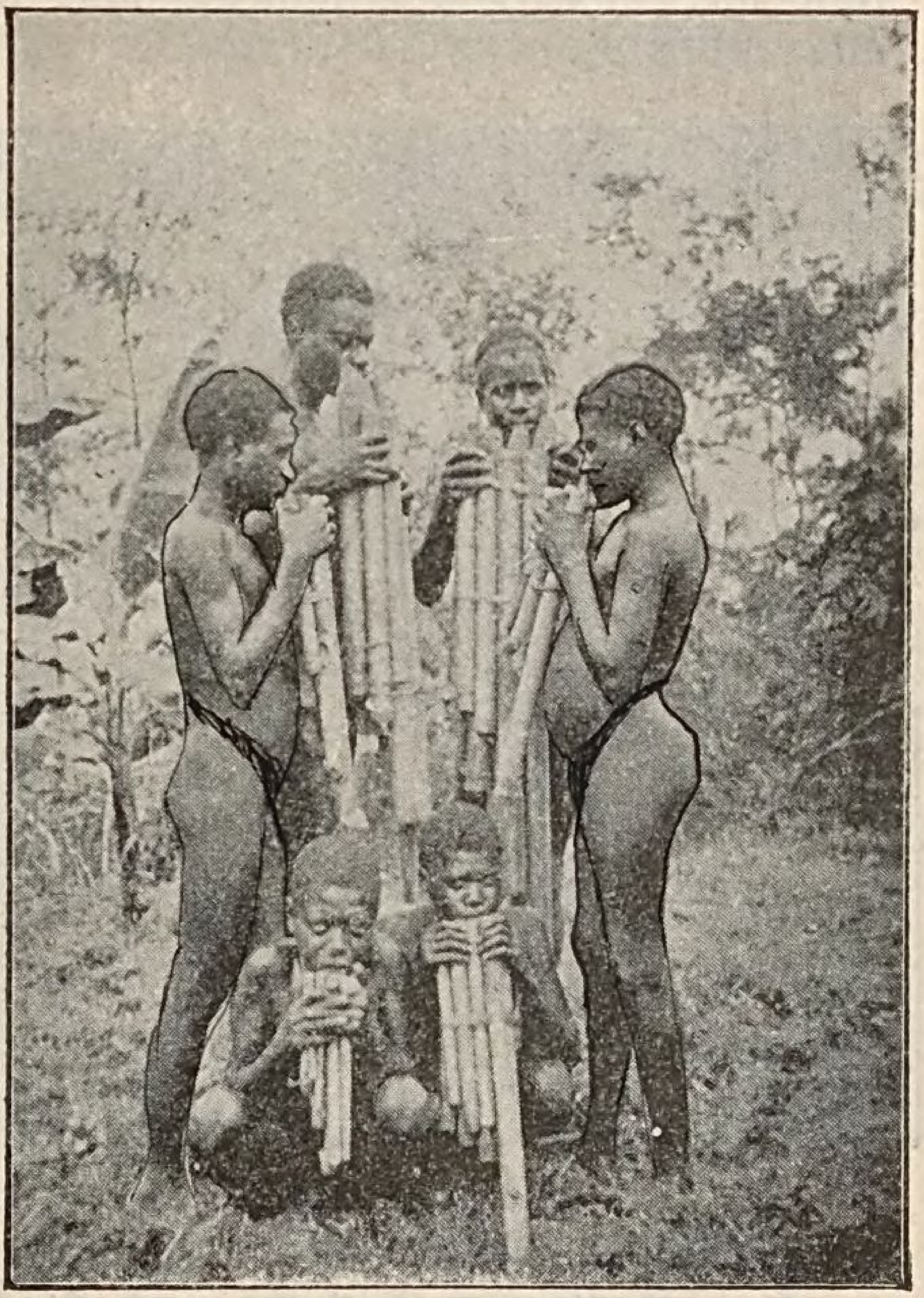
Verhältnismäßig große und gute Häfen sind auf allen Inseln vorhanden. Die Küstengliederung weist außerdem überall eine Menge kleinerer Buchten auf, welche für Segelfahrzeuge zugänglich sind.

Nach den Beobachtungen des Landeshauptmanns Schmiele ist die Insel Ysabel die am schwächsten bevölkerte und eignet sich außerdem wegen des Mangels an Ebenen nicht für den Plantagenbetrieb.

Als die beste Insel bezeichnet Schmiele die Insel Bougainville, welche sowohl enorme Strecken ebenen

Landes, als auch ausgedehnte Abhänge von Vulkanen bis zu 1000 Fuß Höhe und einen leichten Zugang darbietet. Am stärksten bevölkert erscheint die Insel Buka, welche thatsächlich von Ansiedlungen und Plantagen bedeckt ist.

Die Hautfarbe der ungemein kräftig gebauten Eingebornen ist ein dunkelschwärzliches Braun, welches bei einzelnen Stämmen eine rußähnliche Färbung annimmt.



Musikanten auf Buka. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Die Wohnstätten sind groß, aus Bambus und Matten in langer Rechteckform mit gewölbtem Dach ausgeführt; sie stehen unmittelbar auf dem Erdboden und sind durch eine schmale, vom Dach überdeckte Öffnung zugänglich. Verschiedentlich sind an den Dörfern der Eingebornen befestigungsähnliche Pallisadenwände vorgefunden worden.

Eine Art staatlicher Ordnung besteht überall, wenn auch die Macht der Häuptlinge nur über begrenzte Bezirke reicht. Im allgemeinen sind die Salomons-Insulaner von allen Südseevölkern wenigstens des deutschen Bereichs wegen ihrer kriegerischen Gelüste und ihrer feindseligen Haltung gegen Europäer verrufen.

Wohl nirgends in der Südsee sind soviel Europäer erschlagen worden, als gerade auf den Salomons-Inseln; aber der Einfluß des vermehrten Verkehrs mit Europäern während der letzten Jahre und insbesondere der Einfluß derjenigen Salomons-Insulaner, welche auf anderen Inselgruppen als Arbeiter in europäischen Diensten standen, hat bereits begonnen, seine wohlthätige Wirkung auszuüben.



Tambuhaus in Toboroi auf Bougainville
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Kannibalismus besteht auch hier wie im Bismarck-Archipel. Die materielle Kultur der Salomons-Insulaner ist höher ausgebildet als bei den früher behandelten Völkerschaften. Nicht nur der Bau der Hütten zeigt geschmackvollere Ausführung, sondern auch besonders der Bau der Versammlungshäuser, welche in den meisten Dörfern vorhanden sind. Die Kraetkesche Expedition hielt eine solche Versammlungshalle von weitem zuerst für ein europäisches Haus: es war ein großes, ringsherum

offenes Gebäude mit hohem, schön gebautem Dach, bei welchem dicht dabei ein gewaltiger Holzblock, ein Tambu-Pfosten, aufgerichtet war, aus dessen oberem Teile bunt bemalte menschliche Figuren herausgeschnitzt waren. Ein Mittelding zwischen Halle und Schuppen enthielt die fast mit europäischer Ordnung in langer Reihe auf einem Holzgestell stehenden Kriegs- und Tambu-Kanoes. Die Schnitzereien sind meistens auf-



Ratsversammlung der Insulaner
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

fallend gut ausgeführt und stellen phantastische menschliche oder Tierfiguren, umgeben von allerlei Ornamenten, dar. Die Schnitzereien werden ähnlich wie auf dem Bismarck-Archipel mit Kalk schwarz, weiß oder rot bemalt. Ebenso wie das Schnitzwerk an Häusern, Kanoes und Pfosten sind die auf den Salomons-Inseln ausgeführten Matten ungleich sorgfältiger gearbeitet als sonst irgendwo im Südseegebiet. Endlich steht die Töpferei in ziemlich hoher Blüte. Die Herstellung der vasenähnlichen sehr großen Töpfe geschieht ohne Drehscheibe.

Überall auf den Salomons-Inseln besitzen die Eingebornen sehr schöne, selbstgefertigte Pfeifen aus dunklem Thon.

Endlich sind die Waffen (Speere, Bogen, Pfeile) der Salomons-Insulaner, wie dies bei einem kriegerischen Volke natürlich erscheint, von hervorragender Schönheit. Daß übrigens unter Umständen begabtere Häuptlinge sich einen ziemlich großen Machtbereich erwerben und erhalten können, beweist das Beispiel des Königs Gorei, welcher die ganze Gruppe der Shortland-Inseln



Bukakrieger im Hinterhalt. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

(südlich von Bougainville) beherrscht. Seine Macht ist augenblicklich allerdings so ziemlich erloschen, da keiner seiner Söhne es verstanden hat, das Erbe des alten Gorei auszunutzen. Zur Zeit, als Landeshauptmann Kraetke die Insel Morgusei, den Sitz Goreis, besuchte, war sein Einfluß noch in voller Blüte. Die Inseln der kleinen Gruppe, außerordentlich dicht bevölkert,

nehmen sich außerordentlich civilisiert aus. Dorf reiht sich an Dorf, ganz Morgusei ist umgürtet von einem einzigen Kranz von Kokospalmen. Es möge hier eine Stelle aus dem Werke Hugo Zöllers, welcher auf jener Expedition den Landeshauptmann begleitete, Platz finden:



König Gorei nebst Frau. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

„Eine Unzahl kleiner Kanoes — ganz wie anderwärts ausgehöhlte Baumstämme mit das Umschlagen verhindernden Auslegern — kommt ausgeschwärmt. Aber wie auffallend viel hübscher als die gewöhnlichen Papua-Kanoes sind diese winzigen Fahrzeuge gearbeitet. Und wie sind sie, die doch höchstens 2 — 3 Menschen aufnehmen können, mit Masten, mit Segeln und Takelage aufgeputzt, als ob sie ein Kinderspielzeug wären. Manche sind sogar buntfarbig angestrichen, so daß diese winzige Flotte höchst lustig aussieht.

Der Papua hat gleich dem Neger viel Neigung zur Spielerei. An manchen Orten, betreffs deren jeder Ver-

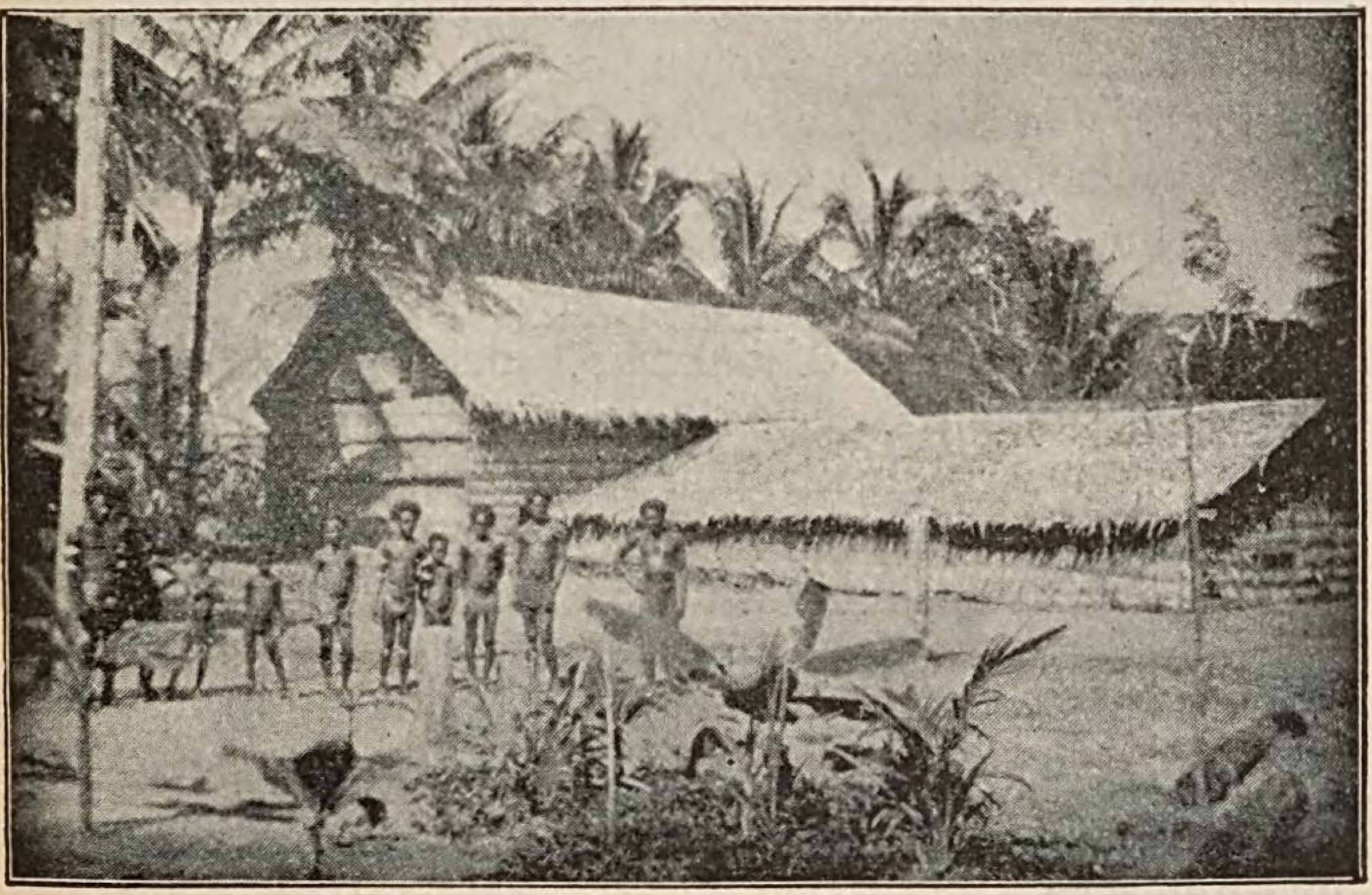
dacht ausgeschlossen ist, daß jemals europäisches Spielzeug dorthin gelangt sein und als Vorbild gedient haben könnte, fanden wir, sobald die schreiende Jugend vor uns weglief, Spielzeug (z. B. Schiffchen, Miniaturkanoes, kleine Häuser u. s. w.), das, abgesehen von der roheren Ausführung, ebensogut in einem europäischen Laden hätte stehen können. Die Freude am „Spielzeug für erwachsene Kinder“ ist bei diesen Naturvölkern noch größer als bei uns. Sobald man auf einen größeren Wohlstand stößt, findet man überall in diesen Gegenden Beweise für diese Neigung zur Spielerei. Dahin sind die schön geschnitzten Miniaturkanoes (etwa $1^1/_2$ m lang), überhaupt ein großer Teil aller Schnitzereien und Malereien, vielleicht auch die sogenannten „Ahnen- und Götzenbilder“ von Neu-Guinea, zu rechnen. Und es wäre gar nicht undenkbar, daß überhaupt auf diese Weise Kunstgewerbe und Kunst entstehen.

Ich habe mir diese kleine Abschweifnng beim Kapitel der Kanoes erlaubt, weil ich von keinem anderen Ding oder Gerät eine gleich große Mannigfaltigkeit im Salomon-Archipel gesehen habe. Übrigens sind die kleinen Auslegerkanoes nicht die einzigen des Shortland-Archipels. Denn mit diesen winzigen Dingern, die bloß im Verkehr zwischen nahe gelegenen Inseln gebraucht werden können, hätte Gorei nimmermehr die großen Kriegszüge seiner jungen Jahre unternehmen können. In hohen Bootschuppen stehen sorgfältig geputzt die großen Kanoes ohne Ausleger. 4—5 m lang, etwa $^2/_3$ m breit, verhältnismäßig tief gehend und mit aufwärts gebogenen Enden, haben sie eine entfernte Ähnlichkeit mit venetianischen Gondeln. Sie sehen sehr viel roher aus als die mit unvergleichlicher Kunst aus allerdünnstem Holz geschnitzten Kanoes von Buka. Zum Entgelt sollen sie zum Gebrauch auf hoher See und bei schlechtem Wetter vortrefflich geeignet sein.

Noch ehe wir Anker geworfen, zeigte sich unter den erwähnten kleinen Kanoes eines mit deutscher Flagge,

und es hieß, daß sich einer der jüngeren Söhne Goreis darin befinde. Ein hübscher, kräftig gebauter Schwarzer von 18 Jahren, sauber gewaschen, und mit Hüftentuch (lavalova) bekleidet, sprang an Bord, wo er in mäßig gutem Pidschin-Englisch die betreffs seines Vaters an ihn gerichteten Fragen beantwortete, sich aber im übrigen nicht anders als jeder gewöhnliche Papua benahm und auch, abgesehen von reichlicheren Geschenken, nicht anders behandelt wurde."

Gorei präsentierte sich als ein alter Mann mit ver-



Haus des Königs Gorei
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

runzelter Haut, zitternden Händen und stechenden Augen, bekleidet mit Hut, Bluse und Hose. Der König hat etwa 80—100 Weiber (genau ließ sich die Zahl nicht feststellen). „Gorei bewohnte früher ein übermäßig hohes, zweistöckig aussehendes Haus, ist aber wegen „Umbaues" in ein kleines, niedrigeres umgezogen, wo seine vielen Weiber kaum Platz haben. Man denke sich eine lange, beinahe dunkle Halle mit niedrigen, mattenbelegten Sofas oder Betten zu beiden Seiten. Gorei

läßt sich auf dem vordersten, wir übrigen lassen uns auf den an der anderen Seite angebrachten Gestellen nieder. In dem Grade, wie unsere Augen sich an die dämmerhafte Beleuchtung gewöhnen, wächst die Zahl der in diesem weiten Raume vorhandenen Personen. Auf jedem der erwähnten Gestelle eins, zwei, bis zu vier Weibern. Alle sind so fleißig mit Nähen, Mattenflechten und anderen Obliegenheiten beschäftigt, als ob wir uns in einer europäischen Fabrik befänden. Man sieht, daß Gorei Kaufmann, nach Eingebornenbegriffen ein ganzer Kaufmann ist und sich seine Frauen nicht bloß als Luxusware gekauft oder geraubt hat. In gewaltigen, von der Decke herunterbaumelnden Körben sind Dutzende von schön geflochtenen Matten aufgespeichert, die so etwas wie ein Stapelartikel der Goreischen Industrie zu sein scheinen. Daneben sehen wir mit Schildpatt eingelegte kleine Thonkrüge, welche, mit Blätterstöpseln verschlossen, den Wasservorrat enthalten, der auf diesem weder Quelle, noch Brunnen, noch Bach enthaltenden Inselchen kein ganz kleiner sein darf. In riesigen Holzmörsern werden die Lebensmittel, die dessen bedürfen — und alle Papuas huldigen in befremdendem Maße der Leckerei — gestampft. Am auffallendsten aber berührt es, daß sich die Weiber und Mädchen bei der Arbeit mit hübschgeflochtenen, herzförmigen Fächern Kühlung zuwehen.

Gorei besaß auch ein Privatzimmer, in dem keine Frauen saßen; dies zeigte er uns mit besonderem Stolz. Es enthielt, wie es schien, bloß geschenktes europäisches Gut, vielleicht auch gestohlenes aus stürmischer Jugendzeit: eine kleine Schiffskanone, ein Dutzend Gewehre aller Systeme, ein Bild der Königin von England, verschiedene Wanduhren, erblindete große Spiegel und dergleichen.

Ein Spaziergang durch die dichtbevölkerte Insel brachte uns jedesmal in wenigen Minuten von einem Dorf zum andern. Diese Reihenfolge von Ansiedlungen

verknüpfte ein ununterbrochener Gürtel der auf Buka, Bougainville und den übrigen bisher von uns besuchten Inseln der Salomons-Gruppe durchaus nicht häufigen Kokospalmen. An Handel aber war nicht zu denken. Denn die Perlen, der Stangentabak, die Messer und Äxte, nach denen die rohen, aber kräftigen Bewohner von Buka und Bougainville so gierig gewesen waren,



Buka-Männer
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

schienen bei diesem mit europäischen Waren so überfütterten Handelsvolk wenig Eindruck zu machen. Was man verlangte und immer wieder verlangte, waren — alte Hüte!“

Die wesentlichste Bedeutung der Salomons-Inseln liegt unzweifelhaft für Deutschland in dem Umstand, daß seine Bewohner ein überaus brauchbares Arbeitermaterial abgeben. Schon seit Jahrzehnten, seit überhaupt in der Südsee europäische Kultur Wurzel gefaßt

hat, werden Eingeborne der Salomons-Inseln mit Vorliebe von den Arbeiterschiffen angeworben. Die kriegerische Tüchtigkeit der Eingebornen hat es dabei zu verhindern gewußt, daß, wie es auf anderen Inselgruppen noch vor wenig Jahren der Fall war, einfach durch Menschenraub die nötige Arbeiterzahl zusammengestohlen wurde; auch ein Verschachern der Eingebornen durch ihre Häuptlinge ist auf den Salomons-Inseln kaum jemals beobachtet worden. Dagegen ist bei dem etwas höheren Kulturgrad der Salomons-Insulaner das Bedürfnis nach Lohn in Gestalt europäischer Erzeugnisse größer und Gewöhnung an regelmäßige Arbeit durch ihren eigenen trefflichen Plantagenbau ausgedehnter als anderswo. Die dichte Bevölkerung der Inseln läßt hier die wichtigste und beste Arbeiterquelle in der Südsee erwarten. Auf den Salomons-Inseln befindet sich übrigens bis jetzt außer einer Ansiedlung der Wesleyanischen Mission eine europäische Niederlassung, und zwar auf der kleinen Insel Fauro nordöstlich von den Shortland-Inseln, zwischen Bougainville und Choiseul; sie ist in den Händen der amerikanischen Familie Mac Donald.

4. Die Marschall-Inseln

Im Nordosten der Salomons-Inseln und des Bismarck-Archipels, auf $4^1/_2$ bis 12 Grad nördlicher Breite, zwischen dem 161. und 172. Grad östlicher Länge breitet sich über einen Flächenraum von 350000 qkm der Archipel der Marschall-Inseln aus, den äußersten Osten des deutschen Schutzgebietes in der Südsee bedeckend. Die Marschall-Inseln, von denen fast jede einzelne unter einem eigenen König steht, ordnen sich in zwei Reihen: die westlichere Ralick-Gruppe (277 qkm) mit 18, die östlichere Ratack-Gruppe (133 qkm) mit 15 Lagunen-Inseln (Atollen). Die Ratackinseln sind zweimal von dem Dichter und Naturforscher Adalbert

von Chamisso auf dem von Kapitän von Kotzebue geführten russischen Kriegsfahrzeug „Rurik“ zu längerem Aufenthalte besucht und sehr anziehend beschrieben worden.

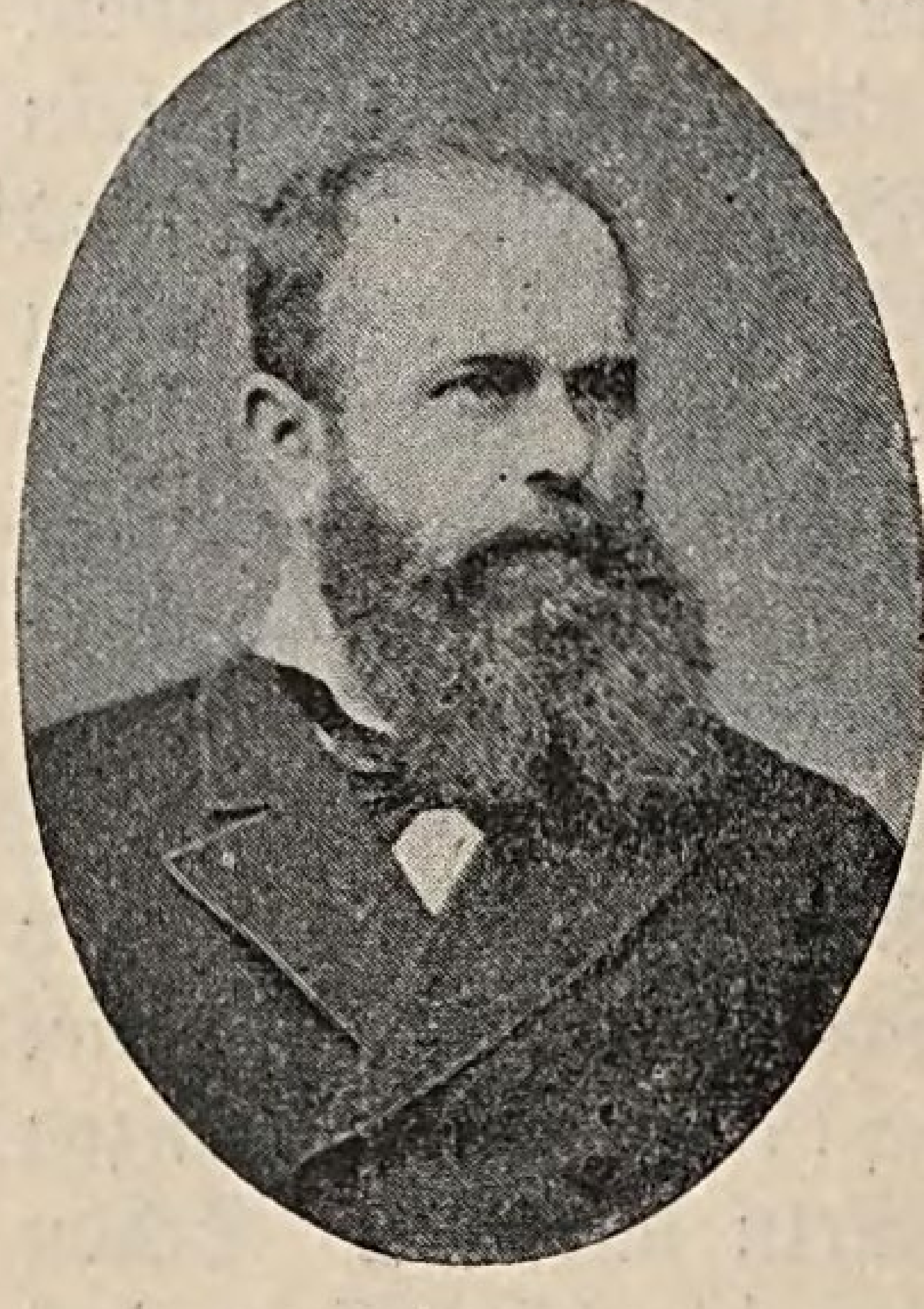
Die Mannigfaltigkeit der Formentwickelung ist bei den beiden genannten Inselgruppen nur eine sehr geringe. Nur ausnahmsweise nähert sich die Gestalt der Inseln der Kreisform, meist sind sie langgestreckt und dehnen sich im Zuge der ganzen Inselreihe hin aus. Kwadjelin (Mentschikow-Insel) ist 120 km lang, während andere nur wenige Kilometer Durchmesser haben. Gerade die schmalen Riffbänder der Marschall-Inseln umschließen viele vortreffliche Häfen. Dieser Umstand lenkte auch auf sie zuerst die Aufmerksamkeit der deutschen Marine. Im November 1878 kam hierher Sr. Majestät Schiff „Ariadne“, um den Hafen von Jaluit als Kohlenstation für Deutschland zu sichern und mit dem Häuptling der Insel einen Freundschaftsvertrag abzuschließen, und bei der Abgrenzung der Interessensphäre im Jahre 1885 fiel der deutschen dieser Archipel zu samt der zwischen ihm und der Salomons-Gruppe gelegenen Insel Nauru, welche die höchste Erhebung (70 m) dieses ganzen Meeres voll niedriger Korallen-Inseln darstellt. Schon im Oktober dieses Jahres erkannten die Häuptlinge des Marschall-Archipels, 1888 auch die Insel Nauru, die deutsche Schutzherrschaft an.

Der Boden aller Marschall-Inseln bietet überall dasselbe wenig fruchtbare Gestein — die verwitterte Koralle, welche hier und da eine dünne Humusschicht bedeckt. Nur eine geringe Anzahl von Pflanzenarten findet auf den Marschall-Inseln ihr Fortkommen, darunter aber befinden sich der Pandanus, Brotfruchtbaum und Arrowroot und vor allem die Kokospalme; die letztere gewährt den Bewohnern der Insel ungefähr alles, was sie zur Nahrung, Wohnung, zur Kleidung und zu ihrer Industrie gebrauchen.

Den steinigen Boden deckt dichtes Schlinggras

Strauch- und Buschwerk; unter letzterem liefert der „Loa" den Bast zu Matten und Röcken. Von Blumen verdient nur ein kaktusartiges Knollengewächs Erwähnung, das eine süßlich stark riechende Art Lilie hervorbringt.

Die einheimischen Tiere beschränken sich auf eine kleine Eidechse, Land- und Wasserkrabben und die spärlich vorkommende Wildtaube; seit lange eingeführt und teilweise schon verwildert sind Schweine, Hunde, Hühner, Enten, Katzen und Ratten.


Konsul Hernsheim

Fließendes oder Quellwasser fehlt gänzlich; man ist auf Regen angewiesen, der in Gruben gesammelt wird, bei der porösen Beschaffenheit des Bodens jedoch bald brakig schmeckt.

Über Land und Leute der Marschall-Inseln hat Konsul Hernsheim-Hamburg, der Inhaber des ersten größeren europäischen Handelshauses auf den Inseln, mustergiltige Beobachtungen veröffentlicht, denen wir im wesentlichen folgen.

Von Hautfarbe ist der Marschaller schmutzigbraun, die Stirn ist nicht niedrig, aber weit zurückstehend und an den Schläfen eingedrückt, das kleine dunkle Auge meist indifferent, doch manchmal katzenartig unheimlich glänzend, die Nase flach und breit und die Lippen etwas aufgeworfen.

Das schwarze, manchmal gekräuselte Haar ward früher allgemein lang und in der Weise getragen, daß es auf dem Wirbel des Kopfes in einen Knoten geschlungen wurde; jetzt haben die Missionäre diese Tracht als unchristlich aus ihrem Bereich nach den nördlicheren Inseln verbannt.

Der Bartwuchs ist spärlich, die Ohrläppchen werden

aufgeschlitzt und durch spiralförmig hineingelegte Pandanusblätter erweitert, so daß sie häufig bis auf die Schulter herabhängen; man bedient sich jedoch eines Kunstgriffes, um diese Zierde in ihrer ganzen Größe zu erreichen. Ist nämlich der Hautstreifen des Ohrläppchens einer weiteren Ausdehnung nicht mehr fähig, so verlängert man ihn durch Hinzuziehung der Backenhaut; ist die Wunde vernarbt, so erkennt nur ein sehr geübtes Auge den Betrug.

Eine reiche Tätowierung deckt fast den ganzen Körper. Ihre Herstellung war in früheren Zeiten mit umständlichem Zeremoniell verbunden, und der dem Priester dafür zu entrichtende Preis war so bedeutend, daß der Arme oft jahrelang arbeiten mußte, ehe er den ersehnten Schmuck erringen konnte.

Mittels der langen schmalen Schwanzfeder einer Art Möve ward das komplizierte Muster auf die Haut gemalt und dann begann das schmerzhafte Einätzen, das monatelang dauerte und standhaft ertragen werden mußte. Entschlüpfte dem Jüngling unwillkürlich ein Schmerzenslaut, so ward er von dem Gesange übertönt, den Frauen außerhalb der Hütte Tag und Nacht unterhielten. Während der Operation war der Verkehr zwischen Männern und Frauen untersagt; begegnete man sich, so schritt man verhüllten Hauptes aneinander vorüber.

Ob die Tätowierung jemals als Kennzeichen verschiedener Stämme oder Familien gedient habe, oder ob sie mit dem religiösen Glauben zusammenhing, davon hat der Marschaller selbst keine Ahnung. Alle bedienen sich so ziemlich desselben Musters und nur vier Linien, welche die Backe von den Schläfen bis zur Kinnlade schmücken, bilden die ausschließlichen Abzeichen der Häuptlinge.

Bekleidet geht der Mann mit dem Bastrocke, den er über einem dicken geflochtenen Gürtel trägt, so daß er weit absteht und ein kühles Kleidungsstück bildet.

Die Frau ist kleiner und zierlicher als der Mann,

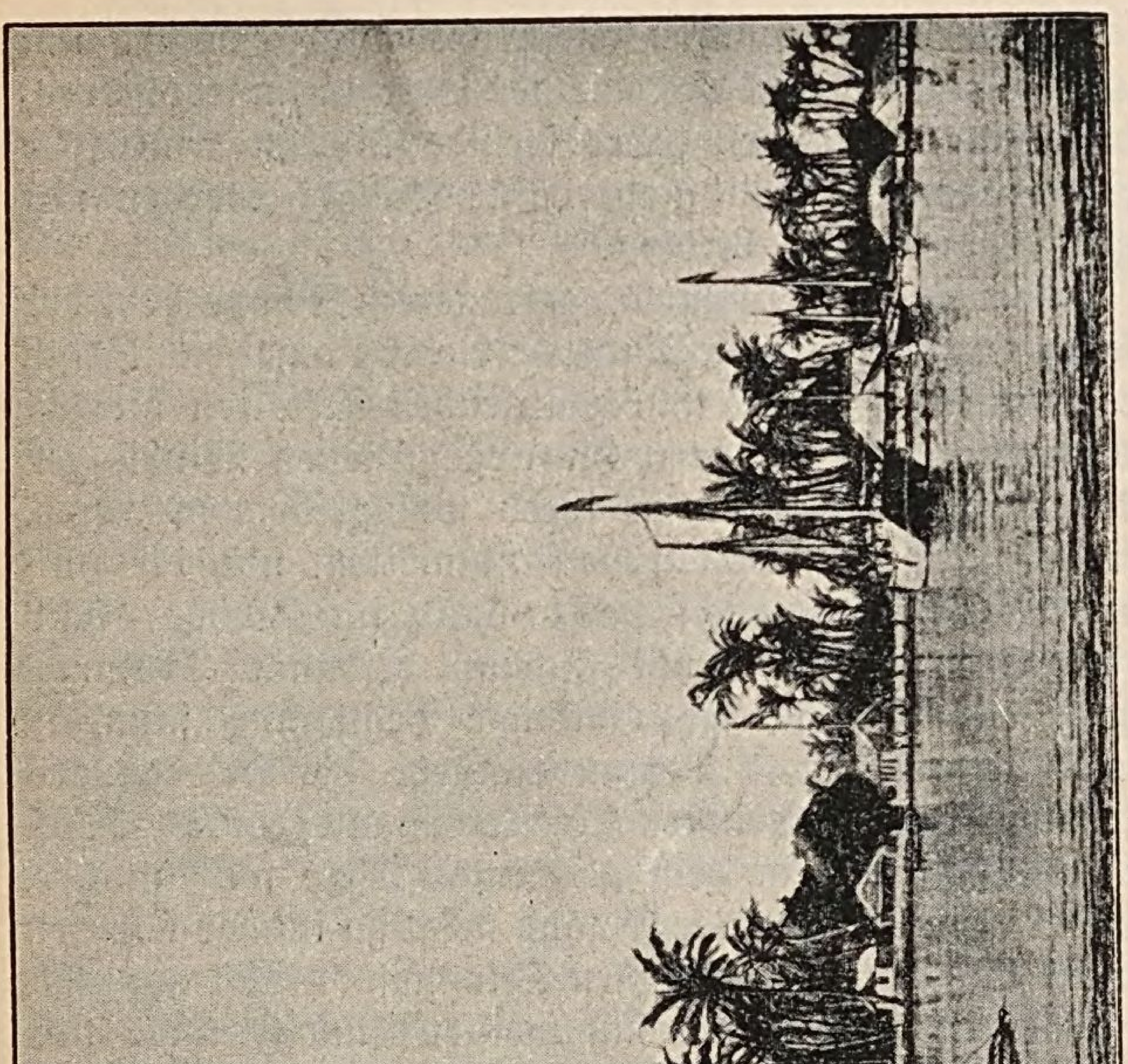
von freundlicherem Aussehen, schönen runden Formen und einer großen Gelenkigkeit: so biegt sich z. B. der Knochen des Unterarmes am Ellenbogen ebenso leicht nach innen wie nach außen durch.

In ihrer Jugend trägt das Mädchen nur eine Matte, die wie ein Schürzchen umgebunden ist; mehr herangereift wird von hinten nach vorn eine zweite Matte über die erste geschoben. Der Oberkörper ist unbekleidet oder nach Missionsvorschrift in ein buntes Kattunjäckchen gehüllt. Auch die langen Haare sind der Kirche zum Opfer gefallen; Kränze dagegen und wohlriechende Blumen und Blüten gestattet.

In der Nähe der Wohnungen stehen kleinere Hütten oder Schuppen (bellak genannt), welches Wort man wohl mit Küche übersetzen muß, wenn auch die Kocheinrichtungen der allereinfachsten Art sind. Ein Loch in der Erde birgt das Feuer, zu dem die trockene Faserhülle der Kokosnuß verwendet wird. Auf den rostartig darüber gelegten frischen Holzstäben braten einige Fische und Krabben, die man weder von Schuppen noch Eingeweiden reinigt; in der Asche vergraben backen Yams und daneben kocht in dem vom Händler erstandenen eisernen Topfe etwas Reis, der von China importiert wird, oder Arrowroot, das man auf den nördlicheren Marschall-Inseln gewinnt.

Auch auf den Marschall-Inseln spielt Tanz und Gesang eine hervorragende Rolle. Ankunft oder Abreise, Geburt und Tod, Regen und anhaltende Dürre, die Vollendung eines neuen Kanoes oder Hauses, ein reichlicher Fischfang, eine helle Mondnacht und vieles mehr sind Ereignisse, die das eine oder andere — oder richtiger beides erheischen; denn Tanz und Gesang sind unzertrennlich.

Am unermüdlichsten ist dabei das schöne Geschlecht, dessen jüngere Vertreterinnen sich in zwei Reihen, einander gegenüber, an den Boden kauern, eine Matte zwischen sich ausbreiten und unter regelmäßigen Beu-



Jaluit. Nach einer Photographie von Konsul Hernsheim

gungen und Drehungen ein vier- bis sechsstrophiges Lied absingen.

Das kleinste, unbedeutendste Ereignis genügt, um danach zur bekannten Melodie den Text zu improvisieren, und Einfälle, wie z. B. „Der fremde Kapitän trinkt sehr gerne Kokosmilch und giebt dafür Tabak“ werden mit allgemeinem Beifall belohnt.

Leise und in langsamem, getragenem Tempo hebt der anfangs immer traurig klingende Gesang an, gravitätisch wiegen sich die schlanken, ölglänzenden Gestalten hierhin und dorthin und begleiten die abgemessenen Windungen mit graziösen Bewegungen ihrer wohlgeformten Arme. Kleine Stöckchen vertreten die Kastanietten, und die umsitzenden älteren Frauen haben halb im Schoße, halb an der Erde die große mit Fischhaut bespannte Trommel liegen, auf der sie die eintönige Begleitung schlagen. Allmählich wird das Tempo rascher, die Bewegungen toller und auf die kleinsten Körperteile ausgedehnt, selbst der Augapfel rollt in dem glitzernden Weiß wild umher, und der nun laute lustige Gesang steigt zu immer höheren Tönen, bis den jungen Kehlen Stimme und Luft ausgeht.

Während die Frauen sich meistens mit Flechten von Matten und Segeln beschäftigen und dabei viel Geschmack und Geschicklichkeit bekunden, ist die hervorragendste Leistung des Mannes der Kanoebau, zu dem der Brotfruchtbaum das Holz liefert. Das Fahrzeug ist nicht, wie anderwärts, ein ausgehöhlter Stamm, sondern es besteht aus einzelnen Stücken, die genau aneinander gepaßt und gebunden werden. Man baut jedoch nicht ein Gerippe und bekleidet dies mit Planken, sondern haut aus dem gefällten Stamme, in einem Stücke gerade so viel des ganzen Kanoes, als das Material erlaubt, so daß in Bezug auf Form und Größe der Stückzahl kein Fahrzeug dem anderen gleicht.

Es ist fast unbegreiflich, wie der Marschaller es fertig bringt, ohne Modell und ohne andere Werkzeuge, als eine Muschel- oder neuerdings Eisenaxt, ein so großes, schönes und zweckentsprechendes Fahrzeug herzustellen. Vorn und hinten spitz zulaufend, hat das sehr hohe Boot

nur wenige Fuß Breite und ist durch ein starkes Gestell mit einem Schwimmbalken, dem sogenannten Ausleger, verbunden, der 10—15 Fuß entfernt neben dem Kanoe herschwimmt und dasselbe vor dem Umschlagen bewahrt. Die hierdurch bedingte Tendenz des Fahrzeuges, sich, statt in gerader Linie zu bewegen, einen Kreis zu beschreiben, hat man dadurch sehr ingeniös aufzuheben verstanden, daß man die dem Ausleger zugekehrte Seite des Bootes konvex, die andere aber fast gerade baute.

Auf der Mitte des Kanoes liegt, weit über die Seiten hinausragend, eine Plattform, auf der bei größeren Reisen zwei kleine Häuschen befestigt werden, die bei schlechtem Wetter 6—8 nebeneinander liegenden Menschen einen notdürftigen Schutz gewähren. Bei kleineren Fahrten läßt man die Häuschen weg, so daß dann 10—15 Mann genügenden Platz auf dieser Plattform finden, in deren Mitte, in einem Holzsockel, der bewegliche Mast ruht. An seiner Spitze wird das dreieckige Mattensegel befestigt, dessen untere Ecke in dem Schnabel des Kanoes sitzt. Mit Leichtigkeit regiert ein Mann das Fahrzeug mittels eines großen, flachen Handruders. Soll gewendet werden, so wird die in dem vorderen Schnabel ruhende Spitze des Segels nach dem hinteren Schnabel gebracht, und nur der Steuermann hat seinen Platz zu wechseln.

Die Bevölkerung der Marschall-Inseln zählt etwa 15000 Eingeborene und ungefähr 120 Fremde. Die Hauptniederlassung der Fremden befindet sich auf Jaluit; eben daselbst ist der Sitz der Verwaltung, welche durch einen Kaiserlichen Landeshauptmann versehen wird, der früher den Titel Reichskommissar führte. Als erster Reichskommissar daselbst fungierte Dr. Knappe, später Konsul in Samoa, als zweiter der spätere Oberrichter in Deutsch-Ostafrika, Sonnenschein, jetzt vortragender Rat in der Kolonialabteilung; ihm folgte Dr. Carl Wilhelm Schmidt, der so seinem ursprünglichen Arbeitsfeld, dem wichtigen Deutsch-Ostafrika, — hoffentlich nicht für immer — entzogen wurde; dieser wieder wurde als

Landeshauptmann der Marschall-Inseln durch Dr. Irmer ersetzt. Das Klima ist, da Tropenfieber gänzlich fehlt, auch für den Europäer günstig.

Das Hauptprodukt der Inseln ist Kopra, welches von den wildwachsenden Kokospalmen und von einigen Plantagen in überaus großer Menge gewonnen wird. Im Jahre 1891 betrug die Kopraproduktion der Marschall-Inseln fast 4 Millionen Pfund. Der Haupthandel der Marschall-Inseln liegt in den Händen der „Jaluit-Gesellschaft", deren Sitz sich in Hamburg befindet.

Was schließlich die Missionsthätigkeit anlangt, so befinden sich im Schutzgebiet der Marschall-Inseln nur sogenannte Eingeborenen-Missionäre der amerikanischen Boston-Mission. Die Lehrthätigkeit der Eingeborenen-Missionäre beschränkt sich auf Singen, Beten, Abhalten von Bibelstunden, Unterricht im Lesen und Schreiben, worin sie jedoch selbst nur geringe Fertigkeiten besitzen.

5. Die Thätigkeit der Neu-Guinea-Kompanie und die wirtschaftliche Bedeutung des Schutzgebietes der Südsee

Die ersten Phasen der deutschen Kulturthätigkeit im Gebiete der Südsee sind bereits früher kurz angedeutet worden.

Während die ersten Jahre in überwiegendem Maße der Forschung gewidmet waren, um zunächst durch die Ergebnisse derselben die Grundlagen für spätere Ausnutzung zu liefern, um ferner die geeigneten Stellen für die Inangriffnahme der Kulturthätigkeit ausfindig zu machen, ist seit dem Jahre 1889 die Ausrüstung von Expeditionen allmählich in den Hintergrund getreten. Die angelegten Sammlungen auf dem Gebiete der Botanik, der Forstwissenschaft, der Geologie und der Kulturtechnik (Bodenproben) ließen nach ihrer Durcharbeitung in Europa schon frühzeitig den außerordentlichen Wert

des Schutzgebietes erkennen und veranlaßten die Errichtung einer Reihe von Stationen, zunächst in Kaiser-Wilhelmsland, nämlich in Finsch-Hafen, wohin der Sitz des Landeshauptmanns gelegt wurde, in Hatzfeldt-Hafen, Constantin-Hafen, Stephansort; später kam hinzu im Bismarck-Archipel auf Neu-Pommern (an der Blanche-Bai) die Station Herbertshöhe.

Nach Begründung der ersten Stationen hat die Neu-Guinea-Kompanie einen oberen Vertreter im Schutzgebiet mit dem Titel „Landeshauptmann" eingesetzt, dem sowohl die wirtschaftliche Leitung, als die Wahrnehmung der auf der Landeshoheit beruhenden Rechte und Pflichten übertragen wurde. Die nötigen Hilfskräfte wurden ihm in den Stationsvorstehern und anderen Beamten beigegeben, zu denen eine Anzahl von Handwerkern und Seeleuten trat, die nicht unbeträchtlich sein konnte, weil das Land für die Bedürfnisse der Europäer nichts bot und die Ankömmlinge für ihren Schutz lediglich auf sich selbst angewiesen waren. Alles, was zur Wohnung, Kleidung und Ernährung gehört, mußte ebenso wie Waffen und Verteidigungsmittel mitgenommen und weiterhin eingeführt werden. Die Dienstverträge werden in der Regel auf drei Jahre, für den Pflanzungsdienst auch wohl auf fünf Jahre geschlossen. Neben der Besoldung pflegt freie Ausreise und im Fall der Erfüllung des Vertrages auch freie Rückreise, ferner freie Wohnung, freie Arznei und ärztliche Behandlung und ein Teil der Bedienung gewährt zu werden, wogegen die Beköstigung und der sonstige Unterhalt von den Angestellten selbst zu beschaffen sind. Die Kompanie kommt ihnen dabei dadurch zu Hilfe, daß sie an den Stationen Vorräte an Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen des Verbrauchs hält, welche zu den Anschaffungspreisen mit einem nach den Kosten des Transports, der Verzinsung und des Verlustes durch Verderb u. s. w. bemessenen Zuschlag überlassen werden. Zu diesem Behufe mußten an der Hauptstation und den von ihr abgelegenen Stationen

Lagerhäuser hergestellt und mußte deren Verwaltung eingerichtet werden.

Wie primitiv immerhin die Verhältnisse waren, so bedurfte es doch auch einiger Einrichtungen für die politische Verwaltung, insbesondere polizeilicher Art. Als Organe der Polizei fungierten die Stationsvorsteher. Um nötigenfalls polizeiliche Anordnungen im Zwangswege durchsetzen zu können und um einigen Schutz gegen Gewaltthätigkeiten der Eingeborenen, die sich gelegentlich feindselig zeigten, zu haben, wurde aus farbigen Arbeitern eine Art Schutzmannschaft gebildet, welche im Gebrauch von Waffen durch einen zu diesem Zweck ausgesandten Offizier und einige Unteroffiziere geübt und mit einer leichten Uniform ausgestattet wurden. Der normale Bestand wurde auf 50 Mann angenommen.

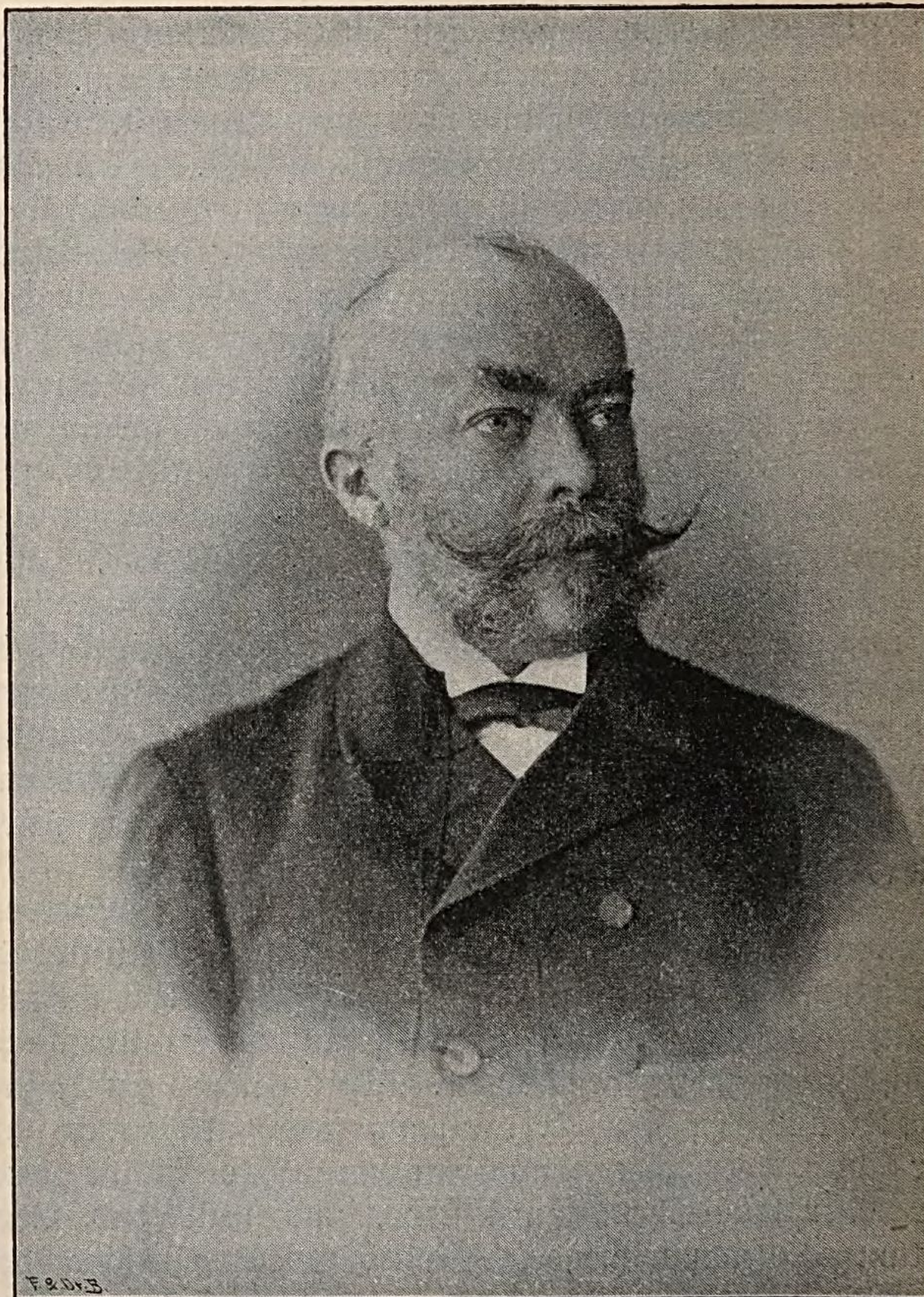
Der Schiffsverkehr machte es ferner wegen der Entlegenheit deutscher Konsularbehörden nötig, im Schutzgebiet selbst Seemannsämter einzurichten, welche mit den gleichen bezüglichen Befugnissen wie die deutschen Konsulate ausgestattet wurden. Je ein solches Seemannsamt besteht für Kaiser-Wilhelmsland und für den Bismarck-Archipel.

Die Überlastung, welche aus der Vereinigung der Geschäfte, sowohl der politischen als der ökonomischen Verwaltung in einer Hand sich ergab, und die Schwierigkeit, für die Erfüllung einer solchen Aufgabe die geeignete Kraft zu finden, gaben Veranlassung, unter dem 23. Mai 1889 ein Abkommen mit dem Auswärtigen Amt zu schließen, kraft dessen die Ausübung der landeshoheitlichen Rechte einschließlich der Gerichtsbarkeit auf einen Kaiserlichen Kommissar übertragen wurde. Ihm wurde ein Kaiserlicher Beamter als Richter für den Bismarck-Archipel und ein mit der Gerichtsbarkeit erster Instanz für Kaiser-Wilhelms-Land betrauter Beamter, sowie eine Anzahl von Lokalbeamten, welche vornehmlich aus Beamten der Neu-Guinea-Kompanie entnommen wurden, zur Seite gestellt. Sowohl die Besoldungen der sämtlichen Beamten, als

die übrigen Kosten der politischen Verwaltung blieben zu Lasten der Neu-Guinea-Kompanie. Dieses auf Kündigung stehende Verhältnis hat vom November 1889 bis zum September 1892 Bestand gehabt. Es wurde auf Antrag der Neu-Guinea-Kompanie aufgelöst, weil durch die Konzentrierung ihrer Thätigkeit an der Astrolabe-Bai nach Begründung der Astrolabe-Kompanie der wirtschaftliche Wirkungskreis des obersten Leiters sich derart verengerte, daß die Wiedervereinigung seiner Thätigkeit mit derjenigen der politischen Verwaltung angängig und zur Minderung der Ausgaben, welche in den Einkünften der Landesverwaltung nur unzulängliche Deckung fanden, ratsam erschien. Die Neu-Guinea-Kompanie hat, nachdem die Auflösung des Verhältnisses die Allerhöchste Genehmigung erhalten hatte, mit Genehmigung des Reichskanzlers wiederum einen Landeshauptmann berufen. Gegenwärtig scheint vom Direktor der Kolonialabteilung Herrn Dr. Kayser im Verein mit der Neu-Guinea-Kompanie an eine Änderung in der Verwaltung jener Schutzgebiete gedacht zu werden.

Zu der Vereinfachung der Thätigkeit des oberen Verwaltungsbeamten der Kompanie hatte wesentlich beigetragen, daß außer der Auflösung der bisherigen Hauptstation Finsch-Hafen mit Butaueng auch die Station Hatzfeldt-Hafen aufgegeben wurde. Dies geschah im Jahre 1891, nachdem die Überzeugung gewonnen war, daß der dort versuchte Tabakbau an Güte hinter dem der Astrolabe-Ebene zurückstehe, und weil das Verhalten der umwohnenden Eingeborenen feindselig geworden war.

Inzwischen war, da der provisorisch nach Stephansort verlegte Sitz der Zentralverwaltung wegen Mangel eines Hafens daselbst nicht verbleiben konnte, der schon früher gefaßte Plan, die Hauptstation an die Astrolabe-Bai zu verlegen, und zwar dahin zur Ausführung gebracht worden, daß die neue Hauptstation auf der Nordküste der Schering-Halbinsel am Friedrich Wilhelms-Hafen

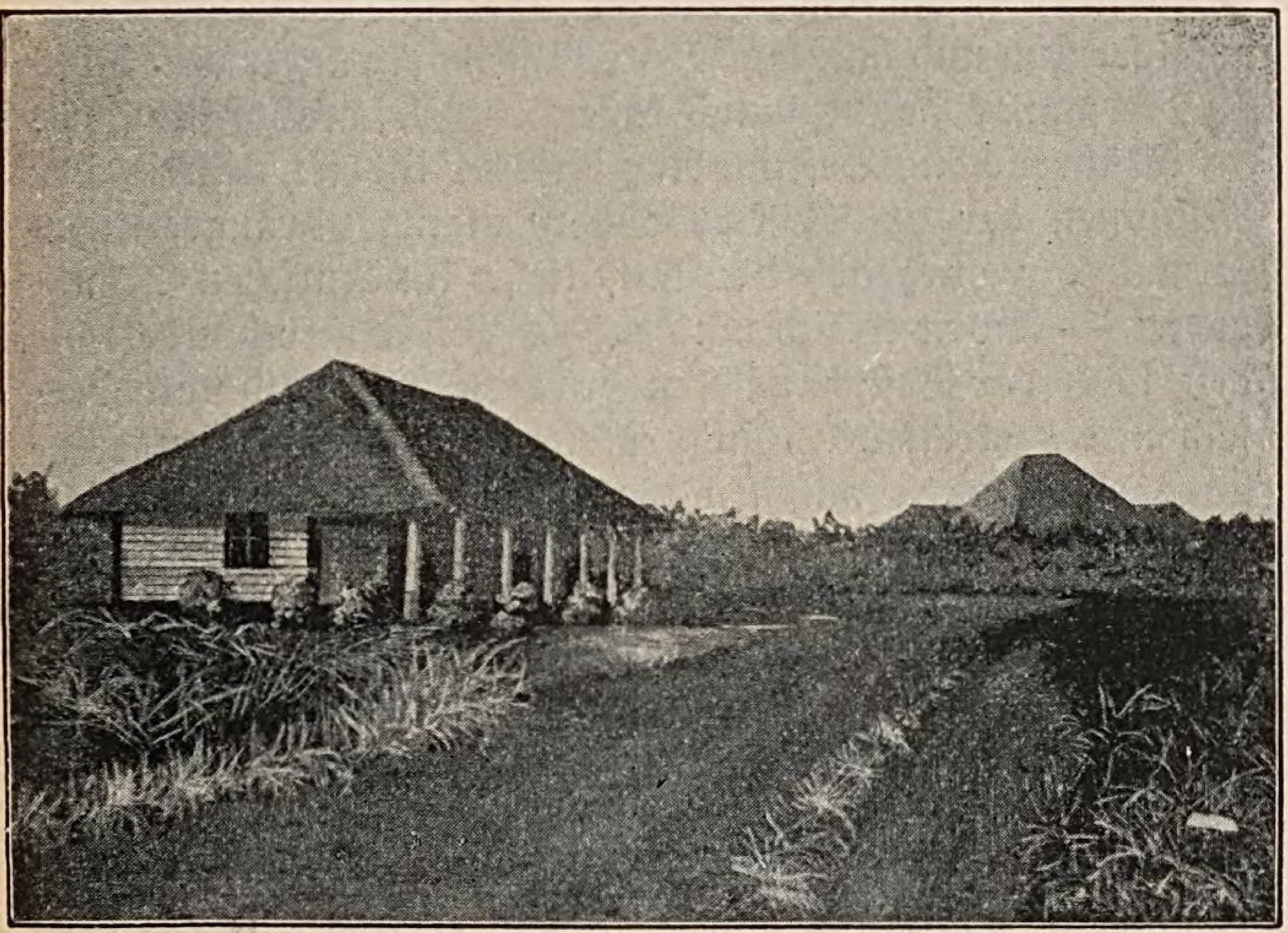


Dr. Kayser
Wirklicher Geh. Legationsrat und Direktor der Kolonial-Abteilung des Auswärtigen Amts

angelegt wurde. Der Hafen entspricht allen Anforderungen der Sicherheit und Bequemlichkeit für den Schiffsverkehr; die erforderlichen Bauten sind vollendet, die Gesundheitsverhältnisse scheinen sich nach Klärung des

Terrains günstig zu gestalten: hier hat daher auch der Landeshauptmann und die Zentralverwaltung der Neu-Guinea-Kompanie fortan ihren Sitz.

Von den seitens der politischen Verwaltung getroffenen Maßnahmen ist hervorzuheben die Einführung einiger Zölle sowie einer Gewerbe- und Einkommensteuer, welche im Jahre 1888 notwendig geworden ist, um wenigstens für einen Teil der durch die Landesverwaltung erwachsenden Kosten Deckung zu erhalten.



Polizeiwache in Stephansort
Nach einer Photographie von H. Schmidt, Beamter der Neu-Guinea-Kompanie

Die Einfuhrzölle treffen nur alkoholhaltige Getränke und Berauschungsmittel, der Ausfuhrzoll liegt nur auf Kopra, von deren Wert er etwa 2 Prozent beträgt.

Die Steuerverordnung schließt sich dem System der Einrichtungen an, welches anderweit in der Südsee in Übung ist. Die Steuerpflichtigen sind in zwei Kategorien geteilt, nämlich selbständige Handel- und Gewerbetreibende, deren Einkommen unbestimmt ist, und solche Personen,

welche als Beamte angestellt oder in Geschäften anderer thätig sind und ein voraus bestimmtes oder erkennbares Einkommen beziehen.

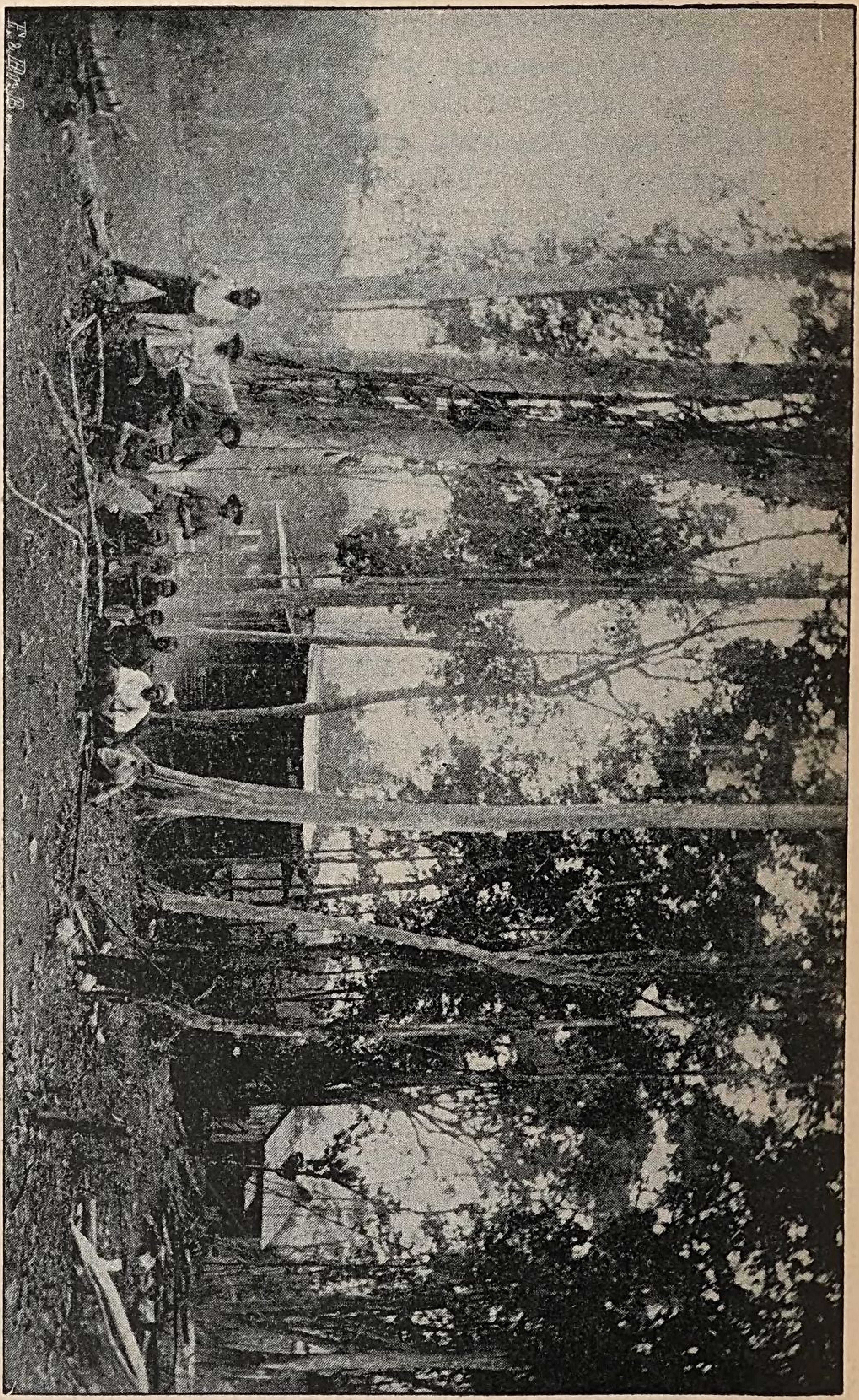
Was die Rechtspflege insbesondere angeht, so haben die Schutzbriefe deren Ordnung der Kaiserlichen Regierung vorbehalten, so jedoch, daß die Kompanie die Kosten derselben zu tragen hat. Die Jurisdiktion ist dahin geordnet, daß für die erste Instanz zwei Gerichtssprengel, ein östlicher für den Bismarck-Archipel und die Salomons-Inseln, ein westlicher für Kaiser Wilhelms-Land gebildet sind und daß als zweite Instanz ein unter dem Vorsitz des Landeshauptmanns tagender Gerichtshof fungiert.

Während in Britisch-Neu-Guinea die Thätigkeit der Missionen der politischen Besitzergreifung vorangegangen ist und ihr vorgearbeitet hat, ist sie im deutschen Schutzgebiet — soweit es sich um deutsche Missionäre handelt — erst nach der Besitznahme, aber auch sehr bald nach derselben eingetreten. Von protestantischen deutschen Missionsgesellschaften nahmen die Arbeit auf: die Rheinische Missionsgesellschaft in Barmen und die Evangelisch-Lutherische Missionsgesellschaft in Neuendettelsau (Bayern). Die erstere hat 3 Niederlassungen errichtet, in Bokadschim bei Stephansort, auf der Insel Siar in Friedrich-Wilhelms-Hafen und auf der Dampier-Insel gegenüber Hatzfeldt-Hafen: auf diesen wirken 6 Missionäre, von denen einige verheiratet sind und deren einer Arzt ist. Besondere Wirksamkeit vermag die Station auf Siar zu entfalten, da ihr Leiter, seit 6 Jahren im Lande, mit der Sprache der Eingeborenen auch deren Vertrauen sich zu erwerben verstanden hat. Da Siar von Bokadschim nur 18 Seemeilen entfernt ist, können beide Stationen sich gegenseitig unterstützen. Die Niederlassung auf der Dampier-Insel, welche mit 2 Missionären besetzt ist, wird trotz ihrer Isolierung und trotz des Mißgeschickes, welches die an der nahen Franklin-Bai begonnene Niederlassung durch den Tod zweier Brüder betroffen hat, gehalten. Da auf der Dampier-Insel etwa 50 kleine

Dörfer im Bereich der Station liegen, eröffnet sich auch auf ihr ein Feld gesegneter Wirksamkeit.

Die Neuendettelsauer Missionsgesellschaft begann ihre Wirksamkeit durch Anlegung einer Station in Simbang bei Butaueng am Ausfluß des Bubui. Im Jahre 1889 entsandte sie 2 Missionäre nach den Tami-Inseln gegenüber der Mündung des Bubui, die von einem der Zahl nach kleinen, aber gewerbsthätigen Stamm bewohnt werden, der seine Handelsfahrten bis tief in den Huon-Golf gegen Süden und bis nach der Rook-Insel im Norden ausdehnt. Im Jahre 1891 wurde die Hauptstation flußaufwärts auf einen günstig gelegenen Hügel verlegt, auf welchem ein luftiges und geräumiges Haus aus heimischem Material errichtet worden war. Sie erfreut sich eines tüchtigen Viehstandes und ausgedehnter Gartenwirtschaft. Die Missionäre haben sich bemüht, die in dem Distrikt vorherrschende Jabimsprache zu erlernen und befestigen ihren Einfluß nach allen Seiten hin. Zur Zeit sind 6 Missionäre am Werke. Sie haben seit 2 Jahren 20—30 Knaben aus den benachbarten Dörfern an sich gezogen, welche sie unterrichten und auch in Gesang und Feldarbeit unterweisen.

Im Bismarck-Archipel hat auf der Gazelle-Halbinsel die katholische Mission der „Société des Missionnaires du Sacré Cœur“, welche Mutterhäuser in Antwerpen und Salzburg hat, die Missionsarbeit begonnen; sie wird zur Zeit von 5 Priestern, 9 Laienbrüdern und 5 Missionsschwestern — meist Franzosen — unter Leitung eines Bischofs, der als apostolischer Vikar für Neu-Pommern bestimmt ist, gepflegt. Die Gesellschaft besitzt 3 Niederlassungen in Malangunan, Vlavollo und Kiningunan, von denen letztere der bischöfliche Sitz ist, 2 Kirchen und 2 Schulen. Im Sommer 1892 betrug die Zahl der Getauften 145, die der zeitweisen Kirchenbesucher 162 bis 200. In den Schulen wurden um diese Zeit etwa 20 Waisenkinder aus Neu-Mecklenburg und 36 Eingeborene der Gazelle-Halbinsel unterrichtet.



Station Butaueng. Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

Die christliche Mission ist im Bismarck-Archipel außerdem durch Missionäre der „Austral-asian Wesleyan Methodist Missionary Society“ vertreten, welche sich schon vor der deutschen Besitznahme daselbst eingeführt hatte. Sie besitzt im Norden der Gazelle-Halbinsel mit den Inseln Matupi und Nalom 29, in Neu-Mecklenburg 4, in Neu-Lauenburg 11 Stationen, welche von drei englischen Missionären und 44 sogenannten teachers, die aus Samoa, Fidschi und aus dem Archipel selbst stammen, versehen werden. Sitz der Oberleitung ist in Australien Sidney, im Bismarck-Archipel Port Hunter. Die Mission hat 15 Kirchen errichtet und unterhält 40 Schulen. Die Zahl der Getauften wird auf 702, diejenige der Eingeborenen, welche an den Gottesdiensten teilnehmen, auf 5576 angegeben. Die Kosten des Unterhaltes der Mission werden zum Teil durch sogenannte freiwillige Beiträge der Eingeborenen aufgebracht. Die Neu-Guinea-Kompanie kommt den Missionsgesellschaften in Kaiser Wilhelms-Land und der katholischen Mission im Bismarck-Archipel gleichmäßig dadurch entgegen, daß sie ihnen Ermäßigung der Fahrpreise auf ihren Schiffen und den Bezug von Lebensmitteln und sonstigen Gegenständen des Bedarfs aus den von ihr gehaltenen Lagern zu den gleichen Vorzugspreisen wie ihren Beamten gewährt und das Land für Stationen zu Preisen überläßt, die nur nominell sind. Zur Errichtung von Niederlassungen bedarf es der Genehmigung der Behörde. In Bezug auf ihre Wirksamkeit als Geistliche und religiöse Erzieher erhalten die Missionäre ihre Weisungen lediglich von den Leuten der Missionsgesellschaften, welche sie ausgesendet haben.

Schon im Jahre 1887 ist durch die Fürsorge der Reichspostverwaltung eine direkte Briefbeförderung nach dem Schutzgebiet eingeführt worden; Postagenturen wurden an den Stationen der Neu-Guinea-Kompanie eingerichtet und von Beamten der Gesellschaft, welche auch die Lokalitäten und deren Ausstattung stellte, verwaltet.

Am 1. Januar 1888 trat das Schutzgebiet in den Weltpostverein ein.

Demnächst wurde auch die Beförderung von Packeten durch die Post übernommen und vom 1. Januar 1891 ab der Postanweisungsverkehr in Gemäßheit des revidierten Pariser Übereinkommens vom 4. Juni 1878, mit gewissen Beschränkungen in der Höhe der anzuweisenden Beträge innerhalb einer bestimmten Zeit, eingerichtet. Der bezügliche Geldverkehr vollzieht sich durch die Kompanie, welche mit der Oberpostdirektion in Bremen abrechnet. Postagenturen bestehen zur Zeit in Herbertshöhe und Friedrich Wilhelms-Hafen. An letzterem Ort sind neuerlich die Agenturen, welche früher in Stephansort, Hatzfeldt-Hafen und Konstantin-Hafen bestanden hatten, vereinigt worden; er ist zugleich an Stelle von Finsch-Hafen als Hauptagentur getreten.

Die telegraphische Verbindung reicht von Europa über Australien bis Batavia, Surabaja, Singapore; die Post hat die Durchleitung der Telegramme zwischen den erstgenannten Plätzen und dem Schutzgebiet, welche durch die zwischen ihnen fahrenden Dampfer befördert werden, gleichfalls übernommen.

Das Schutzgebiet der Marschall-Inseln besitzt gleichfalls eine Poststation in Jaluit.

Die Verbindung des Schutzgebietes mit Deutschland hat verschiedene Phasen durchlaufen. Während zuerst die eigenen Dampfer der Neu-Guinea-Gesellschaft eine Verbindung mit Cooktown, dem nördlichsten Hafen der Ostküste Australiens aufrecht erhielten, und von dort aus die British India Co. den Verkehr mit Europa vermittelte, trat im Jahre 1889 eine Umleitung des Schiffsverkehrs über Niederländisch-Indien ein. Eigene Dampfer der Neu-Guinea-Gesellschaft liefen nach Surabaya, bezw. Batavia und schlossen hier an die holländische Stoomvaart Maatschappy an. Aber auch diese Art der Verbindung erwies sich den gesteigerten Anforderungen gegenüber als unzureichend. Seit dem Jahre 1893 wurde

dann der Anschluß an die Reichspostlinie des Norddeutschen Lloyd hergestellt. Der gegenwärtige Verkehr schließt in Singapore an die Hauptdampfer der ostasiatischen Linie des Norddeutschen Lloyd an und wird durch Dampfer „Lübeck“ in achtwöchentlichen Zwischenräumen über Batavia, Friedrich Wilhelms-Hafen, Stephansort, Finsch-Hafen und Herbertshöhe, auf der Heimreise über Stephansort, Friedrich Wilhelms-Hafen, Surabaya und Batavia geleitet.

Den Verkehr zwischen den einzelnen Stationen, bezw. nach den Salomons-Inseln besorgen die Schiffe der Neu-Guinea-Gesellschaft.

Die eigentliche Kulturthätigkeit der Neu-Guinea-Gesellschaft umfaßt zwar wenige, aber überaus wichtige Pflanzengattungen. Einige Mißerfolge konnten auch hier anfänglich nicht ausbleiben; so bei Anlegung der Kaffee- und Kakaopflanzungen der Kaiser Wilhelms-Land-Plantagengesellschaft, einer unter dem Schutze der Neu-Guinea-Kompanie errichteten Gesellschaft, welche aus Gründen persönlicher Natur zum Scheitern kam. Ein seltsamer Unstern hatte über einem andern Versuche gewaltet, den man vorher bereits an der Westküste von Neu-Pommern mit dem Anbau von Kaffee hatte machen wollen, indem die ausgesandte Expedition durch die große Flutwelle, welche von einem Vulkanausbruch auf der Ritterinsel veranlaßt wurde, zu Grunde ging.

Ungleich günstiger dagegen gestaltete sich die Kultur von Tabak und Baumwolle, deren Gedeihen zu einem hohen Grade der Güte die angestellten Versuche außer Frage stellten.

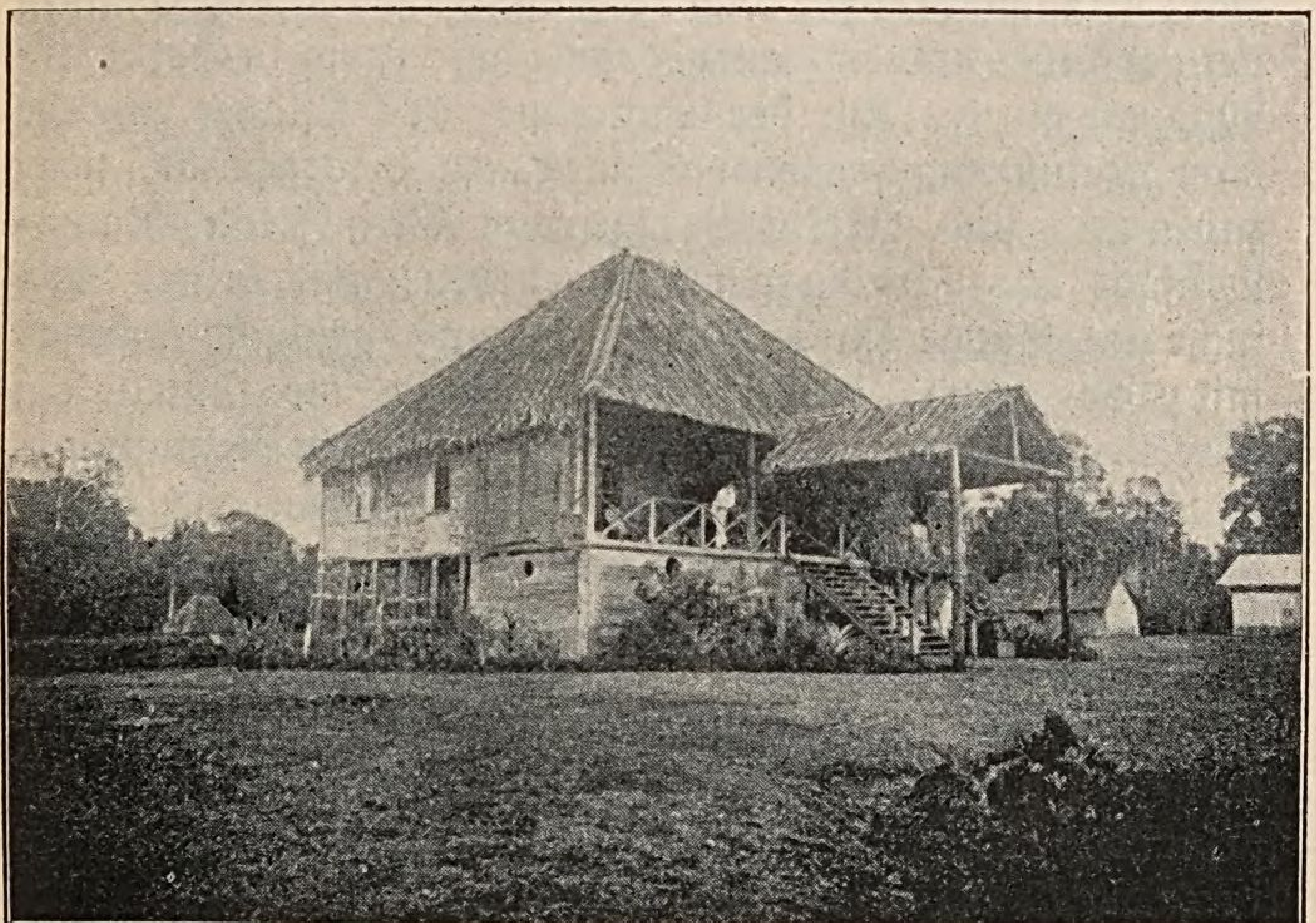
Von der Erkenntnis, daß die Kultur dieser wertvollen Pflanzen vor allem gepflegt werden müsse, wenn das Unternehmen der Kompanie Bestand haben solle, sind denn auch die weiteren Maßnahmen der letzteren bestimmt worden. Es wurden neue Stationen an der Astrolabe-Bai errichtet, Stephansort 1888 und Erima 1890 und beide der Pflanzung von Tabak gewidmet. Auch in

Hatzfeldt-Hafen, in dessen Umgebung die Eingeborenen bereits Tabak in kleinen Plantagen zogen, wurde der bereits im Jahre 1888 in Angriff genommene Tabakbau weiter entwickelt, bis er mit Aufgabe der Station eingestellt werden mußte. Die auf den Markt nach Bremen gebrachten Produkte fanden eine sehr günstige Beurteilung. Infolgedessen und nachdem eine genauere Erforschung des Bodens an der Astrolabe-Bai das Vorhandensein ebenen, zum Tabakbau in hohem Grade geeigneten Landes in fast unbegrenzter Ausdehnung nachgewiesen hatte, bildete sich im Jahre 1891 auf Anregung der Neu-Guinea-Kompanie eine besondere Kolonialgesellschaft unter dem Namen „Astrolabe-Kompanie“ mit einem Grundkapital von 2 400 000 Mark, welche zum Zweck hat, in der Astrolabe-Ebene den Tabakbau in großem Umfange zu betreiben. Ihr Statut ist von dem Reichskanzler bestätigt und die juristische Persönlichkeit in dem durch das Gesetz vom 15. März 1888 vorgesehenen Umfange ihr durch Beschluß des Bundesrates vom 22. Dezember 1891 verliehen worden. Die Neu-Guinea-Kompanie hat sich daran durch Überlassung von Grund und Boden gegen Gesellschaftsanteile und Übernahme eines weiteren Betrages von Anteilen gegen Einzahlung beteiligt.

Die Astrolabe-Kompanie hat demnächst von der Neu-Guinea-Kompanie deren Tabakspflanzungen in Stephansort und Erima übernommen und zwei neue Stationen in Jomba und Maraga — im Südwesten des Friedrich Wilhelms-Hafens — damit verbunden. Dabei kam ihr zu statten, daß die Tabakkultur in Sumatra infolge ungünstiger Verhältnisse des Wetters und der fortschreitenden Aussaugung des Bodens im Jahre 1891 einen Niedergang erfuhr, welcher zum Aufgeben vieler Pflanzungen nötigte, wodurch eine große Anzahl im Tabakbau geübter chinesischer Kulis sowie erfahrener Tabakpflanzer und Hilfsbeamter disponibel wurde. Diese Chance wurde benutzt, indem das für die

Pflanzungen erforderliche Personal an Pflanzungsbeamten sowie an chinesischen und malayischen Kulis unter verhältnismäßig günstigen Bedingungen engagiert wurde. Etwa 1600 solcher Kulis sind vom August 1891 bis März 1892 von Singapore und Niederländisch-Indien nach dem Schutzgebiet übergeführt worden.

Die Arbeiten wurden so rasch gefördert, daß schon im Jahre 1892 in Stephansort und Jomba mehr als



Stationshaus der Tabakpflanzung in Erima
Nach einer Photographie im Besitz der Neu-Guinea-Kompanie

120 Felder bepflanzt werden konnten, während in Erima alles für die Ernte des folgenden Jahres vorbereitet wurde. Die Tabake der 1892er Ernte sind dann sämtlich nach Bremen verschifft und dort verkauft worden.

In der Qualität zeigten sich die an der Astrolabe-Bai gewachsenen Tabake dem von Hatzfeldt-Hafen überlegen, obwohl auch letzterer Anerkennung gefunden hatte. Die allgemeine Ansicht sprach sich dahin aus, daß der Neu-Guinea-Tabak von der Astrolabe-Ebene einer großen

Zukunft entgegengehe, wenn es gelinge, zu der feinen Qualität, die dem Sumatra-Tabak überlegen sei und sich dem feinen Mexiko- — ja sogar dem Havanna-Tabak — nähere, ferner zu dem großen und zarten Blatt auch noch reine und vor allem helle Farben zu liefern.

Mit der Pflanzung von Baumwolle wurde im Oktober 1888 in Constantin-Hafen begonnen und zwar mit Sea Island-Wolle aus Samen, der über Samoa bezogen war; demnächst wurde auch in Finsch-Hafen und Stephansort gepflanzt und eine ausgedehnte Pflanzung in Herbertshöhe angelegt. Um der Entartung der Pflanze, welche ohne Zuführung fremden Samens zu besorgen ist, vorzubeugen, sind direkte Bezüge von Sea Island-Baumwollsaat aus Florida gemacht worden, mit denen Versuche im Gange sind. Die Reinigung geschah anfangs mit der Hand, dann mittels Gins, die durch ein Göpelwerk betrieben wurden; zur Zeit ist ein Reinigungshaus in Herbertshöhe errichtet, in welchem eine Lokomobile von Wolff in Buckau als Motor dient. In Herbertshöhe waren gegen Ende Juni 1892: 97 ha, Ende Dezember 1893 dagegen schon 167 ha mit Baumwolle bestellt. Hier wie in Konstantin-Hafen sind in den Baumwollpflanzungen Kokospalmen in regelmäßigen Abständen gepflanzt, deren Früchte durch Bearbeitung auf Kopra in wenigen Jahren den Ertrag der Pflanzungen noch beträchtlich zu steigern versprechen.

Die Baumwolle ist sowohl in Bremen wie in Liverpool wegen ihres langen, seidigen und kräftigen Srapels, der als ganz vorzüglich geschildert wird, günstig beurteilt worden, und hat auf dem letztern Markte Preise bis zu 16 Pence für das englische Pfund geholt.

Die Ausnutzung der Landesprodukte beschränkt sich, von Nutzhölzern abgesehen, vor der Hand auf ein geringes Gebiet.

Proben nutzbarer Hölzer sind auf der „Kölner Ausstellung“ im Jahre 1888 und auf der „Bremer Handelsausstellung“ im Jahre 1890 zur Anschauung gebracht

worden und haben Anerkennung gefunden. Auch im Jahre 1892 wurde auf der „Berliner Möbelausstellung" eine aus Neu-Guinea-Holz hergestellte Zimmereinrichtung mit einem ersten Preise ausgezeichnet und verkauft; eine zweite gleichartige wurde nachbestellt. Die Gewinnung im großen wird dadurch erschwert, daß der Transport des geschlagenen Holzes zur Küste wegen des Mangels fester Wege und geeigneter Transportmittel zur Zeit noch schwierig ist und daß der Seetransport mittels Dampfschiffes, bei welchem mehrfache Umladungen notwendig sind, relativ teure Frachten bedingt. Immerhin kann bei dem ungemessenen Waldreichtum des Landes, und da die Beförderungshemmnisse nicht unüberwindlich sind, auf die Verwertung edler Hölzer als eine ergiebige Ertragsquelle gerechnet werden, und sind neuerdings nicht unbeträchtliche Mengen solcher Blöcke nach Europa gebracht worden.

Nicht minder ist die Aufmerksamkeit fortgesetzt auf die Auffindung nutzbarer Faserstoffe gerichtet, und infolge dessen sind mehrere Proben anderwärts bekannter und auch neuer solcher Stoffe eingesandt worden, für welche in größeren Quantitäten Absatz zu finden ist. Der Beschaffung größerer Mengen steht noch entgegen, daß die Einsammlung der wild und zerstreut wachsenden Pflanzen, solange die Eingeborenen daran nicht gewöhnt werden können, durch Arbeitskräfte besorgt werden muß, welche für den Zweck zu teuer sind, und daß es bei der Entfaserung, d. h. für die Befreiung der Fasern von den Holzteilen, welche mittels Handarbeit nicht ausführbar ist, an Maschinen gebricht, welche leicht zu handhaben und leicht im Stande zu halten sind. Der ersteren Schwierigkeit wird sich durch allmähliche Anlernung der Eingeborenen, sowie durch methodischen Anbau besonders geeigneter Pflanzen begegnen lassen; für die Auffindung mechanischer Hilfsmittel zur Entfaserung ist die Kompanie besorgt.

Die Entdeckung gehaltreicher Phosphate auf den

Purdy-Inseln hat zeitweilig zu einer Ausbeutung der dortigen Lager geführt.

An Produkten des Meeres endlich, welche sich für die Ausfuhr eignen, sind Perlmutterschalen, Trepang und Schildpatt zu nennen. Die Ausbeutung derselben liegt hauptsächlich in den Händen der Firmen im Bismarck-Archipel.

Die Hauptschwierigkeit für die Kultivierung des Landes und die Anlegung der Plantagen lag von Anfang an in der Arbeiterfrage.

Bei der Unzulänglichkeit der eingeborenen Arbeitskräfte an Zahl und Geschicklichkeit war die Kompanie von vornherein auf die Zuführung auswärtiger, dem Klima gewachsener Arbeiter gewiesen. Solche Arbeiter wurden zunächst aus Java, insbesondere auch zur Verrichtung von Handwerksarbeiten angenommen. Obwohl die Gesetzgebung hier später durch ein Verbot der Kuli-Ausführung hindernd in den Weg trat, und sie nur ausnahmsweise gestattete, ist doch erreicht worden, daß für eine beschränkte Anzahl die Anwerbung und Ausführung unter Kontrolle der Behörden seitens der niederländisch-indischen Regierung nachgegeben wurde. Es hat denn auch die Anwerbung kleinerer Gruppen bis in die letzte Zeit ständig stattgefunden.

Für den Tabakbau genügten aber diese Arbeiter ebenso wenig wie die heimischen Melanesen. Es wurde vielmehr die Annahme chinesischer Kulis, welche nach übereinstimmenden Erfahrungen für die feineren Arbeiten des Tabakbaues vorzüglich, wenn nicht ausschließlich befähigt sind, unerläßlich. Sie wurde daher unter Überwindung der aus den bekannten verwerflichen Lebensgewohnheiten der Rasse entspringenden Bedenken ins Werk gesetzt. Die Neu-Guinea-Kompanie ließ schon im August 1889 einige chinesische Tabakarbeiter und Tändils nach Stephansort kommen und eine weitere Anzahl im Herbst 1890 nach Hatzfeldt-Hafen. In größerem Umfange fand die Überführung statt, als die Astrolabe-

Kompanie ihre Wirksamkeit begann. Außer den Chinesen wurden auch in geringerer Kopfzahl Banjuresen, Klings u. s. w., welche für bestimmte Hilfsarbeiten gebraucht werden, engagiert.

Die Handhabung der Disziplin unter den Arbeitern hat bisher keine Schwierigkeiten gefunden: sie ist, um Willkür und Härte in der Behandlung zu verhüten, durch eine Verordnung der Kompanie in eine feste Regel gebracht, welche sich als ausreichend erweist.

Die Anwerbung der chinesischen und malayischen Kulis erfolgt unter Vermittelung der Vertreter der Neu-Guinea-Kompanie.

Die Erfüllung der auf diese Weise zustande gekommenen Arbeitsverträge steht, was die Verpflichtungen der Arbeitgeber anlangt, unter Aufsicht der Landesverwaltung des Schutzgebiets. Daß die Kulis hinsichtlich ihres verdienten Arbeitslohnes, welcher, soweit irgend möglich, zu den auf der Ostküste Sumatras üblichen Sätzen in Akkord festgesetzt wird, nicht zu kurz kommen, dafür sorgt außer einer genauen Buchführung auf den Pflanzungen ihre eigene Berechnung. Die Löhne werden, weil die Kulis sich in der Markrechnung nicht zurechtfinden konnten, in mexikanischen Dollars, bezw. holländischen Gulden gezahlt.

Was die Wohnungen anlangt, so sind die Kulis nunmehr in sauberen Kongsie-Häusern nach Art der in Sumatra und auf der malayischen Halbinsel üblichen, untergebracht, welche auf weithin vom Busch gesäuberten, gesund gelegenen Plätzen erbaut sind, und an denen sich breite, auf beiden Seiten mit Entwässerungsgräben versehene Wege hinziehen.

Für die Beköstigung haben die Kulis im allgemeinen selbst zu sorgen. Der Hauptnahrungsartikel Reis wird von der Gesellschaft beschafft; geräucherte Fische, gesäuerte Gemüse und sonstige Zuthaten werden eingeführt. Behufs Kleinvertriebs der Nahrungs- und Genußmittel werden auf jeder Pflanzung sog. „Kadehs“ unterhalten,

in welchen Chinesen, bezw. Malayen zu Preisen, welche unter Aufsicht des Pflanzungsvorstehers festgesetzt sind, verkaufen, auch für 15 Cents eine gute kräftige Tageskost liefern müssen. Die Kadeh-Halter bauen Gemüse, von welchen Kürbisse, Gurken, Eierfrüchte, Rettiche, verschiedene Bohnen-, Kohl- und Salatarten u. s. w. sehr gut fortkommen. Ferner betreiben sie eine mehr oder minder umfangreiche Geflügel- und Schweinezucht. Frisches Rindfleisch ist durch periodisches Schlachten auf der Centralstation der Neu-Guinea-Kompanie und auf der Pflanzung Stephansort gelegentlich erhältlich, während die eine oder andere Pflanzung sich mehr den Fischreichtum des Meeres zu nutze macht. Aus dem Bismarck-Archipel werden Schweine und einheimische Knollenfrüchte, wie Yams, Taro u. s. w. eingeführt; außerdem hat sich stellenweise ein nicht unbedeutender Tauschhandel mit den Eingeborenen entwickelt, welche Kokosnüsse und sonstige landesübliche Nahrungsmittel, wie Bananen, Yams, Taro, Bataten, Fische, Schaltiere gegen Tabak ꝛc. überlassen.

Der vorjährige Stand der Besiedelung des Schutzgebietes, bezw. der Plantagenthätigkeit stellt sich wie folgt:

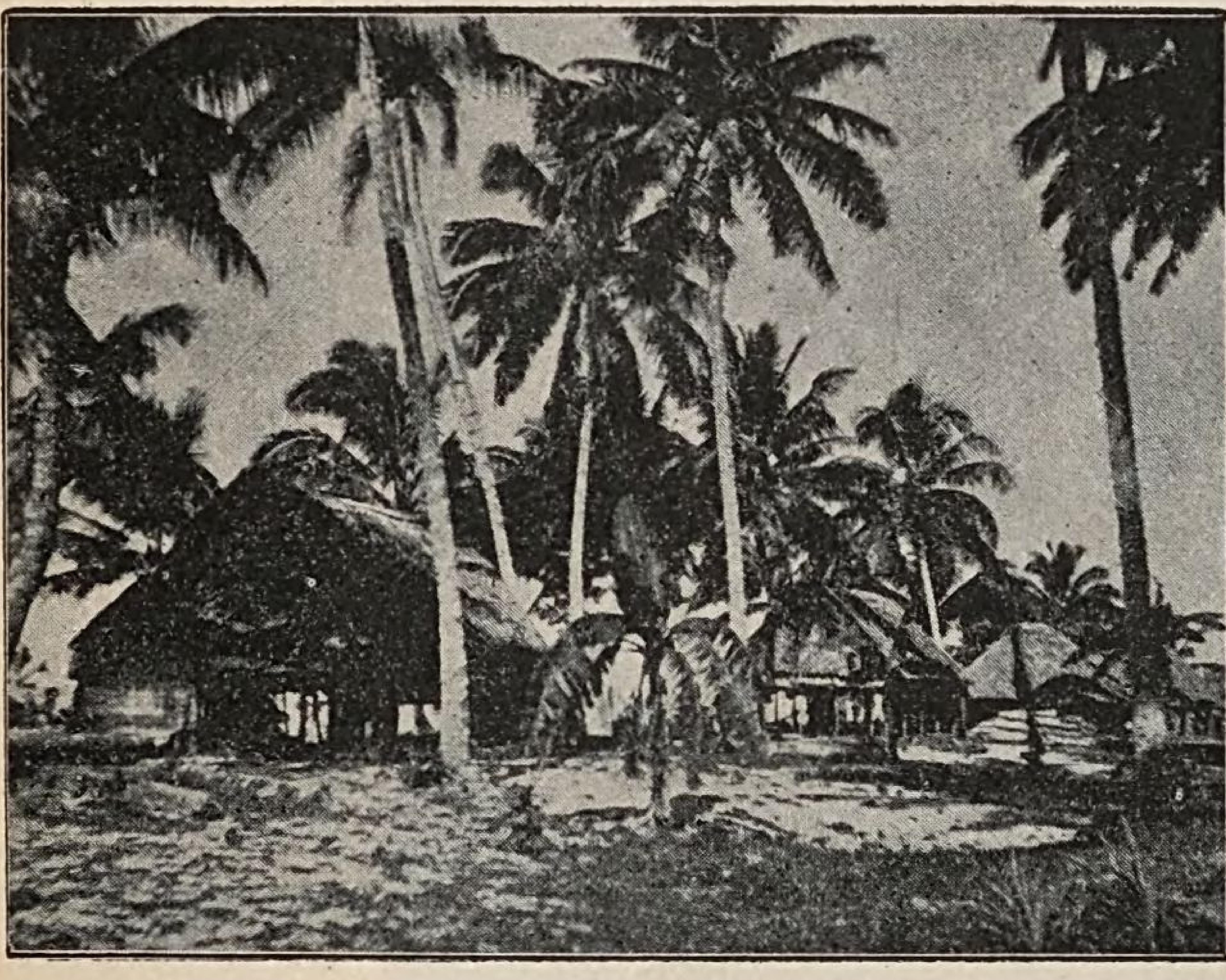
In Kaiser Wilhelms-Land befinden sich die Stationen der Neu-Guinea-Kompanie: Friedrich Wilhelms-Hafen, Constantin-Hafen; ferner die Pflanzungen der Astrolabe-Kompanie: Stephansort, Erima, Maraga und Jomba; endlich fünf Missionsniederlassungen. Die Zahl der Weißen beläuft sich auf ca. 80, an farbigen Arbeitern sind 2000 vorhanden.

Im Bismarckarchipel befinden sich:

1. Die Station der Neu-Guinea-Kompanie in Herbertshöhe,
2. die Niederlassungen der Firma Hernsheim & Co. auf der Insel Matupi, der Handels- und Plantagen-Gesellschaft der Südseeinseln auf der Insel Mioko (in der Blanche-Bai) und der Firma Forsaith in Ralum auf der Gazelle-Halbinsel,

Franzosen. Die Schiffsverbindung mit den Samoainseln wird nach dem Eingehen der Zweiglinie Sidney-Samoa des Norddeutschen Lloyds durch die Oceanic Steam Ship Company von St. Francisco und durch die Union Steam Ship Company von Neu-Seeland vermittelt.

Eine Telegraphenverbindung existiert zwischen Samoa



Häuser auf Apia
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

und dem Festlande nicht; die nächste Telegraphenstation, die mit Europa und Australien verbunden ist, befindet sich in Auckland; von dort nach Apia braucht ein Schiff immer noch acht Tage.

Die Samoa-Inseln sind vulkanischen Ursprungs; Korallenbildungen treten auf ihnen nur in beschränkterem Maße auf. Die Küste fällt zum Teil steil ins Meer ab und erhebt sich hoch über den Wasserspiegel. Zum Teil ziehen sich, wie besonders in Upolu weite ebene Flächen

an dem Meeresufer hin. Die größeren Inseln sind von hohen bis zu 1700 m ansteigenden Gebirgen durchzogen, die terrassenförmig nach der Küste zu abfallen. Der Boden ist außerordentlich fruchtbar und für den Plantagen-, Getreide- und Gemüsebau in hervorragendem Maße geeignet.



Flußpartie auf Samoa. Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

Die Inseln sind sämtlich gut bewässert, da auf den Bergen viele Flüsse und Bäche, die häufige Wasserfälle aufweisen, ihren Ursprung haben. Unter den wenigen brauchbaren Häfen der Samoagruppe ist der beste und bei weitem bedeutendste die Bucht von Apia, ungefähr in der Mitte der nördlichen Längsseite der Insel Upolu gelegen; die Bucht schließt im Westen mit der Mulinu-, im Osten mit der Matautuspitze ab. Längs der Bucht ziehen sich die zum Teil zweistöckigen Häuser der Europäer und Hütten der Eingeborenen hin. Im Hintergrunde werden die mit üppiger Tropenvegetation bedeckten staffelförmig ansteigenden Bergformationen sichtbar, zwischen denen einzelne Bäche nach dem Meere zu fließen, hie und da Katarakte bildend, deren bedeu-

tendster der Vaisigago mit einem Gefäll von ungefähr 80 m, eine meilenweit hin sichtbare Landmarke bildet. Das Klima auf den Samoa-Inseln ist, da diese sämtlich von verhältnismäßig geringer Ausdehnung sind und die Gruppe im Gebiete des Südostpassates liegt, ein nicht so heißes, als man erwarten könnte. Die mittleren Monatstemperaturen für Apia betragen nach zwei einvierteljährigen Beobachtungen für die Monate des Jahres vom Januar an 26,1 25,2 25,7 25,9 25,4 25,0 24,1 25,3 26,0 25,8 26,6 26,7 Grad, das Jahresmittel beträgt 25,7 Grad Celsius.

Das Jahr zerfällt in eine trockene und in eine Regenzeit. Die letztere beginnt für die Samoagruppe im November, mitunter früher, häufig auch erheblich später und endet etwa im April. Nicht selten werden die Samoa-Inseln durch heftige Orkane heimgesucht; über die bezüglichen meteorologischen Verhältnisse geben wir die Schilderung eines Schiffkapitäns Obermüller nachstehend wieder: „In den Sommermonaten, wie sie auf den Samoa-Inseln vorkommen, d. i. von Januar, namentlich bis März und Mitte April, aber besonders im März zur Zeit des Äquinoktiums, hat man Orkane zu erwarten. Dieselben beginnen mit heftigem Nordostwind und gehen über Norden und Westen, endigen im Südwesten. Denselben gehen meist wochenlange Weststürme mit Regen und niedrigem Barometerstande voraus, die Atmosphäre eigentümlich beengend und schwül machend. Klärt es sich dann im Nordosten auf mit noch tiefer fallender Quecksilbersäule, so ist der Orkan nahe, und um so näher dem Beobachtungspunkt, je tiefer der Stand der ersteren. Ist der Sturm ausgebrochen, so fällt das Barometer so lange noch weiter und zwar stoßweise mit geringerer Steigerung vor jeder Depression, bis der Wind nach West sich gedreht hat. Es dauern diese Orkane meist ein bis drei Tage und tritt nach Beendigung derselben meist schönes Wetter mit Passatwind ein. In der Samoagruppe sind übrigens

diese verheerenden atmosphärischen Störungen nicht häufig; sie treten unregelmäßig in langen Jahresfristen auf. Während der letzten zehn Jahre haben z. B. nur zwei Orkane die Gruppe berührt, wovon der eine weniger durch die Gewalt des Windes, als durch die sehr aufgeregte See Schaden verursachte. Unvergeßlich wird in dieser Beziehung der Januar des Jahres 1865 für die Einwohner Apias sein, wo die Orkansturzsee in die Bucht hineinrollte, den niedrigen Küstenstrich unter Wasser setzend. Eine deutsche Bark, welche daselbst vor Anker lag, wurde in der Nacht zum Scheitern gebracht, wobei von der ganzen Besatzung nur ein Matrose durch ein glückliches Ungefähr das Leben rettete. Der Strand bot nach Beendigung des furchtbaren Phänomens einen betrübenden Anblick der Zerstörung dar, indem er mit unglaublichen Massen von Baumstämmen, Sand, Korallen, Schiffstrümmern u. s. w. bedeckt war. Der eben erwähnte zweite Orkan war sehr lokal und verheerte allein die Insel Tutuila. Im Süden der Samoagruppe, in den Tonga- und Viti-Inseln sind diese Orkane viel häufiger, beinahe jährlich im März und April wiederkehrend. Sie entstehen dort im Südosten und enden im Nordwesten. Außerdem, daß sie die Gestade der befallenen Inseln mit Schiffstrümmern bestreuen, hinterlassen sie das Land im Zustande einer Einöde, indem viele Bäume umgeweht und die stehenbleibenden ihrer Blätter beraubt werden. Am besten widerstehen die Kokospalmen der Gewalt solcher Stürme, indem die Elasticität ihres Stammes denselben sich vor dem Winde tief hinabzubiegen erlaubt. Nur selten sieht man auch diese Palme strichweise vor dem Winde hingemäht und kann man dadurch auf die ganz außerordentliche stoßwirkende Kraft solcher Orkanwinde schließen. Der Orkan beeinträchtigt übrigens bedeutend die Produktion der von demselben befallenen Inseln für einige Jahre, bis sich wieder alles erholt hat. Die Ursache dieser Orkane ist wohl in dem Kampf der nordwestlichen Winde mit

dem Passatwinde zu suchen, da namentlich im Monat März und Anfang April, also zur Zeit des Winteranfangs, wo der Ostwind mit frischer Kraft zu wehen beginnt und der Nordwestwind noch gegen diesen steht, solche atmosphärische Störungen aufzutreten pflegen. Die Eingeborenen haben den Glauben, daß viele und heftige Gewitter zur Sommerzeit mit Blitz und Donner die Orkanbildung verhindern. Es würde dies dafür sprechen, daß elektrische Kräfte bei dem Entstehen dieser Naturerscheinung eine wesentliche Rolle spielen. Thatsache ist es, daß der Beginn und Abschluß der Orkane meist von häufigen elektrischen Erscheinungen in Form der Blitze begleitet ist."

Ein solcher jeder Beschreibung spottender Orkan hatte im Jahre 1889 die deutsche Marine schwer geschädigt, indem von den drei damals in der Bucht von Apia befindlichen deutschen Kriegsschiffen, der Korvette „Olga", dem Kreuzer „Adler" und dem Kanonenboot „Eber" die beiden letzteren total vernichtet und die Olga schwer beschädigt wurde, wobei eine große Anzahl tüchtiger Seeleute und braver Offiziere in dem tückischen Gewässer ihren Tod fanden.

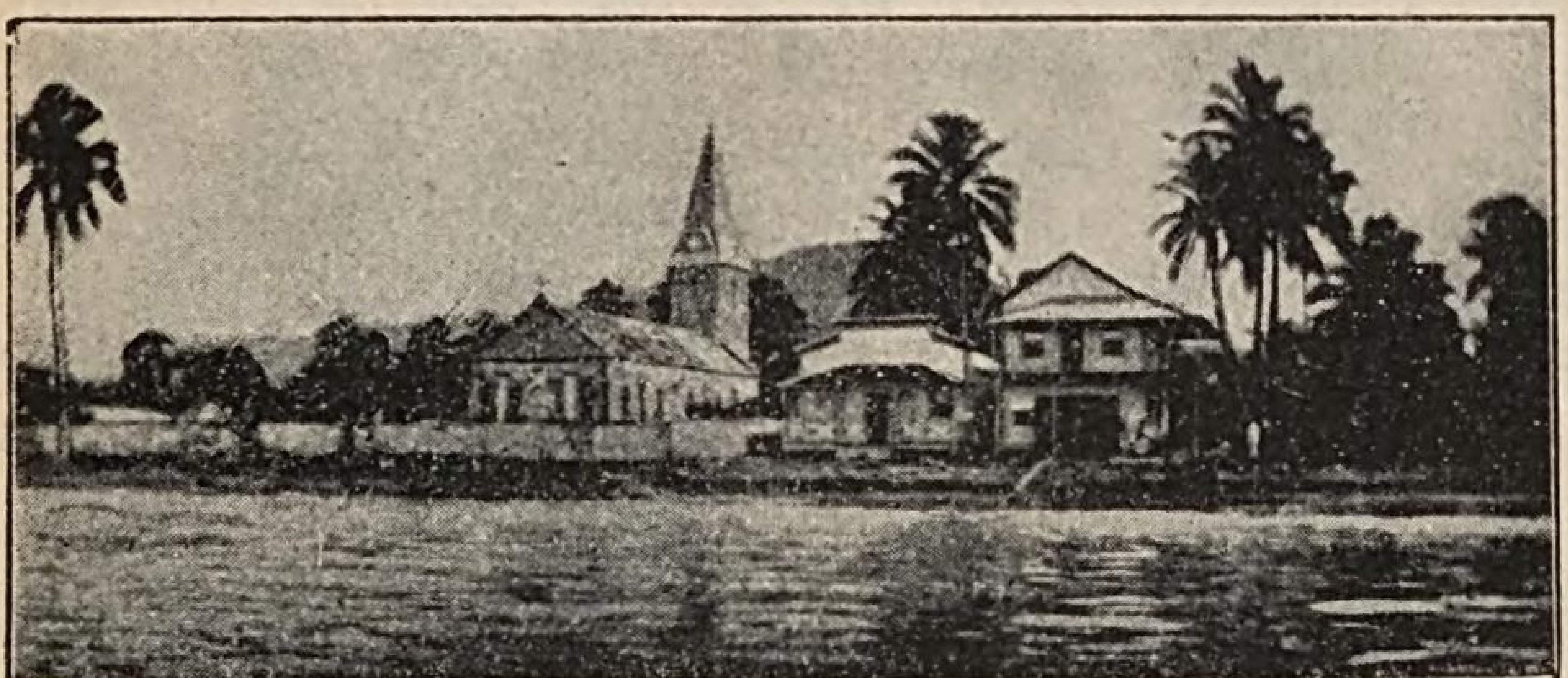
Das Klima auf den Samoa-Inseln ist als ein gutes zu bezeichnen, das die Europäer leicht ertragen, und auch die gesundheitlichen Verhältnisse auf den Inseln sind im allgemeinen recht günstige; Fieber kommt daselbst fast gar nicht vor. Dysenterie, diese sonst in den Tropen sehr gefürchtete Krankheit, ist ebenfalls selten. Nur die Elefantiasis, eine häßliche Krankheit, die ein Anschwellen der Gliedmaßen, besonders der Beine, zur Folge hat, tritt auf den Samoa-Inseln, wie überhaupt in der Südsee, nicht selten auf; doch werden hiervon meist nur die Eingeborenen, sehr selten die Europäer befallen.

Die Eingeborenen der Samoa-Inseln gehören der Gruppe der Polynesier an. Es sind wohlgebaute Leute von ziemlich bedeutender Körpergröße und schöner kräftiger Figur, hellbrauner oder dunkelbrauner Haut-

farbe. Das weibliche Geschlecht ist im allgemeinen erheblich kleiner und weniger schön. Die Haare der Samoaner sind schwarz und lockig, das Gesicht rundlich mit hoher Stirn, starken und vorstehenden Backenknochen, großer Nase, der Mund durch rote, dicke, etwas aufgeworfene Lippen eingefaßt, zwischen denen blendend weiße wohlgepflegte Zähne sichtbar werden. Der Bartwuchs ist ziemlich spärlich, Hände und Beine sind verhältnismäßig klein, der Körper, besonders bei den wohlhabenden, die Arbeit nicht übermäßig liebenden Eingeborenen oft mit Fett durchsetzt. Von Natur sind die Samoaner freundlich und gutmütig, unter Umständen aber auch recht gewaltthätig, lügenhaft und der Sinnlichkeit ergeben. Der Kannibalismus, dem die Eingeborenen huldigten, hat lange Zeit den Fremdenverkehr von den ungastlichen Gestaden der Samoagruppe fern gehalten. Freilich wurden in späterer Zeit Europäer gern dort aufgenommen, doch waren dies im Anfang dieses Jahrhunderts besonders Abenteurer, desertierte Matrosen, Meuterer auf Handelsschiffen, die für die Heimat unmöglich geworden, auf jenen Inseln ihr Dasein fristeten und den Eingeborenen Lehrmeister wurden, in mancher Hinsicht im guten, noch mehr aber im schlechten Sinne. Durch Abenteurer ist zuerst das Christentum nach den Samoa-Inseln verpflanzt, dort aber in einer recht verstümmelten Form aufgenommen worden, so daß die Missionäre in der Südsee in neuerer Zeit Mühe hatten, den wahren Geist unserer Religion unter den Eingeborenen Samoas zu verbreiten. Die Religion der Samoaner ist jetzt allgemein das Christentum und zwar der Protestantismus.

Mit der Kleidung der Samoaner ist es ziemlich spärlich bestellt; insoweit nicht neuerdings von einzelnen die europäische Kleidung nachgeäfft wird, besteht die Hülle der Civilisation, die sich der Samoaner umwirft, aus einem schmalen Hüftenwurf, meist aus Kattun, ein Handelsartikel, der das in früherer Zeit gebrauchte

einheimische Gewebe aus dem Bast gewisser Bäume vollkommen verdrängt hat. Das Leben der Insulaner ist wie bei den meisten Naturvölkern ein recht einfaches. Die Natur hat ihnen ein fruchtbares Land beschert, auf dem ohne viele Mühe und Aufwendung ihrerseits, ihnen der Lebensunterhalt in reichlichem Maße zuwächst. Ihre Nahrung besteht zum größten Teil aus den einheimischen Früchten und Getreidearten, zu denen nur selten als Zukost Schweinefleisch tritt, da man diese Tiere verhältnismäßig selten schlachtet, im allgemeinen nur bei größeren Festlichkeiten.

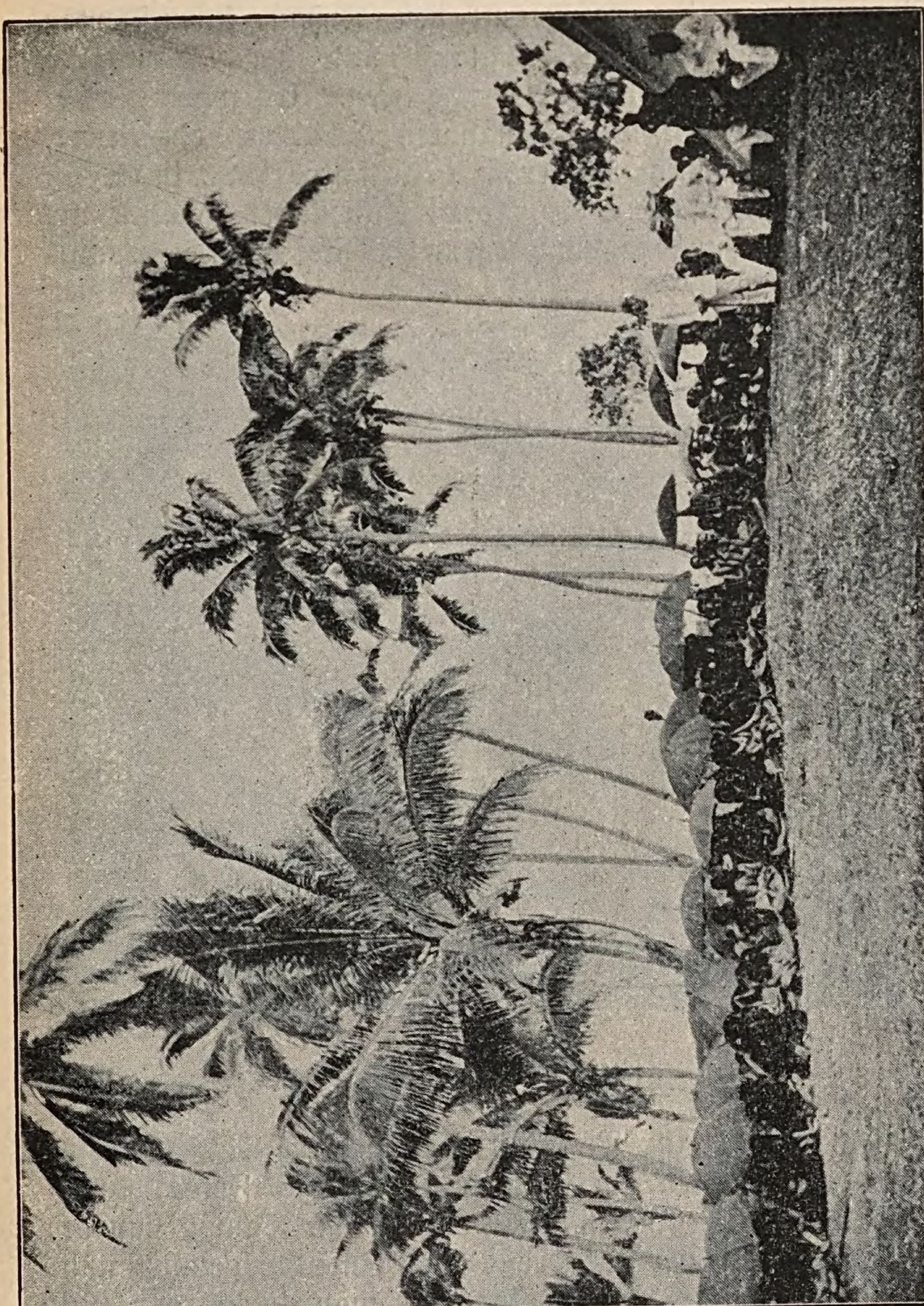


Kirche in Apia
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

Die Beschäftigung der Samoaner bilden außer Essen und Trinken noch das Spiel, Tanz, Gesang, Rudern und Fischen; besonders geschickt sind die Eingeborenen in der Anfertigung von Matten und Stoffen, sowie in der Herstellung von mancherlei Hausgerät. Zu harter Arbeit entschließen sie sich ungern und lassen sie sich dieselbe teuer bezahlen. Die Hauptarbeit in Samoa verrichten von anderen Inseln eingeführte Arbeiter. Die verschiedenen Arbeiten wie auch ihre Spiele pflegen die Samoaner mit Musik zu begleiten und zwar sowohl durch rhythmische, wohlgereimte Gesänge, wie durch Trommeln und den Ton der Bambusflöten und Muscheltrompeten. Das Hauptgetränk der Samoaner bildet

das nicht berauschende sogenannte Kava, ein dunkelgraues, schmutzig aussehendes Gebräu von bitterem Geschmack, dessen Herstellung eine nicht gerade sehr appetitliche ist. Frauen und junge Mädchen nämlich lagern sich im Kreise um eine flache auf drei kurzen Füßen ruhende Schale herum, brechen zunächst kleine Stücke der getrockneten Kavawurzel ab, stecken dieselben in den Mund, kauen diese Wurzelstückchen ordentlich durch und spucken den ausgekauten Brei in die Schale hinein; hierauf gießen sie dann Wasser, das mit dem Brei durch Umrühren ordentlich vermischt wird; so ist das köstliche Getränk der Samoaner fertiggestellt, das merkwürdigerweise auch mancher Europäer nicht verschmäht. Kokosnußschalen dienen den Eingeborenen als Trinkbecher für das herrliche Gebräu. Die Wohnräume der Samoaner bilden niedrige Hütten von meist länglich viereckiger Form, deren Dach aus Palmblättern, Schilf oder Zweigen hergestellt ist, während die mit Fenstern und Thüren versehenen Wände, die zum Teil auf einem Fundament von Steinen ruhen, aus Matten oder Rohr hergestellt sind. Die Wohnungen zeichnen sich durch große Sauberkeit aus. Das Meublement ist sehr einfach und besteht eigentlich nur aus dem Koch- und Eßgeschirr und einzelnen hölzernen Schemeln; selbst Bettstellen sind zumeist nicht vorhanden, da sich die Samoaner auf selbstgeflochtenen Matten auf der Erde lagern. Den Fischfang liebt der Insulaner ganz besonders, den Landbau betreibt er nur in sehr geringem Maße. Hauptsächlich bauen die Leute Kokosnußpalmen, Orangen, Zuckerrohr, Brotfruchtbäume, Yams und Pisang.

Feuerwaffen sind auf Samoa in ungeheuren Massen von Europa eingeführt und haben Speere, Beile, Keulen, die ursprünglichen Waffen der Samoaner, ziemlich verdrängt. Der Tierreichtum der Samoa-Inseln ist ein sehr geringer. Am reichhaltigsten ist, abgesehen von den vielen Fischen, die das Meer aufweist, die Vogelwelt vertreten, deren besondere Repräsentanten Papa-



Versammlung der Häuptlinge in Apia. Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

ruhige und geordnete Zustände auf der Inselgruppe wieder herbeizuführen, ohne dabei die politische Gleich-

berechtigung der drei auf den Inseln interessierten Mächte, Deutschland, England und der Vereinigten Staaten von Nordamerika zu stören. Es wurden Verhandlungen mit den genannten Mächten eingeleitet, welche zur Samoa-Konferenz des Jahres 1889 in Berlin führten, einer Konferenz, deren schließliches Resultat die Wiedereinsetzung des durch sein Exil auf den Marschalls-



König Tamasese
Nach einer Photographie von Marineoberzahlmeister a. D. Sturtz

Inseln etwas zur Vernunft gekommenen Malietoa als von den Mächten anerkannten Königs zur Folge hatte. Die Regierung und Gerichtsbarkeit in Samoa wurde unter der Aufsicht der drei Vertragsmächte geführt und geleitet. Dies Samoa-Abkommen war indes nur ein momentanes Auskunftsmittel; ein friedliches Nebeneinanderarbeiten der Vertreter der drei Mächte war bei der Zersplitterung der Samoaner, die alle Augenblicke

Namenverzeichnis

Druck von Oscar Brandstetter in Leipzig

17.2.93

Schmidt, Rochus

Deutschlands Kolonien, ihre Gestaltung, Entwickelung und Hilfsquellen

Bd.: 2

Berlin 1895